


AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943



<36633750800018



Rußlands Novellendichter.

Dritter Theil.

3

Rußlands Novellendichter.

Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen

von

Dr. Wilhelm Wolfsohn.

Dritter Theil.

Alexander Herzen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1851.




Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Theils.

Alexander Herzen.



An Albert Cruciger in Altenburg.

Es wird vielleicht eben eine der Stunden über Dich gekommen sein, in die gegenwärtig für jeden Vaterlandsfreund alle Zeit ernster Betrachtung und stiller Einkehr in sich selbst getheilt ist. Eine Stunde bittern Unmuths im Gedanken an das jüngst Erlebte und an das, was jeder Tag Neues bringt. Eine Stunde, wo Du die brennende Schamröthe Deines Volkes auf Deinen Wangen fühlst, wo im Hinblick auf Ereignisse, quorum pars magna fuisti, auf Verwickelungen, aus denen täglich mehr entmuthigende Schwäche und Rathlosigkeit hervorgeht, sich Dir die vorwurfsvolle Frage entwindet: Wer ist Schuld?

Und da wirft Dein alter Freund Dir ein Büchlein in die Hände, eine russische Geschichte, eine übersetzte Novelle — die trägt dieselbe jetzt gewiß tausendstimmig wiederholte Frage an der Stirn! Was ist das? Ein neckender Wiederhall aus Rußland? oder gar ein Echo nordischen Mitgefühls? oder nichts weiter als die pikante Zufälligkeit eines für den Augenblick bezugsreichen Buchtitels?

Denn so sehr ist jetzt alle Welt von der durchgreifenden Zeitstimmung beherrscht, daß ich annehmen kann, auch der gewöhnlichste Leihbibliothekenkunde ist versucht zu glauben, wer in diesem Augenblicke mit dieser Frage in Deutschland auftritt, und wär's ein russischer Novellist, könne sie nicht außer allem Zusammenhange mit dem schmerzlichsten Anliegen des deutschen Volkes gethan haben.

Und doch dürfte es Dich wohl überraschen, wenn ich Dir versichere, ich theile hier das Product eines russischen Novellenschreibers mit, dessen ganzes Denken und Dichten inniger mit den Zeitbewegungen zusammenhängt, als die Werke manches deutschen Geschichtschreibers. Du erwartest es wol doch nicht, daß der Titel dieser Novelle wirklich eine verzweifelte Frage aus seinem Munde ist, die er in der Betrachtung gleicher Misverhältnisse, im Drange gleicher Wünsche, in der Erwägung gleicher Interessen gethan, wie sie jetzt jedes deutsche Gemüth so lebhaft und schmerzlich beschäftigen.

Aber so ist es in der That. Nur wirst Du natürlich diese Andeutungen nicht allzuspeciell auf politische Wirren und Ereignisse des Tages beziehen. Eine Novelle, die, wie die vorliegende, 1847 erschien, als Ludwig Philipp's Stern noch leuchtete und die Welt anscheinend in tiefster Ruhe lag, kann freilich auch nicht in der Rückspiegelung fremder Theilnahme sich um Streitfragen drehen, die jetzt in den Dresdner Conferenzen zur Ausgleichung kommen sollen; und eine Seelengeschichte, ein wenn auch noch so sehr innerlich bewegtes Stillleben, ein Familienschicksal wie das, was sich hier vor unsern Augen entwickelt, kann nicht einmal im Rahmen einer Tendenznovelle einen Beitrag zur Tageschronik geben. Dennoch

ist dieses Buch nicht zu früh in Rußland erschienen, wie es jetzt in Deutschland nicht zu spät kommt: so zeitgemäß ist seine culturhistorische, so eingreifend seine sittliche Bedeutung. Dennoch ist das eine Geschichte, in der es dem Verfasser nicht darauf ankam, das alte rührende Liebesthema mit neuer Rührung abzuleiern; dennoch handelt es sich hier nicht blos um das gebrochene Herz des und des Mannes und des und des Weibes. Nein, hier sind an die individuellsten Beziehungen weltbewegende Motive geknüpft; hier geht über das Bild einer trivialen Allgemeinheit und eines persönlich begrenzten Idealismus weit hinaus ein gewaltiger Protest gegen Mißstände des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens: ein Protest, der auf die ihn bedingenden Principien zurückgeführt, sogleich mit den brennendsten Fragen in Deutschland zusammenfällt; Mißstände, die hier zwar zunächst in den russischen Verhältnissen nachgewiesen werden, die aber, in ihre Consequenzen aufgelöst, auch die eiternde Wunde des gesammten deutschen Lebens bloslegen. Jener Gedanke, der in Herwegh's Worten so mächtig ergriff —

„Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!"

er tritt hier in jedem Zuge der ernsten und satyrischen Lebensdarstellung hervor. Und wie reich ist diese Darstellung an den mannigfaltigsten Sitten- und Charakterbildern! Welchen Einblick gewährt sie in die Verhältnisse eines Volkes, in die Zustände eines Landes, über das der deutsche Buchhandel jahraus jahrein so vielen Anekdotenkram von kenntnißlosen, flüchtigen Touristen zu Markte bringt!

Gerade jetzt, wo Rußland den europäischen Verhält-

nissen gegenüber eine Stellung eingenommen, durch die es die erneute, man kann sagen ängstliche Aufmerksamkeit aller Völker auf sich zieht, gerade jetzt sollten die Deutschen, die ja so gern auf den Grund gehen, von Neuem die Wichtigkeit ermessen, die Lebenselemente Rußlands kennen zu lernen; dabei aber sollten sie endlich denn doch zur Ueberzeugung gelangen, daß Niemand ein treueres, anschaulicheres Bild des russischen Lebens, der russischen Sitten und Zustände zu entwerfen vermag, als der einheimische Beobachter, wenn er nicht blos die Erscheinungen bis in's Einzelnste verfolgt, sondern auch den ideellen Zusammenhang, die innersten Bedingungen mit psychologischem Scharfblick durchschaut. Und wer könnte die Mittel und Einflüsse, die bis jetzt in Rußland gewirkt, so wie die Elemente, die trotz alledem zum Durchbruch kommen, heller beleuchten, wer die vergangene, die gegenwärtige, ja, so weit es möglich ist, sogar die zukünftige Entwickelung eines Stammes, der offenbar eine eigenthümliche Mission in der Geschichte der Menschheit zu erfüllen hat, treffender bezeichnen und sicherer andeuten, als der russische Denker, der auf der Höhe der Zeitideen, auf der Höhe philosophischer Bildung steht?

Daß Alexander Herzen ein solcher Beobachter, ein solcher Denker ist, davon hat er in den letzten paar Jahren auch in Deutschland und Frankreich literarische Proben von unbestrittenem Werth und von dem allgemeinsten Interesse gegeben.

Der deutsche Ursprung, auf den sein Name und mehr noch seine Geistesrichtung schließen läßt, liegt allerdings bei ihm sehr nahe, da seine Mutter eine geborne Würtembergerin ist. Väterlicherseits aber ist Herzen von

echt russischer Abkunft, Russe ist er seiner ganzen Erziehung nach. Geboren 1812 in Moskau (während des Brandes), erhielt er bis zu seinen akademischen Studien Privatunterricht im elterlichen Hause. Er kam dann auf die Moskauer Universität, wo er mit Eifer mathematische und Naturwissenschaften trieb. Kaum hatte er die Universität verlassen und, gegen seine Neigung, die staatsdienstliche Laufbahn betreten, als ein plötzliches Ereigniß ihn in eine folgenschwere polizeiliche Untersuchung hineinzog. Es hatte nämlich eine Gesellschaft seiner Jugendfreunde einen lustigen Tag und noch lustigern Abend verlebt. Man saß in der Wohnung eines jungen Offiziers traulich beisammen, als dieser von einem seiner Kameraden Besuch erhielt. In der heitern Stimmung des Augenblicks regte sich gegen den Fremden kein Mißtrauen, und einer aus der Genossenschaft, ein geborner Sibirier, durch ein glückliches Verstalent bekannt, trug, vom Wein erhitzt, ein Gedicht von mehr als revolutionärem Geiste vor. Der fremde Offizier ging davon und glaubte seine Dienstpflicht erfüllen zu müssen, indem er das Gehörte sofort der geheimen Polizei anzeigte. Noch in derselben Nacht wurde die ganze Gesellschaft verhaftet. Unter ihren Papieren, die man zugleich in Beschlag genommen, fanden sich auch Briefe von dem jetzt als Lyriker ausgezeichneten Nikolaus Ogarew, von Herzen u. A. Letzterer, den eine gewisse Frivolität strafwürdig erscheinen ließ, wurde nach Wladimir und hierauf nach dem entfernten, hoch im Norden gelegenen Wjatka versetzt. Hier, in dieser außereuropäischen Einöde, wandte er sich mit dem andauerndsten Fleiß dem Studium der Philosophie, vor Allem Hegel's, zu.

Von Wladimir aus hatte er ein kühnes Wagestück versucht, das, wenn es mislang, ihn für immer in's Verderben gestürzt haben würde. Es hatte jedoch den besten Erfolg und gründete für immer sein Lebensglück. Er wußte heimlich nach Moskau zu gelangen und aus einer kaiserlichen Erziehungsanstalt sich seine Braut zu holen, ein ihm nahverwandtes Mädchen, mit welchem er sich in einem Dorfe trauen ließ. Diese Frau ist es, die ihm eine wahrhaft gesegnete Häuslichkeit geschaffen, ihr hat er „zum Zeichen der tiefsten Sympathie" die vorliegende Novelle gewidmet. — Den Bemühungen seiner hochgestellten Verwandten dankte er's damals daß die unausbleibliche Entdeckung keine gefährlichen Folgen nach sich zog.

Diesen Bemühungen glückte es endlich auch, seine Wiederversetzung nach Petersburg zu bewirken. Hatten ihn aber seine Briefe schon einmal in's Unglück gebracht, so wäre es hier bald zum zweiten Male geschehen. Einem Freunde in Moskau theilte er ohne alle Nebenabsicht das Gerücht von einem Straßenmorde mit, den ein Petersburger Sicherheitswächter verübt haben sollte. Ich weiß nicht, wie man von diesem Briefe Kunde erhielt — genug, Herzen wurde auf's Neue verhaftet, auf's Neue in Untersuchung gezogen, ein Fall, der seiner erschreckten Frau beinahe das Leben gekostet hätte. Doch auch jetzt rettete ihn der Einfluß seiner Verwandten; er erhielt seinen Abschied mit dem Range eines Hofraths und die Erlaubniß nach Moskau zurückzukehren.

Hier begann seine schriftstellerische Thätigkeit. Die philosophische Abstraction allein hatte Herzen nicht befriedigen und erfüllen können; neben seinen philosophischen

Studien vertiefte er sich daher mehr und mehr in die Naturwissenschaften, wobei indeß überwiegend philanthropische Tendenzen seine Forschung leiteten. Als die erste Frucht derselben veröffentlichte er in den von Krajewsky herausgegebenen „Vaterländischen Memoiren" eine Reihe „Briefe über das Studium der Natur", die noch lange nicht abgeschlossen, soweit sie aber bis jetzt erschienen sind, schon einen starken Band bilden würden. Leider ist die Fortsetzung derselben kaum mehr zu erwarten. So weit sie bis jetzt vorliegen, sind sie ihrem Grundgedanken wie der Ausführung nach eine der bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur, und haben denn auch die Aufmerksamkeit aller Gebildeten Rußlands in hohem Grade erregt. In lebendiger, scharfsinniger Darstellung giebt der Verfasser eine Uebersicht der philosophischen Systeme bis und mit Baco, und von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft unterwirft er dieselben einer genauen kritischen Prüfung. Indem er die Natur im weitesten Sinne auffaßt, legt er in solcher Uebersicht die Entwickelung der kosmischen Ideen dar, die er wahrscheinlich bis zu ihrer gegenwärtigen Phase fortführen wollte, um schließlich hieran seine eigenen Folgerungen und Ansichten zu lehnen.

Das lebhafte Interesse Herzens für alle Erscheinungen auch in niederen Sphären des Lebens, in der Gesellschaft, gab den ersten Impuls zu seinen belletristischen Schriften, die in gewissem Sinne als eine Fortsetzung seiner Lebensbeobachtung, wie sie sich in jenen „Briefen" geltend machte, nur in anderer Richtung, zu bezeichnen sind. Von der Höhe wissenschaftlicher Principien stieg er in den engen Kreis persönlicher menschlicher Verhält-

nisse herab und widmete sein Darstellungstalent der Physiologie und Pathologie der russischen Gesellschaft, die Niemand genauer kennt als er. Unter dem Namen „Iskander" trat er mit Novellen, kleinen Romanen, humoristischen Schilderungen, Sittengemälden u. dergl. auf. Ohne den Dichternamen nur irgendwie zu beanspruchen, machte er es sich zur Aufgabe, in anschaulicher populärer Form die Natur des russischen Volkes und der russischen Gesellschaft darzustellen. Von solchem Gesichtspunkte aus sind alle seine belletristischen Schriften zu betrachten, wobei man jedoch nicht außer Acht lassen darf, daß Herzen ein lebensvoller Geist ist im schönsten Sinne des Wortes, daß ihm nichts von gelehrtem Pedantismus anklebt. Wenn ich meinerseits aber auch kein Bedenken trage, ihn den russischen Novellendichtern beizugesellen, so geschieht es, weil, abgesehen von dem hohen culturhistorischen Werth seiner Novellen, in ihnen wirklich auch bedeutende dichterische Elemente liegen. Nicht nur, daß er eine reiche Ader von Humor hat, seine tief eindringende Beobachtung, das dramatische Leben seiner Darstellung, sein psychologischer Feinsinn, verleihen seinen Schilderungen nicht selten einen wahrhaft künstlerischen Charakter. Seine Gestalten sind frisch aus dem Leben gegriffen; seine Combination ist natürlich und geistreich; überall blickt eine Fülle äußerer und innerer Erfahrung durch, überall verräth sich umfassende Anschauung und poetischer Gedankenreichthum.

Mit der Erzählung, welche ich hier den deutschen Lesern mittheile, schließt sich Herzen insofern an Gogol an, als er, wie dieser, das russische Leben ohne Schminke,

ohne Aufputz, in seiner Nacktheit darstellt. Gogol freilich, mit seiner durch und durch poetischen Ursprünglichkeit, weiß über alles Unschöne des Stoffs mit sprühender Phantasie, mit dem hinreißendsten, farbenreichsten Humor viel leichter hinwegzukommen. In der Urkraft und Frische dieses Humors ist ihm so wenig irgend ein Schriftsteller Rußlands gleichgekommen, als es in der gesammten Nationalliteratur der Russen etwas giebt, das auch nur im Entferntesten an die homerische Plastik seiner kleinrussischen Erzählungen reicht, namentlich jener von größerm Schwung, wie der „Taras Bulba", der sich zum Epos erhebt. Aber in psychologischer Analyse, in philosophischer Auffassung selbst der unscheinbarsten Einzelheiten ist ihm Herzen überlegen.

Im Februar 1847 reiste Alexander Herzen nach Deutschland, wo er einige Zeit in Königsberg, Berlin und Köln lebte, und von da über Brüssel nach Frankreich und Italien. Ein Jahr darauf überraschte ihn hier der Sturm, der ganz Europa erschütterte. Er eilte nach Paris. In Folge seiner lebhaften Sympathie für die Bewegung wurde er jedoch bald als einflußreicher Förderer der Umsturzpartei verdächtigt und mußte im Mai 1849 nach Genf flüchten. Im November ging er nach London, und kehrte von da nach Paris zurück, wurde aber von Neuem ausgewiesen. Er lebte hierauf in Nizza und hatte, wie ich gehört, die Absicht, nach Amerika zu segeln.

Aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes im Auslande rühren eine Menge Reisebriefe und Aufsätze vermischten Inhalts, die er nach Petersburg schickte. Ein Theil derselben erschien in einer Petersburger Revue („der Zeitgenosse"), die Veröffentlichung des Uebrigen machte die Strenge der Censur unmöglich. Sehr zu bedauern ist,

daß die zweite Hälfte eines höchst interessanten Artikels „über die Ehre" (eine geschichtliche Entwickelung des Begriffs, der damit zusammenhängenden Sitte im westlichen Europa, des Duells rc.) in Folge dessen nicht zum Abdruck kam. Auch einen in Italien geschriebenen Roman „die Pflicht geht über Alles" schickte Herzen in Manuscript nach Rußland; dieser aber wurde von der Censur ganz zurückgewiesen. Als ihm nun die literarische Oeffentlichkeit im Vaterlande versagt blieb, betheiligte er sich an französischen und deutschen Zeitungen, und zwei Schriften, die Aufsehen erregt haben, sind von ihm in deutscher Sprache erschienen: „Vom andern Ufer" und „Briefe aus Italien und Frankreich" (1848—1849). Beide Schriften sind in kritischen Blättern mit mehr oder weniger Gründlichkeit, zum Theil auch schief und einseitig besprochen worden, im Ganzen aber mit voller Anerkennung des Geistes und der Beobachtungsschärfe, die der Verfasser an den Tag gelegt. Ich muß hier eine nähere Beurtheilung derselben aus mehr als einem Grunde unterlassen.

Ich sah Herzen in Moskau im Jahre 1845. Der hohe ideelle und sittliche Gehalt, der in seinen Schriften liegt, tritt noch ergreifender in seiner Persönlichkeit hervor. Ein Mann, der ihn in verschiedenen Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit gehabt, sagte mir von ihm: „C'est un homme à toute épreuve. Aufrichtigkeit und Wahrheit ist der Grundzug seines Charakters; er hat kein Geheimniß; wie vor seinen nächsten Freunden, so trägt er vor der ganzen Welt das Herz auf den Lippen. Er ist nicht nur ein klarer Geist, er ist eine durchsichtige Seele. Darum ist ihm Heuchelei, in welcher

Gestalt auch immer, völlig fremd. Darum spricht er alles entschieden, ja bisweilen zu schroff aus. Von feurigem, sanguinischem Temperament, verfällt er nicht selten in's Extrem, nie aber wird er seiner innersten Natur untreu. Alles was an gleißnerische Empfindsamkeit streift ist ihm verhaßt, aber es kann kein weicheres, empfänglicheres Herz geben als das seine. Wie er mit größter Lebhaftigkeit einen Eindruck erfaßt, so bewahrt er ihn tief, treu und dauernd."

Die Gelegenheit, einen solchen Charakter in seinen Schriften kennen zu lernen, wird Niemand freudiger ergreifen, als Du, lieber Freund, und wer Dir gleicht an Kraft und Gesinnung.

Möge denn dieses Buch vor Allen solchen Lesern in die Hände kommen!

Leipzig, im December 1850.

Wilhelm Wolfsohn.

Wer ist Schuld?

Von

Alexander Herzen.



Erster Theil.

Erstes Capitel.

Der General und der Hauslehrer.

Es ging auf den Abend. Alexej Abramowitsch stand auf dem Balkon. Er konnte nach einem zweistündigen Mittagsschlafe noch nicht zu sich kommen: träge öffnete er die Augen und gähnte von Zeit zu Zeit. Der Diener trat mit einer Meldung ein; doch Alexej Abramowitsch fand es nicht nöthig, ihn zu bemerken, und der Diener wagte nicht, den Herrn zu stören. So vergingen einige Minuten, worauf Alexej Abramowitsch fragte:

„Was willst Du?"

— „Während Excellenz ruhten, ist der Lehrer aus Moskau angekommen, welchen der Doctor mitgebracht."

„Was ...?" (Wie das eigentlich zu interpungiren ist, mit einem Frage- oder Ausrufungszeichen — haben die Umstände nicht entschieden.)

— „Ich führte ihn in das Zimmer, wo der Deutsche gewohnt hat, welchen Excellenz entlassen haben."

„Was?"

— „Er bat, es Excellenz zu sagen, wenn Sie erwachen.“

„Ruf' ihn herein.“

Nun wurde das Gesicht Alexej Abramowitsch's imponirender und würdevoller. Nach einigen Minuten erschien der Leibbursche und meldete: „der Lehrer ist da.“

Alexej Abramowitsch schwieg eine Weile, dann rief er mit drohendem Blick auf den Burschen: „Hast du das Maul voll, Dummkopf? Muffelt, daß man keine Silbe versteht!“ Doch setzte er, ohne eine Wiederholung abzuwarten, gleich hinzu: „der Lehrer soll hereinkommen,“ und ließ sich nieder.

Ein junger Mann von etwa drei und zwanzig Jahren, schlank, blaß und blondhaarig, in recht engem Frack, trat ängstlich und verlegen auf.

„Sein Sie mir gegrüßt, Verehrtester!“ sagte der General, ohne aufzustehen, mit wohlwollendem Lächeln. „Mein Doctor hat sich sehr günstig über Sie ausgesprochen; ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden sein. He, Basil! (dabei pfiff er) warum bringst Du dem Herrn keinen Stuhl? Denkst wol, es sei nicht nöthig, weil's ein Lehrer! Ei, ei! wann hobelt man euch nur ab, und macht euch zu Menschen! ... Haben Sie die Güte. Sehen Sie, Verehrtester, ich habe einen Sohn: ein guter Junge, hat Fähigkeiten; ich möchte ihn zur Militairschule vorbereiten lassen. Französisch spricht er, deutsch kann er zwar nicht sprechen, versteht es aber. Der deutsche Lehrer, den ich bekam, war ein Trunkenbold und gab sich nicht viel mit dem Jungen ab; auch habe ich ihn selbst, ich gestehe es, am meisten mit der Wirthschaft beschäftigt: er bewohnte das Zimmer, das man Ihnen jetzt angewiesen; ich habe ihn aus dem Hause gejagt. Daß ich es Ihnen offen sage: es liegt mir gar nicht daran, daß aus meinem Sohn ein Magister oder Philosoph werde — aber, Verehrtester, wiewol es mir, Gottlob, nicht fehlt .... doch zweitausend fünfhundert Rubel

werde ich nicht umsonst geben. Sie wissen selbst, in unserer Zeit verlangt man auch zum Militairdienst alle diese Grammatiken und Arithmetiken.... He, Basil, rufe Michael Alexejewitsch herein!"

Der junge Mann blieb diese ganze Zeit stumm, erröthete, zupfte am Taschentuch und wollte etwas sagen: die Ohren sausten ihm vom Andrang des Blutes; er hörte nicht einmal recht genau die Worte des Generals, doch hatte er von dessen Rede im Ganzen eine Empfindung, wie wenn man mit der Hand ein Wallroßfell zurückstreicht. Nach Beendigung der Apostrophe entgegnete er:

„Ich werde die Pflichten, die ich als Lehrer Ihres Sohnes übernehme, gewissenhaft und ehrlich zu erfüllen suchen... es versteht sich, so weit meine Kräfte reichen.... Uebrigens werde ich mich in jeder Weise bestreben, Ihr... Ihrer Excellenz Vertrauen zu rechtfertigen.

Alexej Abramowitsch fiel ihm ins Wort:

— „Meine Excellenz, Liebster, wird nicht zu viel verlangen. Die Hauptsache ist, daß Sie Ihrem Schüler Lust einzuflößen wissen, ihn spielend lehren, verstehen Sie mich? Sie haben doch Ihre Studien beendet?"

„Freilich, ich bin Candidat."

— „Was ist denn das für ein neuer Rang?"

„Ein Gelehrtengrad."

— „Wenn ich fragen darf, sind Ihre Eltern am Leben?"

„Ja, Excellenz."

— „Geistlichen Standes wol?"

„Mein Vater ist Kreisarzt."

— „Da waren Sie wol auch Student der Medicin?"

„Ich studirte Physik und Mathematik."

— „Verstehen Sie Latein?"

„Ja wol, Excellenz."

— „Das ist eine ganz unnütze Sprache. Die Aerzte

brauchen sie allerdings — es läßt sich doch in Gegenwart des Kranken nicht gut davon sprechen, daß er morgen das Zeitliche segnet: aber was soll sie uns? Ich bitte Sie! ....“

Wer weiß, wie lange die gelehrte Unterredung noch gedauert haben würde, wenn nicht Michael Alexejewitsch (schlechtweg Mischa genannt) sie unterbrochen hätte. Es war ein kräftiger rothwangiger Knabe von dreizehn Jahren, wohlgenährt, mit sonnverbranntem Gesicht; er hatte ein Jäckchen an, das ihm in Zeit von wenigen Monaten zu eng geworden, und sah aus wie in der Regel die Alltagskinder reicher Landedelleute aussehen.

— „Hier ist Dein neuer Lehrer,“ sprach der Vater. Mischa scharrte mit dem Fuße. „Gehorche ihm und lerne ordentlich. Ich spare kein Geld; du mußt es zu benutzen wissen.“

Der Lehrer erhob sich, begrüßte Mischa artig, faßte ihn bei der Hand und sagte zu ihm mit sanfter, freundlicher Miene, er wolle Alles anwenden, ihm das Lernen leicht und angenehm zu machen.

— „Er hat auch schon mancherlei gelernt,“ warf Alexej Abramowitsch hin — „von der Madame, die bei uns im Hause ist; auch hat ihn der Pope unterrichtet, unser Dorfpope, ein Zögling des Seminars. Bitte, mein Lieber, examiniren Sie ihn doch einmal.“

Der Lehrer ward verlegen, sann lange, was er fragen sollte, und sprach endlich:

„Sagen Sie mir, welchen Gegenstand behandelt die Grammatik?“

Mischa blickte seitwärts, griff mit dem Finger in die Nase, und sagte: „Die russische Grammatik?“

„Gleichviel; die Grammatik im Allgemeinen.“

„Das haben wir nicht gelernt.“

— „Aber was hat denn der Pope mit Dir vorgenommen?“ rief der Vater streng.

„Papachen, wir lernten die russische Grammatik bis

zum Particip, und den Katechismus bis zu den Sacramenten."

— „Geh nun, zeige das Unterrichtszimmer .... Erlauben Sie, wie ist Ihr Vorname?"

„Dmitri," entgegnete der Lehrer erröthend.

— „Und Ihr Vatername?"

„Jakowlew."

— „So, Dmitri Jakowlitsch! Wollen Sie nicht nach der Reise etwas zu sich nehmen? Vielleicht ein Schnäpschen?"

„Danke, ich trinke nichts als Wasser."

— „Thut auch nur so!" dachte Alexej Abramowitsch, den die lange gelehrte Unterhaltung recht ermüdet hatte, und begab sich in den Salon zu seiner Gemahlin. Glafira Lwowna ruhte auf weichem türkischen Divan. Sie hatte eine Blouse an — ihre Lieblingskleidung, da jede andere sie drückte. Eine funfzehnjährige wahrhaft glückliche Ehe war ihr wohl bekommen: sie wurde wie die Adansonia boabab unter den Bäumen.

Die schweren Schritte ihres Alexis weckten sie; sie hob das verschlafene Gesicht empor, und als wäre es ihr zum ersten Mal im Leben begegnet, daß sie außer der Zeit eingeschlafen, rief sie voller Verwunderung: „Ach mein Gott! Ich bin ja hier eingeschlafen — denk' nur!"

Alexej Abramowitsch erstattete ihr nun Bericht über seine Bemühungen um Mischa's Erziehung. Glafira Lwowna war mit Allem zufrieden, und trank, während sie ihm zuhörte, eine halbe Flasche Quaß. Vor dem Thee pflegte sie täglich Quaß zu trinken.

Der neue Hauslehrer hatte mit der Audienz bei Alexej Abramowitsch noch lange nicht Alles überstanden. Schweigsam und aufgeregt saß er im Unterrichtszimmer, als der Diener eintrat und ihn zum Thee rief. Unser Candidat war noch nie in Damengesellschaft gewesen; er hegte ein eigenthümliches, instinktartiges Gefühl von Hochachtung

für die Frauen; sie waren in seinen Augen von einem gewissen Nimbus umgeben: er hatte sie entweder auf den Boulevards gesehen, geputzt und unzugänglich, oder auf der moskauer Bühne, wo jede Statistin ihm wie eine Fee oder Göttin erschienen war. Jetzt sollte er einer Frau Generalin vorgestellt werden — und sie ist gewiß nicht allein! Mischa hatte ihm bereits erzählt, daß er eine Schwester habe, daß eine „Madame" bei ihnen im Hause sei, und noch eine gewisse Lubinka. Der Candidat hätte nur zu gern wissen mögen, wie alt Mischa's Schwester sei; ein paar Mal versuchte ers, die Rede darauf zu bringen, getraute sich aber doch nicht, danach zu fragen, aus Furcht, roth zu werden.

„Nun, so kommen Sie!" sagte Mischa, der, schlau genug, wie alle verwöhnten Kinder, gegen Fremde sich still und bescheiden benahm. Der arme Candidat glaubte, indem er aufstand, daß ihn seine Füße nicht tragen würden; die Hände waren ihm kalt und feucht, es kostete ihm übermenschliche Anstrengung, bis er, einer Ohnmacht nahe, in den Salon trat. An der Thüre grüßte er ehrerbietigst das Stubenmädchen, welches drinnen die Theemaschine hergerichtet hatte.

„Liebe Glafira," sagte Alexej Abramowitsch: „ich stelle Dir den neuen Mentor unsers Mischa vor."

Der Candidat verneigte sich.

— „Ich freue mich sehr," sagte Glafira Lwowna, ein wenig mit den Augen blinzelnd, und mit einer gewissen Geberde, die ihr ehedem geglückt war; „unser Mischa hat längst eines guten Lehrers bedurft. Wir können es dem Doctor nicht genug danken, daß er Sie uns zugeführt. Ich bitte Sie ganz ungenirt zu sein. Wollen Sie sich nicht niederlassen?"

„Ich habe die ganze Zeit gesessen," murmelte der Candidat, der wirklich nicht wußte, was er sprach.

— „Nun ja, man fährt doch nicht stehend! ...." witzelte der Herr General.

Diese Bemerkung riß den Candidaten vollends um. Er griff nach einem Stuhl, den er in einer etwas excentrischen Weise hinstellte, und hätte sich fast daneben gesetzt. Aufzublicken wagte er nicht, als hätte er dabei das ärgste Unglück zu befürchten: vielleicht waren die Fräulein im Zimmer, sähe er sie, so müßte er sie grüßen. Wie finge er aber das an? Und dann hätte er's wohl thun müssen ehe er sich gesetzt.

— „Ich sagt' es Dir," sprach der General halblaut: „eine verschämte Jungfer."

„Le pauvre, il est à plaindre!" bemerkte Glafira Lwowna und biß sich in die vollen Lippen.

Der Frau Generalin gefiel der junge Mann auf den ersten Blick. Und zwar aus mehren Gründen. Erstlich war Dmitri Jakowlewitsch mit seinen großen blauen Augen „interessant;" zweitens sah Glafira Lwowna außer ihrem Gemahl, den Lakaien, den Kutschern und dem alten Arzt selten Männer, zumal junge, interessante — sie aber liebte, wie wir bald erfahren werden, aus früher Erinnerung platonische Träumereien: sodann betrachten Frauen in gewissem Alter Jünglinge mit jenem unerklärlich hinreißenden Gefühl, mit welchem Männer gewöhnlich Mädchen ansehen. Man möchte fast glauben, dieses Gefühl streife an Mitleid, es sei eine mütterliche Regung, als wollten sie der Schutzlosen, Aengstlichen, Unerfahrenen sich annehmen, sie hegen und pflegen und ihnen wohlthun; am meisten glauben das jene Frauen selbst: wir haben jedoch eine andere Meinung davon, und brauchen nicht zu sagen, was wir meinen ....

Glafira Lwowna setzte dem Candidaten selbst die Tasse hin. Er that einen tüchtigen Zug, verbrannte sich Zunge und Gaumen, unterdrückte aber den Schmerz mit der Festigkeit eines Mucius Scävola. Es war dies ein wohlthätiger Umstand für ihn. Dadurch wurde er abgezogen, und gewann einige Fassung. Nach und nach hob er sogar die Blicke empor. Auf dem Divan saß

Glafira Lwowna; vor ihr stand ein Tisch, und auf dem Tische ragte eine großmächtige Theemaschine, wie irgend ein Monument in indischem Geschmack. Ihr gegenüber, sei es um das liebe vis-à-vis zu genießen, oder um es hinter der Theemaschine nicht zu sehen, preßte Aiexej Abramowitsch einen Großvaterstuhl zusammen. Dicht an seinem Sessel stand ein zehnjähriges Mädchen mit außerordentlich dummer Miene; sie guckte hinter dem Vater hervor auf den Lehrer — und die war es, vor welcher der tapfere Candidat gebebt! Auch Mischa befand sich am Tische; er hatte eine Schüssel Sauermilch vor sich und ein großes Stück Brod. Unter der Tischdecke (sie war mit einer Ansicht der Stadt Jaroslaw geschmückt, die meisterlicher Weise von allen Seiten in eine Bärengestalt auslief) reckte ein Hühnerhund seinen Kopf hervor; die Drappirung der Decke gab ihm ein eigenthümliches, ägyptisches Aussehen. Der Hund richtete die in Fett verschwommenen Augen unbeweglich auf den Candidaten. Am Fenster gewahrte Dmitri Jakowlewitsch im Lehnsessel, den Strickstrumpf in der Hand — eine ganz kleine Alte, mit heiterem und ernstem Gesicht, mit überhangenden Brauen und feinen bleichen Lippen. Er errieth, daß es die französische Gouvernante, die „Madame" sei. An der Thüre stand der Leibbursche, welcher dem General eine Pfeife reichte; neben ihm das Stubenmädchen im Kattunkleid mit leinenen Aermeln; sie erwartete mit einer Art von Andacht, daß die Herrschaft die Ceremonie des Theetrinkens beende. Noch ein Gesicht war im Zimmer. Dmitri Jakowlewitsch aber sah es nicht, weil es über den Stickrahmen geneigt war. Dies Gesicht gehörte einem armen Mädchen, welches der gute General auferzogen. Ein Gespräch wollte lange nicht zu Stande kommen, und als es zu Stande kam, war es abgebrochen, unnütz und ermüdend für den Candidaten.

Seltsam war dieses Zusammentreffen zwischen dem

Leben des armen jungen Mannes und dem der Familie des reichen Gutsherrn. Diese Menschen, sollte man denken, brauchten bis an ihr Ende sich nicht zu begegnen. Es kam anders. Das Leben eines guten und zartfühlenden Jünglings, der gebildet und thätig war, gerieth — eine eigenthümliche Dissonanz! — in das üppige Leben des Alexej Abramowitsch und seiner Gemahlin hinein — wie ein Vogel in den Käfig. Für ihn änderte sich nun Alles, und es war vorauszusehen, daß eine solche Veränderung nicht ohne Einfluß auf den jungen Mann bleiben konnte, dem alle Kenntniß der praktischen Welt und alle Erfahrung fehlte.

Was sind das aber für Menschen — dieses hochadelige Paar, dem es in glücklicher Ehe so wohl und gedeihlich erging, und dieser junge Mann, der bestimmt war, den Kopf Mischa's so weit zu bearbeiten, daß der Knabe in eine Militairschule aufgenommen werden konnte? Ich verstehe mich nicht aufs Novellenschreiben. Vielleicht erscheint es mir gerade darum nicht überflüssig, der Erzählung einige biographische Nachrichten voranzuschicken, die aus sehr sicherer Quelle geschöpft sind. Zuerst natürlich —

Zweites Capitel.

Von seiner und ihrer Excellenz.

Alexej Abramowitsch Negrow, Generalmajor a. D. und Ritter, ein dicker, hochgewachsener Mann, der seit dem Zahnen kein einziges Mal krank gewesen, konnte als die beste und vollkommenste Widerlegung der berühmten Makrobiotik von Hufeland angesehen werden. Seine Lebensweise stand in schreiendem Widerspruch mit jeder

Seite des Hufeland'schen Werkes, und doch war er immer gesund und blühend. Er befolgte nur eine Regel der Hygiene: die Verdauung störte er nie durch geistige Anstrengungen, und darum hatte er vielleicht das Recht, alle andern nicht zu befolgen. Von strengem, auffahrendem Wesen, war er barsch im Reden und öfters hart im Handeln: doch läßt sich just nicht sagen, daß er ein böses Naturell hatte. Wer genau die scharfen Züge seines Gesichts betrachtete, die sich in der Fleischfülle nicht ganz verloren, seine schwarzen Brauen und glänzenden Augen, der hätte annehmen mögen, daß das Leben in ihm mehr als eine Fähigkeit erstickt. Seine Erziehung blieb theils der Natur überlassen, theils beschäftigte sich damit eine Französin, die bei seiner Schwester im Hause war. Vierzehn Jahre alt, wurde er in ein Cavalerieregiment eingezeichnet; da er von der zärtlichen Mutter viel Geld bekam, so verlebte er flott seine Jugend. Nach der Schlacht von 1812 wurde Hr. v. Negrow zum Obersten befördert. Seine Schultern aber waren der Uniform schon müde, als sie die Oberstenepaulettes tragen sollten. Er hatte den Militairdienst satt, und nachdem er noch einige Zeit fortgedient, fühlte er sich „wegen zerrütteter Gesundheit zum weitern Dienste untauglich" und erhielt seine Entlassung. Was er davon trug, war der Generalsrang, ein Schnurrbart, an welchem beim Mittagsessen von allen Speisen etwas hängen blieb, und die Uniform für feierliche Gelegenheiten. Der Herr General a. D. ließ sich in Moskau nieder, das nach dem Brande schon wieder erbaut war, und hier eröffnete sich ihm eine endlose Reihe von Tagen und Nächten eines einförmigen, leeren, langweiligen Lebens. Es gab für ihn keine ernste Beschäftigung, der er sich widmen konnte und mochte. Er kam aus einem Haus ins andere, zeigte sich im Theater in der ersten Sitzreihe, erschien auf Bällen, schaffte sich acht prächtige Pferde an, die er auf alle Weise pflegte, belehrte den Kutscher Morgens und Abends mit

Wort und Hand, weihte selbst den Vorreiter in die Geheimnisse der Reitkunst ein .... So verbrachte er anderthalb Jahre. Endlich wußte der Kutscher geschickt genug auf dem Bocke zu sitzen und die Zügel zu halten, der Vorreiter hatte alle Regeln des Reitens und Lenkens inne — jetzt verging Negrow vor langer Weile. Er faßte den Entschluß, auf seine Güter zu reisen und dieselben zu bewirthschaften. Er überredete sich, daß diese Reise nothwendig sei, um ernster Zerrüttung vorzubeugen. Die Theorie seiner Wirthschaftsführung war sehr einfach. Tagtäglich zankte er den Verwalter und den Bauernältesten (Starosta) aus, ritt auf die Hasenjagd und ging mit dem Gewehr herum. Da er einmal an Geschäfte irgend einer Art durchaus nicht gewöhnt war, konnte er sich keinen Begriff machen, was es eigentlich zu thun gab, befaßte sich mit Kleinigkeiten, und das genügte ihm. Der Verwalter und der Starosta waren ihrerseits mit dem Herrn zufrieden: ob es auch die Bauern waren, weiß ich nicht. Die schwiegen.

Nach zwei Monaten zeigte sich in den Fenstern des herrschaftlichen Hauses ein schönes Frauengesicht, erst mit verweinten, dann schlechtweg mit reizenden blauen Augen. Zu gleicher Zeit stellte der Starosta, der sich übrigens mit den Dorfangelegenheiten nicht im Mindesten abgab, dem General vor, daß die Hütte des Bauers Emeljan Barbascha in elendem Zustande sei; Seine Excellenz möchten es doch in väterlicher Güte genehm halten, daß dem Emeljan Bauholz gegeben würde. Auf die Waldung war Alexej Abramowitsch versessen; er hätte nicht leicht für seinen eigenen Sarg einen Baum fällen lassen; allein diesmal war er in so guter Stimmung, daß er die Erlaubniß ertheilte, dem Emeljan Holz zum Aufbau einer Hütte zu fällen, wobei er jedoch dem Starosta bemerkte: „Aber sieh Dich vor, Du fuchsrothe Bestie — für jeden Balken zu viel einen Rippenstoß!“

Der Starosta eilte die Hintertreppe hinauf, und berichtete der Dunja, der Tochter Emeljan's, den glücklichen Erfolg. Er nannte sie „Wohlthäterin und Beschützerin". Die Aermste wurde hochroth; in ihrer Herzenseinfalt aber freute sie sich, daß ihr Vater eine neue Hütte bekomme.

Ueber die Eroberung jener blauen Augen finden wir wenig Nachrichten in unsern Quellen — ich glaube, weil dergleichen Siege sehr einfach geschehen.

Dem sei nun wie ihm wolle, Hr. v. Negrow bekam auch das Landleben satt. Er überredete sich, daß er allen Mängeln der Wirthschaft abgeholfen und, was noch wichtiger, dieselbe in eine solche Bahn gebracht, daß sie auch ohne ihn den besten Fortgang haben könne. Nun schickte er sich an wieder nach Moskau zu reisen. Er hatte jetzt mehr Bagage. In einem besondern Wagen fuhr die blauäugige Dunja und eine Amme mit einem Säugling. In Moskau angelangt, wurden dieselben in ein Zimmer gebracht, dessen Fenster nach dem Hof gingen.

Alexej Abramowitsch liebte das Kind, liebte Dunja, liebte auch die Amme — es war seine erotische Zeit!

Aber die Milch der Amme verdarb, sie hatte fortwährend Uebelkeiten, und der Arzt meinte, daß sie nicht mehr stillen könne. Den General dauerte sie sehr. „Eine so treffliche Amme," sagte er: „gesund und brav und dienstwillig, und der muß die Milch verderben .... wie ärgerlich!" Er schenkte ihr zwanzig Rubel, gab ihr den Kopfputz mit, den sie als Amme getragen, und entließ sie zu ihrem Manne, sich curiren zu lassen.

Auf Anrathen des Arztes sollte die Amme mit einer Ziege vertauscht werden. Es geschah. Die Ziege war gesund; Alexej Abramowitsch hatte sie sehr lieb, gab ihr mit eigener Hand Schwarzbrod zu fressen, streichelte sie — doch hinderte sie dies nicht, das Kind fortzusäugen.

Die Lebensweise Alexej Abramowitsch's blieb ganz

dieselbe wie bei seinem ersten Aufenthalt. Zwei Jahre hielt ers aus, länger aber vermocht' ers nicht.

Mangel an aller bestimmten Thätigkeit ist dem Menschen unerträglich. Das Thier glaubt, Alles was es zu thun habe, sei zu leben: für den Menschen aber ist das Leben nur die Möglichkeit etwas zu thun. Obgleich Negrow von zwölf Uhr Mittag bis Mitternacht nicht zu Hause war, so quälte ihn doch die Langeweile, und diesmal wollte er auch nicht wieder aufs Land. Lange beherrschte ihn Mismuth, er ertheilte öfter als gewöhnlich seinem Kammerdiener väterliche Lectionen und begab sich seltener als sonst in das bewußte Zimmer mit den Fenstern nach dem Hofe. Einmal kam er in ungewöhnlicher Stimmung nach Hause; es beschäftigte ihn etwas. Er runzelte die Stirn, lächelte, ging lange im Zimmer auf und ab, und blieb endlich mit entschlossener Miene stehen. Man sah, daß er innerlich mit sich fertig war. Einmal so weit, pfiff er, pfiff so laut, daß der im andern Zimmer auf einem Stuhle schlafende Leibbursche vor Schreck nach der der Thüre entgegengesetzten Seite stürzte, und hernach sich mit Mühe zurechtfand.

„Immer schläfst Du, fauler Hund!“ rief der General, aber nicht mit jener Donnerstimme, welche von väterlichen Blitzen begleitet wurde, sondern ganz harmlos. „Sage Iwan, daß er morgen in aller Frühe zu dem deutschen Wagenbauer hingehe, und ihn um acht Uhr zu mir bringe: aber ganz bestimmt.“

Herrn Negrow war sichtlich ein Stein vom Herzen und er konnte ruhig schlafen. Am andern Morgen um acht Uhr kam der deutsche Wagenbauer, und um zehn Uhr war die Conferenz zu Ende, in welcher aufs Genaueste und Umständlichste ein viersitziger Wagen bestellt ward — dunkelbraun mit purpurrothem Tuch, feuerfarbenen Borten, goldenem Wappen u. s. w.

Der viersitzige Wagen bedeutete nichts Geringeres, als daß Alexej Abramowitsch gesonnen war zu heirathen.

Dieser Vorsatz offenbarte sich bald in unzweideutigen Zeichen. Kaum war der Wagenbauer fort, so rief er den Kammerdiener zu sich. In langer und ziemlich verworrener Rede (was Herrn Negrow zu großer Ehre gereicht, denn in dieser Verwirrung spiegelte sich etwas der Art, was man Gewissen nennt) gab er demselben seine Wohlgewogenheit für dessen treue Dienste kund, für die er ihm einen ausgezeichneten Lohn zugedacht. Der Kammerdiener konnte nicht begreifen, wo das hinaussollte, verbeugte sich und sprach ehrerbietig etwa Folgendes: „Wem anders hätte ich denn zu Gefallen zu leben als Eurer Excellenz? Sie sind unser Vater, wir Ihre Kinder.“ Negrow wurde dieser Komödie überdrüssig, und verkündigte dem Diener in ausdrucksvollen Worten, daß er ihm erlaube — Dunja zu heirathen. Der Kammerdiener war ein schlauer und pfiffiger Kerl; obgleich die unerwartete Gnade seines Herrn ihn sehr überraschte, so berechnete er doch in zwei Minuten alle Chancen pro und contra, und bat dem gnädigen Herrn die Hand küssen zu dürfen für so viel Güte und Wohlwollen. Der Kammerdiener merkte wohl, worum es sich handelte: aber, dachte er, Dunja Emeljanowna kann noch nicht so ganz in Ungnade sein, da sie mich heirathen soll. Ich stehe dem Herrn nahe und kenne seine Weise. Auch ists gar nicht übel, eine so hübsche Frau zu haben. — Mit einem Worte, der Bräutigam war zufrieden. Dunja staunte, als man ihr sagte, daß sie verlobt sei; sie war darüber recht traurig und weinte: da sie aber keine andere Wahl hatte, als entweder zu ihrem Vater ins Dorf zurückzukehren oder des Kammerdieners Frau zu werden, so zog sie das Letztere vor. Nicht ohne Beben konnte sie daran denken, wie ihre ehemaligen Genossinnen sie auslachen würden. Sie erinnerte sich, daß sie von jenen, selbst als sie noch Macht und Ansehen hatte, leise die „halbe Herrin“ genannt wurde. Eine Woche später war die Trauung. Als am Morgen darauf die Neu-

vermählten Herrn Negrow ihre Aufwartung machten, war dieser recht heiter gelaunt, schenkte ihnen 100 Rubel, und sagte zu dem Koch, der just zugegen war: „Merke dirs, Esel. Ich strafe unnachsichtlich und belohne auch gern. Er diente gut, darum hat ers auch gut.“ Der Koch antwortete: „Zu Befehl Eure Excellenz,“ aber auf seinem Gesichte war zu lesen: „Ich prelle Dich wol bei jedem Einkaufe: Du aber führst mich nicht an — der Narr bin ich nicht!“

Am Abend gab der Kammerdiener ein Mahl, in Folge dessen die ganze Dienerschaft zwei Tage lang nach Branntwein roch; und in der That hatte er keine Kosten gespart. Es kam übrigens ein peinlich bitterer Moment für die arme Dunja. Das kleine Bettchen mit ihrer Tochter sollte in die Gesindestube gebracht werden. Dunja liebte ihr Kind grenzenlos, mit aller Herzlichkeit einer naiven schlichten Natur. Herrn Negrow fürchtete sie: von den Leuten im Hause aber wurde sie gefürchtet, obgleich sie Niemanden je etwas zu Leide that. In ihrer Haremgefangenschaft verschmachtend, hatte sie all ihr Liebesbedürfniß, alle ihre Lebensansprüche an ihr Kind geheftet; ihre unentwickelten, erstickten Herzenseigenschaften waren von Grund aus gut. So still und scheu sie war, so geduldig sie alle Beleidigungen hinnahm — eins aber konnte sie nicht ertragen, die Härte, mit welcher Negrow das Kind behandelte. Wenn ihm dieses nur einigermaßen lästig wurde, so zitterte ihre Stimme — nicht vor Angst, sondern vor Zorn. In solchen Augenblicken verachtete sie ihren Herrn, und dieser schien seine demüthigende Lage zu empfinden; er überschüttete das arme Weib mit Scheltworten, und ging, die Thüre laut zuwerfend.

Als nun das Bettchen fortgetragen werden sollte, schloß Dunja die Thüre, fiel schluchzend vor dem Heiligenbild auf die Knie, ergriff das Händchen ihrer Tochter und bekreuzte sie. „Bete,“ sprach sie, „bete, mein Herzenskind! Wir beide werden Ungemach zu leiden haben.

Heilige Mutter Gottes, nimm dich des kleinen unschuldigen Kindleins an! .... Ich Thörin dachte: wenn mein Herzenstöchterlein groß geworden, wird sie in einer Kutsche fahren, wird seidene Kleider tragen; ich würde dann durch die Thürspalte dich betrachtet, würde mich vor dir versteckt haben, mein Engel — die Bäuerin dürfte ja doch nicht als deine Mutter auftreten.... Ach, nun wirst du groß werden nicht zu deiner Freude; am Ende macht man dich noch zur Wäscherin bei der künftigen Herrin, und Seife wird deine Händchen durchbeizen.... Herr mein Gott, was hat das kleine Geschöpf gegen dich gesündigt?" — Dunja sank schluchzend zu Boden, das Herz wollte ihr brechen. Erschrocken klammerte sich das Kind mit den Händen um sie, weinte und sah die Mutter mit solchen Augen an, wie wenn es Alles begriffe.... Eine Stunde darauf stand das Bettchen in der Gesindestube, und Alexej Abramowitsch befahl das Kind zu gewöhnen, daß es den Kammerdiener „Vater" nenne.

Wer aber war die glückliche Erwählte? — In Moskau gibt es eine eigene Varietät des Menschengeschlechts. Ich komme hier auf jene nichts weniger als prächtigen Häuser zu sprechen, deren Bewohner vom Schauplatz der Oeffentlichkeit längst zurückgetreten, und, oft ganze Geschlechter in verschiedenen Querstraßen ein bescheidenes Stillleben führen. Einförmige Ordnung und ein verhaltener Groll gegen alles Neue bildet den Hauptcharakter der Bewohner jener tief im Hofe stehenden Häuser mit schiefen Säulen und unreinlicher Flur. Die Leute halten sich für die Repräsentanten unserer Volksthümlichkeit, weil ihnen „Quaß nothwendig ist wie die Luft," weil sie im Schlitten wie im Wagen von zwei Lakaien begleitet werden und das ganze Jahr von den Vorräthen leben, die sie aus Pensa und Simbirsk bezogen.

In einem solchen Hause wohnte die Gräfin Mawra Iljinischna. Einst hatte sie sich im Strudel der Aristo-

kratie bewegt, war hübsch, kokett, hatte Zutritt zum Hof, und that mit dem fürstlichen Dichter Kantemir schön, der ihr in syllabischen Versen ein Madrigal ins Album schrieb, „i. e. ein Lobcarmen," worin die „Göttin Minerva" vorkam. Von Natur aber ungemein kalt und auf ihre Schönheit eingebildet, wies sie Alle ab, die sich um sie bewarben und wartete auf irgend eine glänzende Partie. Inzwischen starb ihr Vater und ihr Bruder, welcher das ungetheilte Vermögen verwaltete, hatte in zehn Jahren fast das ganze Erbe verpraßt und verspielt. Das Leben in der Residenz wurde zu theuer; man mußte sich einschränken. Als die Gräfin ihre misliche Lage ganz begriff, war sie dreißig Jahre alt, und entdeckte auf einmal zwei schreckliche Dinge: ihr Vermögen war zerrüttet, und ihre Jugend vorüber. Nun machte sie einige verzweifelte Versuche, einen Mann zu bekommen: aber sie mislangen ihr. Da barg sie tief in ihrer Brust einen fürchterlichen Groll und übersiedelte nach Moskau, weil, sagte sie, das Geräusch der großen Welt ihr zuwider geworden, und sie nichts als Ruhe suche.

Anfangs wurde sie in Moskau auf den Händen getragen, und es galt für ein Zeugniß gesellschaftlicher Bedeutung, die Gräfin zu besuchen. Nach und nach aber entfernte ihre giftige Zunge und ihr unerträglicher Hochmuth Alle von ihrem Hause. Allein und verlassen von Jedermann, wurde die alte Jungfer noch mehr von Unmuth und Haß erfüllt, umgab sich mit schmarotzenden alten Weibern, Frömmlerinnen und Müssiggängerinnen, sammelte Klatschereien aus allen Enden der Stadt, entsetzte sich über das sittenlose Jahrhundert, und rechnete sich ihr ewiges Jungfernthum zum hohen Verdienst an. Ihr gräflicher Bruder, welcher den letzten Rest seines Vermögens vergeudet, entschloß sich, um seine Umstände zu verbessern, zu einem für jene Zeit heroischen Schritt — er heirathete eine Kaufmannstochter. Vier Jahre hin-

durch warf er derselben tagtäglich ihre Abkunft vor, und als er auch das, was ihm seine Frau mitgebracht, bis zum letzten Heller verspielt hatte, jagte er sie aus dem Hause, und soff sich zu Tode. — Ein Jahr später starb auch die Frau und hinterließ eine fünfjährige Tochter ohne alles Vermögen. Mawra Iljinischna nahm das Kind zu sich. Was sie dazu bewog, läßt sich schwer bestimmen: war es Familienstolz oder Theilnahme für das Kind, oder Haß gegen den Bruder? Wie dem auch sei — das kleine Mädchen hatte da kein schönes Leben. Sie ward aller Freuden ihres Alters beraubt, eingeschüchtert, geängstet, geplagt. Der Egoismus alter Jungfern ist fürchterlich. An Allem, was sie umgibt, möchten sie es rächen, daß in ihrem erkalteten Herzen so viel leere Blätter geblieben. Die kleine Gräfin wuchs in langweiliger trostloser Einsamkeit auf. Zum Unglück gehörte sie nicht zu jenen Naturen, die sich durch äußern Druck entwickeln. Als sie zum Bewußtsein kam, hatte sie zwei mächtige Gefühle: einen unüberwindlichen Hang zu Vergnügungen, und eine starke Abneigung gegen die Lebensweise der Tante. Beide Gefühle waren verzeihlich. Mawra Iljinischna verschaffte ihr nicht nur gar keine Zerstreuung, sie unterdrückte sogar sorgfältig alle unschuldigen Genüsse, die das junge Mädchen selbst fand. Sie glaubte, ihre Nichte sei eben nur auf der Welt, ihr laut vorzulesen, wenn sie schlief, und die übrige Zeit sie zu bedienen. Sie wollte die ganze Jugend des Mädchens verschlingen, alle frischen Säfte ihrer Seele aussaugen — das forderte sie zum Lohn für eine Erziehung, die sie ihr gar nicht gegeben, die sie ihr aber jeden Augenblick vorwarf. Die Zeit verging. Die junge Gräfin ward heirathsfähig, sogar sehr reif — schon zählte sie dreiundzwanzig Jahre. Sie empfand in vollem Maße die drückende Langeweile und Einförmigkeit ihrer Lage; ihr ganzes Wesen bewegte der einzige Gedanke — wie sie sich aus dem Hause der Tante herausrisse, das ihr zur Hölle

wurde. Sie zog das Grab vor; sie trank Essig, um die Schwindsucht zu bekommen, aber vergebens. Sie wollte ins Kloster gehen, es fehlte ihr aber an Entschlossenheit. Bald erhielten ihre Gedanken eine andere Richtung. Die alten französischen Romane, die sie irgendwo im Kleiderschrank der Tante herausgewühlt, machten ihr klar, daß es außer Tod und Kloster bedeutende Trostmittel gebe; sie schlug sich den Todtenkopf aus dem Sinne, und stellte sich einen lebendigen Kopf mit lockigem Haar und Schnurrbart vor. Tausend romanhafte Bilder quälten sie Tag und Nacht; sie malte sich ganze Novellen aus: Er entführt sie — sie werden verfolgt — man „verbietet ihnen zu lieben“ — Schüsse fallen — „Mein auf ewig!“ ruft er, die Pistole in der Hand pressend u. s. w. u. s. w. Um dieses Thema drehten sich in zahllosen Variationen alle ihre Gedanken, Entwürfe und Träume, und jeden Morgen, wenn sie erwachte, sah die Aermste mit Schrecken, daß sie Niemand entführt, Niemand zu ihr sagte: „Mein auf ewig!“ — Da hob sich ihre Brust so schwer, Thränen rannen auf ihr Kissen; mit einer gewissen Verzweiflung trank sie auf Befehl ihrer Tante Molken, und mit noch größerer schnürte sie sich hernach — hatte sie doch Niemand, der mit Wohlgefallen ihre Taille betrachten würde. Einen solchen Gemüthszustand konnten die Molken nicht überwinden; er führte geradeswegs zur Ueberspannung und Sentimentalität. Die junge Gräfin fing zu weinen an — zuerst über jedes Buch, in welchem das Wort „Liebe“ stand, dann über die Gefangenschaft des Kanarienvogels. Sie wurde die Beschützerin aller Stubenmädchen und drückte die schmuzigen Kinder des Kutschers an ihr Herz. Nach einer solchen Periode bleibt einem Mädchen nichts übrig, als entweder gleich zu heirathen oder — Tabak zu schnupfen, Katzen und geschorene Hündchen zu lieben, und weder zum männlichen noch zum weiblichen Geschlecht zu gehören. Zum Glück war Ersteres das Loos der jungen

Gräfin. Sie hatte kein übles Aeußere, und namentlich in dieser Epoche mußte sie auf unsern Helden Eindruck machen. Das Sehnsüchtige ihres ganzen Wesens, ihre schmachtenden Blicke, das ungleiche Wallen ihres Busens — das besiegte Hrn. Negrow. Er sah sie einmal an der Heiligengeistkirche — und das Schicksal seines Lebens war entschieden. Der General rief sich seine Fähnrichsjahre ins Gedächtniß, suchte jede Gelegenheit, die junge Gräfin zu sehen, und wartete ganze Stunden vor der Kirche bis eine antediluvianische Kutsche angefahren kam, von hohen dürren Kracken gezogen, welche die Fähigkeit zu sterben verloren hatten. Er wurde etwas verwirrt, indem zwei Lakaien die alte Gräfin aus dem Wagen hoben, die wie eine Krähe in einer Haube aussah, und die junge Gräfin nicht herausspringen ließen, die einer Centifolie glich.

Der General hatte eine Cousine in Moskau.... und wer eine Cousine in Moskau hat, die daselbst ansässig und reich genug ist, der kann jedes Mädchen bekommen, wenn er einen Rang und Geld, und sie noch keinen Bräutigam hat. Der General vertraute sein Geheimniß der Cousine — die nahm wahrhaft schwesterlichen Antheil daran. Seit zwei Monaten verging die Arme vor langer Weile, und nun fiel ihr eine Freiwerbung wie aus den Wolken zu. Sie ließ gleich in ihrer Droschke die Frau eines gewissen Titularrathes zu sich holen. Die Titularräthin kam. Die Cousine trieb die Stubenmädchen aus dem angrenzenden Zimmer, damit sie Niemand belauschen könnte. Nach einer Stunde verließ die Titularräthin mit erhitztem Gesicht die Cousine, erzählte den Mädchen rasch, worum es sich handelte und stürzte aus dem Hause. Am andern Morgen um 9 Uhr war die Cousine des Generals über die Unpünktlichkeit der Titularräthin ungehalten, die um 11 Uhr kommen wollte und noch nicht da war; endlich erschien der ersehnte Gast und mit ihr noch eine andere Person in

einer Haube. Kurz, die Sache wurde mit unglaublicher Schnelligkeit und in gebührender Ordnung betrieben. Im Hause der Gräfin gingen allmälig wichtige Veränderungen vor sich. Die segeltuchenen Rouleaux wurden von den Fenstern abgenommen und sollten neu gewaschen, die Thürschlösser mit Ziegelpulver und Quaß (als Surrogat für Essig) geputzt werden. Im Vorsaal, wo es sehr nach Leder roch, weil vier Lakaien da Hosenträger fertigten, wurde das Doppelfenster ausgehoben. Mawra Iljinischna, die sich von aller Welt verlassen sah, war entzückt, daß ein General und dazu noch ein steinreicher Mann um ihre Nichte freie. Um aber ihre Würde zu behaupten, ließ sie sich kaum herab, die Werbung zu gestatten. Eines Morgens befahl sie ihrer Nichte, sorgfältiger Toilette zu machen, den Nacken mehr zu entblößen, und betrachtete sie selbst vom Kopf bis zu den Füßen. „Warum soll ich denn heute Toilette machen, maman? Bekommen wir denn Besuch?" — „Das geht Dich nicht an, Herzchen," versetzte die Gräfin, aber in gütigem freundlichen Tone. Das Mousselinkleid der Nichte brannte fast von dem Feuer, das ihre Adern durchlief; sie errieth, ahnte, wagte nicht zu glauben, wagte nicht zu zweifeln.... sie mußte hinaus in die freie Luft, um nicht zu ersticken. Im Vorsaal meldeten ihr die Stubenmädchen, daß heute ein General zu Besuch erwartet werde, und daß dieser General um sie freie.... Plötzlich fuhr ein Wagen vor — „Palascha, ich sterbe, ich vergehe!" rief die junge Gräfin. — „Ei doch, gnädiges Fräulein! Sterben, wenn man um Sie freit! Und welch ein Freier! Sagt' ichs doch immer: unsere junge Gräfin muß einen General heirathen — fragen Sie sie alle."....

Wessen Feder vermöchte Alles zu beschreiben, was das arme Mädchen während der gegenseitigen „Schau" durchempfunden! Als sie sich ein wenig gefaßt, war das Erste was sie überraschte, daß Alexej Abramowitsch einen Frack trug. Sie hatte so fest an seine Uniform und

Epaulettes geglaubt. Uebrigens war Negrow damals ein Mann, der auch ohne Epaulettes noch gefallen konnte. Obgleich nahe an die vierzig, hatte er sich, Dank sei es seiner guten Constitution, merkwürdig conservirt; von Natur nicht sonderlich gesprächig, besaß er doch jene Gewandtheit des Benehmens, wie man sie bei allen Militairs trifft, namentlich bei solchen, die in der Cavalerie gedient. Für sonstige Fehler, die etwa das Mädchen an ihm entdecken konnte, entschädigte reichlich der wunderschöne, diesmal elegant zugestutzte Schnurrbart.

Die Verbindung kam zu Stande. Eine Woche nach der Schau fanden sich Mawra Iljinischna's Bekannte ein, um ihr zu gratuliren. Leute, die man längst todt geglaubt, krochen aus ihren Höhlen, wo sie dreißig Jahre lang hartnäckig mit dem Tode gekämpft, ohne sich zu ergeben, wo sie dreißig Jahre ihren Launen nachhingen und Geld sammelten — abgemergelte, gelähmte, engbrüstige und stocktaube Personen. Die Gräfin sagte zu Allen dasselbe: „Dies Ereigniß hat mich nicht weniger verwundert als Sie; ich dachte gar nicht daran, mein Püppchen so früh zu verheirathen; sie ist ja noch Kind: aber sehen Sie, es war Gottes Wille! Der Mann ist solid und brav; er könnte ihr Vater sein: sie ist noch so unerfahren. Aus seinem Generalsrang und seinem Reichthum mache ich mir nichts: auch zwischen Gold fließen Thränen. Das aber muß ich sagen, ich genieße jetzt die Frucht der frommen Erziehung, die ich ihr gegeben (dabei hielt sie das Taschentuch an die Augen). Ja wahrlich, was macht nicht die Erziehung! Hätte man wol von einem so sittenlosen Vater — Gott habe ihn selig! — und einem Kaufmannsweib ein solches Kind erwarten können? Sie glauben's kaum — das Mädchen hatte keine vier Worte mit ihm gewechselt; ich rieth ihr zu: Püppchen, sagt' ich, „die Partie scheint mir vortheilhaft" — und mein frommes Täubchen widersprach mir

auch mit keiner Sylbe; wenn Sie es wünschen, Mama, sagte sie, so heirathe ich ihn gern.“

„Das ist ein wahrhaft seltenes Mädchen in unserm verderbten Zeitalter!“ antworteten in verschiedener Weise die Freunde und Bekannten der Gräfin Mawra Iljinischna, und nun ging's über Andere her, nun wurde nach Herzenslust geklatscht und gewissenlos verleumdet.

Mit einem Worte es dauerte nicht lange, da brachte ein mit vier Rappen bespannter braunrother Wagen den General Negrow in voller Uniform und dessen Gemahlin Glafira Lwowna Negrow im luftigen Brautkleid mit Bändern nach ihrer prachtvoll geschmückten Wohnung. Ein Sängerchor, Illumination, Musik, Gold, Prunk, Glanz und Wohlgerüche empfingen die junge Herrin. Im Vorsaal stand die ganze Dienerschaft und drängte sich, die Neuvermählten zu sehen; auch die Frau des Kammerdieners war darunter. Ihr Mann, als oberster Beamter des Antichambre, war im Cabinet und Schlafzimmer beschäftigt.

Solchen Reichthum hatte die junge Gräfin niemals in der Nähe gesehen. Und alles das gehörte ihr, und der General selbst gehörte ihr — sie war glücklich vom Wirbel bis zur Zehe. Ihre Träume waren verwirklicht — so oder so.

Einige Wochen waren nach der Hochzeit verflossen. Glafira Lwowna, blühend wie ein aufgegangener Cactus, in weißem mit breiten Spitzen besetzten Hauskleid, schenkte eines Morgens den Thee ein; ihr Gemahl in goldgesticktem Schlafrock, eine großmächtige Bernsteinspitze zwischen den Zähnen, lag auf einem Ruhebett und sann nach, von welcher Farbe der Wagen sein solle, den er zu Ostern bestellen wollte: gelb oder blau. Gelb, dachte er, wäre nicht übel, aber blau macht sich ebenso hübsch. Auch Glafira Lwowna war von etwas sehr eingenommen; sie vergaß die Theekanne, und neigte träumerisch ihr Haupt auf die Hand. Manchmal färbten sich ihre Wangen,

manchmal verrieth sie eine offenbare Unruhe. Endlich bemerkte der Mann ihre ungewöhnliche Stimmung und sagte: „Du bist nicht recht bei Laune, Glaschinka; fehlt dir was?"

„Nein, ich bin wohl," antwortete sie, und dabei hob sie die Augen mit der Miene eines um Hilfe Bittenden zu ihm empor.

— „Sage, was du willst, du hast was."

Glafira Lwowna erhob sich, trat zu ihrem Manne, umarmte ihn und sprach im Tone einer tragischen Schauspielerin:

„Alexis, versprich mir, meine Bitte zu erfüllen!"

Alexis gerieth in Verwunderung. — „Wollen sehen, wollen sehen," antwortete er.

„Nein, Alexis, schwöre mir bei dem Grabe deiner Mutter, meine Bitte zu erfüllen."

Er nahm die Pfeifenspitze aus dem Munde, und sah seine Frau erstaunt an.

„Liebe Glafira, ich mag solche weitläufige Umschweife nicht; ich bin Soldat: was ich kann, werde ich thun, nur sag' mir's geradezu."

Sie barg ihr Gesicht an seiner Brust und flüsterte unter Thränen:

„Ich weiß Alles, Alexis, und vergebe dir. Ich weiß, du hast eine Tochter, ein Kind sündlicher Liebe .... ich begreife wohl ... Unerfahrenheit, jugendliche Leidenschaft. (Lubinka war erst drei Jahre alt!) ... Alexis, sie ist dein Kind, ich habe sie gesehen: sie hat deine Nase, deinen Nacken .... O, wie liebe ich sie! Laß sie meine Tochter sein, erlaube mir, daß ich sie zu mir nehme, sie erziehe .... und gib mir dein Wort, es Die nicht entgelten zu lassen, von denen ich's erfahren habe. Mein Geliebter, ich bin entzückt von deiner Tochter; so gewähre mirs doch, versage mir meine Bitte nicht!" —

Und ihre Thränen flossen stromweis auf seinen Schlafrock.

Seine Excellenz verloren alle Geistesgegenwart und geriethen in die höchste Verwirrung. Ehe er sich fassen konnte, hatte ihm seine Frau schon die Erlaubniß abgenöthigt, und ihn gezwungen beim Grabe der Mutter, bei der Asche des Vaters, bei ihrer Liebe zu schwören, daß er seine Zustimmung nicht widerrufen, und nicht nachforschen wolle, wie sie es erfahren. Das Kind, das zur Lakaientochter degradirt worden, ward nun wieder zum Fräulein erhoben, und das Bettchen kam wieder in die Beletage.

Hatte man es Lubinka erst abgewöhnt, ihren Vater Vater zu nennen, so durfte sie nun ihre Mutter nicht mehr Mutter nennen. Sia sollte mit dem Gedanken groß werden, daß Dunja ihre Amme sei. Glafira Lwowna kaufte selbst in einer Handlung auf der Schmiedebrücke Kinderkleider, putzte Lubinka wie eine Puppe auf, drückte sie dann an ihr Herz und brach in Thränen aus. „Arme Waise!“ sagte sie zu ihr, „du hast keinen Vater, keine Mutter, ich werde dir Alles sein .... dein Vater ist dort oben“ — sie deutete nach dem Himmel.

„Papa hat Flügelchen,“ lallte das Kind; Glafira Lwowna weinte noch mehr und rief: „O himmlische Einfalt!“

Die Sache verhielt sich aber ganz einfach. An der Decke war nämlich nach uralter Mode ein mit den Händen und Flügeln zappelnder Amor abgebildet, der eine Schleife um den schwarzen Eisenhaken schlang, an welchem der Kronleuchter herabhing.

Dunja war selig; sie betrachtete Glafira Lwowna wie einen Engel In ihre Dankbarkeit mischte sich nicht die leiseste feindliche Regung. Es kränkte sie nicht einmal, daß man die Tochter ihr entfremdete; sie sah dieselbe in Spitzen, sah sie in den herrschaftlichen Gemächern — und sagte nur: „Wie kommt es doch, daß meine Lubinka ein so reizendes Kind ist? Ich glaube, ihr passen gar keine anderen Kleider; ach, was wird sie schön!“

Dunja ging in alle Klöster Moskau's und betete überall für die gute Herrin.

Viele werden die Handlung der Exgräfin für eine heroische halten; ich finde sie höchst unbesonnen, mindestens ebenso unbesonnen wie ihre Verbindung mit einem Manne, von dem sie nichts Anderes wußte, als daß er eben ein Mann und General war. Die Veranlassung war offenbar eine romanhafte Exaltation, der rührende Scenen, Züge von Aufopferung und affectirte Großmuth über Alles gingen. Wir müssen indeß, um gerecht zu sein, hinzufügen, daß Glafira Lwowna dabei nichts Arges im Sinne hatte, daß nicht einmal Eitelkeit bei ihr im Spiele war; sie wußte selbst nicht, warum sie Lubinka groß ziehen wollte; ihr gefiel das Pathetische an der Sache. Alexej Abramowitsch fand, nachdem er sich einmal damit einverstanden erklärt, das sonderbare Verhältniß des Kindes ganz natürlich, und nahm sich nicht einmal die Mühe zu überlegen, ob er wohlgethan oder nicht, daß er seine Zustimmung gegeben ....

Und fragen wir uns selbst: that er wohl daran oder nicht? Es läßt sich viel dafür und dawider sagen. Wer geistige Entwickelung für das höchste Ziel des menschlichen Lebens hält, wohin sie auch immer führen und welche Folgen sie haben möge, der wird Partei für Glafira Lwowna nehmen. Wer aber Glück und Zufriedenheit für den Zweck des Lebens hält, es sei in welchem Kreise und auf wessen Unkosten es wolle, der wird gegen sie sein.

Lubinka in der Gesindestube hätte immerhin mit der Zeit ihre Abkunft erfahren mögen; ihre Begriffe wären so beschränkt, ihr Geist schlummerte so tief, daß dies gar keine Folgen gehabt hätte. Wahrscheinlich würde Alexej Abramowitsch, um sein Gewissen vollkommen auszusöhnen, ihr einen Freibrief und ein paar Tausend Rubel zur Aussteuer mitgegeben haben; sie wäre dann nach ihren Begriffen außerordentlich glücklich, würde einen Kaufmann dritter Gilde geheirathet haben, hätte ein seidenes Tuch getra-

gen, täglich zwölf Tassen Blumenthee getrunken, und eine ganze Familie von Händlern zur Welt gebracht. Von Zeit zu Zeit hätte sie der Haushälterin der Frau von Negrow Besuche abgestattet und mit Vergnügen gesehen, wie ihre ehemaligen Genossinnen sie mit Neid betrachten. So hätte sie hundert Jahre alt werden können, und durfte hoffen, daß hundert Miethkutschen sie nach dem Friedhof begleiten würden. Mit Lubinka im Salon verhält es sich ganz anders. So albern man sie auch erziehen mochte, sie erhielt doch die Möglichkeit, sich auszubilden; schon daß sie den rohen Begriffen der Dienerschaft fern blieb — war eine Art Bildung. Damit mußte sie aber auch das Widersinnige und Unhaltbare ihrer Stellung in vollem Maße erkennen. In der Beletage harrten ihrer Kränkungen, Thränen, Schmerzen; alles das förderte die höhere Entwickelung ihres Geistes und vielleicht auch die Entwickelung der Schwindsucht. Entscheidet nun selbst, hat Mad. Negrow wohlgethan oder nicht?

Das eheliche Leben Alexej Abramowitsch's floß ungetrübt dahin. Bei allen öffentlichen Spazierfahrten erschien seine glänzende Equipage mit vier Pferden, und in dieser Equipage das glückathmende Paar. Man traf sie unfehlbar am 1. Mai in Sokolniki, am Ostersonntag im Schloßgarten, am zweiten Pfingsttag an den Präßnenski-Teichen und auf dem twerschen Boulevard alle Tage. Im Winter besuchten sie das Adelscasino, gaben Diners, waren im Theater abonnirt. Aber die Vergnügungsorte Moskau's werden Einem durch ihre fürchterliche Einförmigkeit verleidet: wie es im vergangenen Jahre war, so ists heuer und künftiges Jahr; der dicke bärtige Kaufmann im prächtigen Kaftan und seine mit allerlei Kostbarkeiten geschmückte Ehehälfte, die uns damals begegneten, begegnen uns sicherlich auch diesmal; der Kaftan ist freilich etwas abgetragen, der Bart grauer, die schwarzen Zähne der Frau sind noch schwärzer geworden — aber es sind doch die-

selben Leute. Wir begegneten im vorigen Jahre einem Stutzer mit martialischem Schnurrbart, aufgeputzt wie ein Schalksnarr: wir begegnen ihm auch heute, nur daß er etwas hagerer geworden; damals wurde ein Gichtleidender, mit Schnupftabak bedeckt, spazieren geführt: auch diesmal findet er sich ein. — Schon das kann Einen so weit bringen, daß man sich in seinem Zimmer abschließt. Alexej Abramowitsch hielt viel aus, aber menschliche Kräfte haben ihr Maß. Länger als zehn Jahre konnte er es nicht treiben. Er sowol als seine Glafira bekamen es satt. In diesen zehn Jahren war ihre Ehe mit einem Sohn und einer Tochter gesegnet worden. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wurden sie schwerer, träger. Sie hatten keine Lust mehr sich anzukleiden und blieben zu Hause sitzen. Endlich faßten sie den Entschluß, auf ihren Gütern zu leben. Wie sie darauf kamen, weiß ich nicht — wahrscheinlich wollten sie die vollkommenste Ruhe genießen.

Dies geschah vier Jahre vor der gelehrten Unterredung des Generals mit Dmitri Jakowlewitsch.

Drittes Capitel.

Biographie des Candidaten.

Freilich kann dieselbe nicht so interessant sein, wie die Biographie Alexej Abramowitsch's und seiner Familie. Aus der Welt glänzender Equipagen gehen wir in eine Welt über, wo man um das morgende Mittagessen sorgt; aus Moskau versetzen wir uns in eine entfernte Provinzialstadt, und da können wir auch nicht auf der einzigen gepflasterten Straße Halt machen, die von Zeit zu Zeit noch zu befahren ist, und auf welcher die Aristokratie wohnt; wir müssen uns nach einem der ungepflasterten

Quergäßchen begeben, in denen man fast zu keiner Zeit gehen noch fahren kann, und dort das dreifenstrige rußige Häuschen des Kreisarztes Cruciferski aufsuchen. Es steht bescheiden zwischen ebenso rußigen baufälligen Häusern. Sie sind sämmtlich dem Einsturz nahe; neue kommen an ihre Stelle, und kein Mensch gedenkt ihrer. Und doch hatte in jedem dieser Häuschen sich Leben entwickelt; Leidenschaften stürmten darin, Generation folgte auf Generation — von dem Dasein Aller aber weiß man so wenig, wie von den Wilden Australiens, als hätte die Menschheit sie aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen.

Da ist das Häuschen, das wir suchen. Seit dreißig Jahren wohnt darin ein guter braver Alter mit seiner Frau. Das Leben desselben war ein beständiger Kampf mit allen nur erdenklichen Nöthen und Entbehrungen. Freilich trug er so ziemlich den Sieg davon — d. h. er starb nicht Hungers und erschoß sich auch nicht aus Verzweiflung: aber der Sieg kam ihm theuer zu stehen. Mit funfzig Jahren war er ergraut, gebeugt, sein Gesicht mit Runzeln bedeckt — und doch hatte die Natur ihm ein reichliches Maß von Kraft und Gesundheit verliehen. Nicht heftige Stürme, nicht Leidenschaften und gewaltsame Umwälzungen waren es, welche diesen Körper erschöpft und ihm vor der Zeit ein gebrechliches Ansehen gaben, sondern das ununterbrochene, kleinliche, kränkende Ringen mit der Noth, das Denken an den morgenden Tag, ein Leben in Mangel und Sorge. In dieser niedern Gesellschaftssphäre welkt die Seele hin, verkommt in ewiger Unruhe, vergißt, daß sie Schwingen hat, ist stets zur Erde gebeugt und erhebt den Blick nicht zur Sonne. Das Leben des Arztes Cruciferski war ein fortwährender großer Heroismus auf dunkler Laufbahn — und der Lohn dafür: täglich Brod für den Augenblick, mit der Aussicht, es in Zukunft nicht zu haben. Er hatte auf Kosten der Krone auf der moskauer Uni-

versität studirt, und als er das Examen eines Med. Pract. bestanden, heirathete er, noch bevor er eine Stelle erhielt, ein deutsches Mädchen, die Tochter eines Provisors. Außer einem guten, hingebenden Herzen, außer ihrer Liebe, die sie, nach deutscher Art, das ganze Leben bewahrte, brachte sie ihm nichts mit, als ein paar Kleider, von Rosenöl und Rhabarber duftend. Dem leidenschaftlich verliebten Studenten fiel es nicht ein, daß er auf Liebe, auf Familienglück keine Rechte habe, daß diese Rechte an einen gewissen Census gebunden sind, gleich dem Wahlrecht in constitutionellen Staaten. Einige Tage nach seiner Vermählung wurde er zum Regimentsarzt bei der activen Armee designirt. Acht Jahre ertrug er dies Nomadenleben, dann wurde er dessen müde und bat um eine ruhigere Stelle; er erhielt eine, die just vacant war. Krucifersfi zog also mit seiner Frau und seinen Kindern von einem Ende Rußlands nach dem andern, und ließ sich in der Provinzialstadt N. nieder. Anfangs hatte er einige Praxis. Obgleich unsere Würdenträger und Edelleute in den Provinzialstädten sich lieber von Deutschen curiren lassen, so fand er doch Beschäftigung, weil es zum Glück keinen andern Deutschen als einen Uhrmacher in der Stadt gab. Das war die glücklichste Periode im Leben Kruciferski's. Damals kaufte er sich sein dreifenstriges Häuschen, und Margaretha Karlowna überraschte an einem Festtage ihren Mann mit einem neuen Kattunüberzug des alten Sophas und der Sessel — die Frucht ihrer langen Ersparnisse. Es war wunderschöner Kattun. Auf dem Sopha sah man dreimal den Abraham, wie er die Hagar mit dem Ismael in die Wüste trieb, und Sara sie mit Drohungen verfolgte; auf den Sesseln waren links die Füße Abraham's, Hagar's, Ismael's und Sara's und rechts ihre Köpfe zu sehen. Aber diese glückliche Periode dauerte nicht lange. Ein reicher Edelmann, dessen Gut in der Nähe der Stadt lag, kam mit seinem Hausarzt an, und

dieser nahm Cruciferski alle Praxis. Der junge Arzt verstand sich vortrefflich auf Frauenkrankheiten. Die Weiber waren in ihn ganz vernarrt; sein einziges Heilmittel waren Blutegel, und sehr beredt wies er nach, daß nicht nur alle Krankheiten in einer Entzündung beständen, daß auch das ganze Leben nichts als eine Entzündung der Materie sei. Ueber Cruciferski äußerte er sich mit einer vernichtenden Herablassung; mit einem Worte, er kam in Mode. In der ganzen Stadt stickte man Ruhekissen und Tabaksbeutel für ihn; schöne Hände bereiteten ihm Andenken und Ueberraschungen, während man den alten Arzt zu vergessen suchte.

Die bärtigen Handelsleute freilich und die Popen blieben Cruciferski treu; aber diese waren niemals krank, sondern in der Regel, Gottlob, von unverwüstlicher Gesundheit, und wenn ihnen ja was zustieß, so rieben und salbten sie sich nach eigenem Ermessen im Bade mit allerlei Zeug ein; mit Terpentinöl, Thran, Ameisenspiritus u. dergl., worauf sie entweder genasen, oder nach einigen Tagen starben. In beiden Fällen hatte Cruciferski nichts zu thun; der Tod jedoch wurde ihm zur Last gelegt, und der junge Arzt pflegte jedesmal den Damen zu sagen: „Sonderbar! Dr. Cruciferski versteht seine Sache ja recht gut, und wie kam er nur nicht darauf, 10 Tropfen Opii Sydenhamii soluti in aqua destillata und 45 Blutegel zu verordnen! Der Mann wäre dann gewiß genesen.“ Bei solchen lateinischen terminis war selbst die Frau des Gouverneurs überzeugt, daß der Mann genesen wäre. So kam es denn nach und nach, daß Cruciferski auf seinen Gehalt allein angewiesen war, der, glaube ich, sich auf ungefähr 400 Rubel belief. Er hatte fünf Kinder, das Leben wurde ihm immer schwieriger, er wußte gar nicht mehr, wie er sich und seine Familie durchbringen solle. Da zeigte ihm das Scharlachfieber einen Ausweg; drei Kinder starben rasch nach einander, und er behielt nur die älteste Tochter und den jüngsten Sohn. Der Knabe

entging, wie es scheint, durch seine außerordentliche Schwäche der Krankheit und dem Tode: er war eine Frühgeburt, mager, schwach, nervös; nur manchmal war er nicht krank, gesund aber nie. Die Unfälle dieses Kindes begannen noch vor seiner Geburt. Zu der Zeit, als Margaretha Karlowna mit ihm schwanger ging, drohte der Familie ein fürchterliches Unglück. Der Gouverneur hatte aus irgend einem Grunde einen Haß auf Cruciferski geworfen: der Arme stand am Rande des Verderbens, und mit einer stillen, heldenmüthigen Trauer erwartete er stumm und resignirt den tödtlichen Schlag; aber die drohende Wolke zog vorüber. In dieser Zeit unaufhörlicher Angst und Thränen wurde Dmitri geboren; das arme Kind hatte allein die vermeintliche Schuld des Vaters zu büßen. Es war der Abgott der guten Margaretha Karlowna: je kränker, je schwächer es schien, desto heftiger ward das Verlangen der Mutter, es zu erhalten. Sie schien mit ihm ihre Kräfte zu theilen, die Liebe belebte es und entriß es dem Tode. Es war, als hätte sie geahnt, daß der Knabe ihnen allein bleiben, daß er ihre Stütze, ihre Hoffnung, ihr Trost sein würde. Aber was geschah denn mit seiner Schwester? Sie war siebzehn Jahre alt, als ein Infanterieregiment in N. garnisonirte. Beim Abgang desselben verschwand die Tochter des Arztes mit einem gewissen Fähnrich; ein Jahr darauf schrieb sie ihren Eltern aus Kiew, bat sie um ihre Verzeihung und ihren Segen, und meldete ihnen, daß der Fähnrich sie geheirathet; ein Jahr später schrieb sie aus Kischenew, daß ihr Mann sie verlassen und sie mit ihrem Kinde in äußerster Noth sei. Der Vater schickte ihr 25 Rubel; seitdem erhielten sie nie wieder Nachricht von ihr. Als Dmitri groß war, kam er aufs Gymnasium. Er lernte fleißig; schüchternen, stillen und sanften Wesens, wie er war, gewann er selbst die Liebe des Inspectors, der es mit seinem Amte nicht für gut vereinbar hielt, Kinder zu lieben. Nach Beendigung des

Cursus wollte ihn der Vater in die Kanzlei des Civilgouverneurs bringen, wozu ihm der Secretair behilflich zu sein versprach, dessen scrofulöse Kinder der alte Arzt unentgeltlich curirte. Plötzlich eröffnete sich Dmitri eine neue Laufbahn. Ein gewisser Mäcen berührte auf seiner Reise nach Moskau die Stadt N. Bei seinem Besuche im Gymnasium wurde er zufällig auf das krankhafte und zärtliche Aussehen Dmitri's aufmerksam, rief ihn zu sich und sprach mit ihm auf das Freundlichste. Der Director meinte, das sei ein ausgezeichneter Schüler, er würde es sehr weit bringen können, allein der Vater habe die Mittel nicht ihn studiren zu lassen u. s. w. Der Mäcen erwies sich als Mäcen und sagte, daß in zwei Monaten sein Verwalter ihm nachkommen werde; mit diesem könne Dmitri, wenn es die Eltern zufrieden wären, nach Moskau reisen, wo er in der Wohnung des Verwalters bei dessen Kindern ein Plätzchen erhalten solle. Der Director schickte sofort den Gymnasialschreiber nach dem alten Cruciferski; dieser fand den Mäcen, als er schon in den Reisewagen stieg. Der Greis war im Innersten gerührt, weinte wie ein Kind und dankte dem vornehmen Herrn in einfacher, kurzer, abgebrochener Rede. Der Mäcen wies auf einen breitschultrigen Mann, der ein paar Riemen am Wagen zuschnallen half, und sagte: „Das ist mein Verwalter, er soll Ihren Sohn nach Moskau bringen." Nach diesen Worten reiste er mit einem gnädigen Lächeln ab. Einen Monat später fuhr eine Kibitka mit Schellen aus dem Cruciferski'schen Hause: in ihr saß Dmitri mit einer Decke zugehüllt, von der zärtlichen Mutter mit warmen Tüchern und Kleidern versorgt, und neben ihm der Verwalter — im leichten Rock, weil er es vorzog, sich auf der Reise innerlich zu erwärmen. Von solchen Zufälligkeiten also hängt das Schicksal des Menschen ab! Wäre der vornehme Herr nicht durch N. gekommen, so würde Dmitri in die Kanzlei eingetreten sein, und ich

hätte diese Erzählung nicht geschrieben, Dmitri wäre mit der Zeit Gehilfe des Kanzleidirectors geworden und unterstützte seine armen Eltern durch ein Gott weiß wie bedeutendes Einkommen — und der alte Cruciferski und die gute Margarethe hätten ruhig und zufrieden leben können.

Die Abreise Dmitri's war eine Krise in dem Leben der Alten. Sie blieben allein; Stille und Trauer herrschte nun noch mehr in ihrem Hause. Selbst der Verwalter des vornehmen Herrn, der nichts weniger als schwachnervig war, fühlte, daß ihm etwas wie eine Thräne ins Auge kam, als die greisen Eltern von ihrem Sohne Abschied nahmen. Der Abschied eines armen Vaters ist nicht wie der eines reichen; er sagt zu seinem Sohne: „Geh hin, liebes Kind, suche dein Brod; ich kann nichts mehr für dich thun; brich dir eine Bahn und gedenke unser!" Ob sie ihn wiedersehen, ob er sein Brod findet, das Alles ist in dichtes, tiefes Dunkel gehüllt.... Der Vater möchte seinem Sohne etwas mehr auf den Weg mitgeben und ist es doch nicht im Stande; zehnmal berechnet er, wie viel er noch von seinen 80 Rubeln abziehen könne, und Alles scheint ihm zu wenig. Ach, und wie viel Thränen vergießt die Mutter über dem ärmlichen Ränzchen, in das sie ihre eigenen, unentbehrlichsten Sachen hineingelegt: sie sieht wol, daß Alles das nicht ausreiche, und weiß doch nicht, wo sie mehr hernehmen soll.... Das sind Scenen, die Niemand sieht, bürgerliche Familienscenen, die jedem fremden Blick sorgfältig entzogen werden, sie sind aber himmelschreiend und herzzerreißend!

Der junge Cruciferski wurde nach vier Jahren Candidat; ohne mit besonders glänzenden Fähigkeiten, noch mit einer ungewöhnlich raschen Combinationskraft begabt zu sein, hatte er doch durch Liebe zur Wissenschaft und unausgesetzten Fleiß den ihm ertheilten Grad in vollem Maße verdient. Betrachtete man sein sanftes Gesicht, so hätte man denken können, daß sich aus ihm eines

jener lieben deutschen Wesen entwickeln werde, jener stillen, edlen Naturen, die sich in einer zwar beschränkten, aber sehr emsigen gelehrten Thätigkeit und im engen Familienkreise glücklich fühlen, wo nach 20 Jahren der Mann noch in die Frau verliebt ist, und die Frau noch bei jedem zweideutigen Scherz erröthet. Solche Naturen findet man in den kleinen gemüthlichen Städtchen Deutschlands, in den Pastorfamilien, unter den Seminarlehrern; es sind reine, sittliche, außerhalb ihres Kreises unbemerkte Menschen .... Aber ist denn uns Russen ein solches Leben möglich? Ich muß das entschieden verneinen. Unser Geist eignet sich für diese Mittelsphären nicht; wir können unsern Durst mit solchem milden Tranke nicht stillen, unser Leben ist entweder ein viel höheres oder viel niedrigeres, in jedem Falle aber ein breiteres.

Nachdem Cruciferski Candidat geworden, bewarb er sich erst um eine Stelle an der Universität, dann suchte er durch Privatunterricht fortzukommen, alle seine Bemühungen aber waren vergeblich. Er hatte von seinem Vater das Misgeschick bei allen Unternehmungen geerbt ....

Einige Monate, nachdem Cruciferski's Ernennung zum Candidaten mit Trompetenton verkündigt war, erhielt der junge Mann einen Brief vom Vater, der ihn benachrichtigte, daß die Mutter krank sei und beiläufig auf seine bedrängten Umstände anspielte. Er, der den Charakter seines Vaters zu gut kannte, begriff, daß nur die äußerste Noth ihn zu einer solchen Andeutung hatte bewegen können. Dem jungen Cruciferski aber war sein letztes Geld aufgegangen; nur ein Mittel blieb ihm noch. Er hatte einen Gönner an dem Professor einer gewissen „Gnosis", der an ihm herzlichen Antheil nahm. Diesem schrieb er einen tiefempfundenen, offenherzigen, rührenden Brief und bat um ein Darlehen von 150 Rubel. Der Professor antwortete auf die höflichste Weise, zeigte

sich von dem Briefe gerührt, schickte aber kein Geld. Im Postscriptum schalt der gelehrte Mann den jungen Cruciferski in liebenswürdigster Art, daß er niemals zu ihm zu Tische komme. Diese Antwort überraschte den jungen Mann — so wenig wußte er die Menschen oder, richtiger gesagt, das Geld zu schätzen! Es wurde ihm schwer ums Herz, er warf das liebenswürdige Billet des guten Professors auf den Tisch, ging ein paar Mal in seinem Stübchen auf und ab und sank von Schmerz ganz vernichtet auf sein Bett; Thränen rollten ihm leise über die Wangen; er malte sich lebhaft das dürftige Zimmer seiner Eltern, darin seine leidende, kranke, vielleicht sterbende Mutter, und neben ihr den greisen, von Kummer niedergebeugten Vater: die Kranke hat ein Bedürfniß, ein Verlangen nach etwas — aber sie verschweigt es, um den Schmerz des Mannes nicht zu erhöhen, und dieser erräth es und schweigt auch, aus Furcht, es ihr versagen zu müssen.... Lieber Leser, wenn Sie reich sind, oder wenigstens „versorgt", so lassen Sie uns aus tiefster Seele dem Himmel danken und ein Hoch ausbringen auf unser ererbtes Gut, auf unser wohlerworbenes Vermögen!

In diesem für den Candidaten qualvollen Moment ging die Thür seines Stübchens auf, und eine Gestalt trat ein, die offenbar nicht der Residenz gehörte. Der Eintretende nahm seine dunkelfarbige Mütze mit großmächtigem Schirm ab. Dieser Schirm beschattete das kräftige, rothwangige und muntere Gesicht eines ältlichen Mannes; seine Züge drückten epikureische Ruhe und Gutmüthigkeit aus; er hatte einen abgenutzten zimmtbraunen Rock an mit einem Kragen, wie ihn damals keiner mehr trug, ein Bambusrohr in der Hand und sah, wie gesagt, entschieden wie ein Mann aus der Provinz aus.

„Sind Sie der Herr Candidat Cruciferski?"

— „Zu dienen," antwortete Dmitri.

„Vor allen Dingen, Herr Candidat, erlauben Sie,

daß ich mich setze, ich bin älter als Sie und bin zu Fuße hergekommen."

Mit diesen Worten wollte er sich auf einen Stuhl niederlassen, über welchem eine Interimsuniform hing; es zeigte sich aber, daß der Stuhl wol die Last eines Rockes, aber keines Menschen im Rocke tragen konnte. Cruciferski kam in Verlegenheit und bat ihn, auf dem Bette Platz zu nehmen, während er selbst einen andern (den letzten) Stuhl nahm.

„Ich bin," begann der Fremde mit peinlicher Langsamkeit, „der Dr. med. Crupow, Inspector der Medicinalbehörde zu N. Mich führt zu Ihnen folgende Angelegenheit ...."

Der Inspector, als ein Mann von Methode, hielt inne, zog seine große Tabaksdose hervor, legte sie neben sich hin, neben die Dose ein rothes Tuch und dann noch ein weißes Tuch, mit welchem er sich die Stirn trocknete. Nach einer Prise Tabak fuhr er folgendermaßen fort: „Gestern war ich bei Anton Ferdinandowitsch .... wir verließen gleichzeitig die Universität .... nein, nicht doch, er ging ein Jahr früher als ich ab .... ja, ganz recht, ein Jahr früher ... nun gleichviel, wir sind Universitätsfreunde. Ich bat ihn, daß er mir einen guten Lehrer empfehlen möge für eine Stelle in unserm Gouvernement. Die Bedingungen, sagte ich ihm, sind die und die, verlangt wird das und das. Anton Ferdinandowitsch gab mir Ihre Adresse, und äußerte sich, die Wahrheit gestanden, sehr schmeichelhaft über Sie; wenn Sie also geneigt wären, eine solche Stelle anzunehmen, so könnte ich die Sache mit Ihnen abmachen."

Anton Ferdinandowitsch war eben jener Professor, an welchem Cruciferski einen Gönner besaß. Er hatte den jungen Mann wirklich lieb, nur sein Geld wollte er, wie wir sahen, nicht riskiren: ihn aber aufs Beste zu empfehlen war er jederzeit bereit.

Der schwerfällige Dr. Crupow erschien dem jungen

Crucíferski wie ein Bote des Himmels. Offenherzig erzählte er ihm seine Lage und schloß damit, daß ihm keine Wahl bleibe, daß er die Stelle annehmen müsse. Crupow zog ein Ding aus seiner Tasche, das halb wie ein Portefeuille, halb wie ein kleiner Kasten aussah, holte einen Brief heraus, der in Gesellschaft von Sonden, Lanzetten und krummen Scheeren ruhete, und las: „Tragen Sie einem solchen 2000, keinesfalls mehr als 2500 Rubel jährlich an, denn 3000 Rubel bekommt der schweizer Franzose, der bei meinem Nachbar im Hause ist. Er erhält ein besonderes Zimmer, Frühstück, Bedienung und Wäsche, wie gewöhnlich, zu Mittag speist er mit uns an der Tafel."

Crucíferski machte gar keine Ansprüche, erröthend sprach er vom Geld, fragte, was er zu thun haben würde, und gestand offen, es sei ihm angst und bange, in ein fremdes Haus zu kommen, bei fremden Leuten zu leben. Crupow war gerührt und versicherte ihm, er habe von der Familie Negrow nichts zu fürchten .... „Sie haben ja mit ihnen nicht zu Gevatter zu stehen, Sie unterrichten den Jungen, mit Vater und Mutter kommen Sie nur bei Tische zusammen; im Geldpunkt wird der General Sie nicht schlecht behandeln, dafür stehe ich. Seine Frau schläft beständig, folglich kann auch sie Ihnen nichts zu Leide thun, es müßte denn im Schlafe sein. Das Negrow'sche Haus, glauben Sie mir, ist nicht schlimmer .... und aufrichtig gesagt, nicht besser als die Häuser aller andern Edelleute."

Mit einem Worte, der Handel wurde geschlossen, Crucíferski nahm die Stelle für 2500 Rubel jährlich an. Der Inspector war freilich durch das Leben in der Provinz abgestumpft, aber ein herzensguter Mensch. Eine Reihe bitterer Erfahrungen hatten ihn überzeugt, daß alle schönen Ideen und großen Worte vorläufig nichts als Ideen und Worte bleiben. So hatte er sich denn für ewige Zeiten in N. niedergelassen, und nach und nach

gewöhnte er sich, langsam zu sprechen und zwei Taschentücher, ein rothes und ein weißes, bei sich zu tragen. Nichts verdirbt den Menschen so sehr wie das Leben in der Provinz; er aber war noch nicht ganz erstorben, in seinen Augen funkelte noch Feuer. Vieles erwachte im Herzen Crupow's bei dem Anblicke des edlen, reinen Jünglings; er erinnerte sich jener Zeit, wo er mit Anton Ferdinandowitsch von Reformen in der Medicin träumte und eine Fußreise nach Göttingen machen wollte.... er lächelte bitter bei diesen Erinnerungen. Als der Handel geschlossen war, fiel es ihm ein: Thue ich wohl daran, diesen Jüngling in das dumme Leben des halbwilden Gutsbesitzers hineinzudrängen? — Ja, es kam ihm sogar der Gedanke in den Sinn, ihm Geld zu geben und zu rathen, Moskau nicht zu verlassen. Funfzehn Jahre früher hätte er es wirklich gethan, aber alten Händen wird es furchtbar schwer den Geldbeutel zu öffnen. Das ist Schickung, dachte Crupow, und damit tröstete er sich. Seltsam genug handelte er diesmal ganz so, wie die Menschen seit den ältesten Zeiten pflegten; auch Napoleon sprach von Schickung — ein Wort, das gar keinen Sinn hat; aber darum liegt auch ein solcher Trost darin!

„Wir haben also die Sache abgemacht,“ sagte endlich der Inspector nach einer kurzen Pause, „in fünf Tagen reise ich ab; es wird mir angenehm sein, wenn Sie mich begleiten.“

Viertes Capitel.

Das neue Leben.

Es ist längst bekannt, daß der Mensch sich überall acclimatisiren kann — in Lappland wie am Senegal. Zu verwundern ist es daher nicht, daß Cruciferski sich nach und nach an das Negrow'sche Haus gewöhnte.

Die Lebensweise, die Ansichten und Interessen dieser Leute hatten ihn erst überrascht, dann wurde er gleichgiltiger dagegen; doch war er weit entfernt, sich mit einem solchen Leben zu befreunden. Sonderbar! das Negrow'sche Haus hatte nichts Ungewöhnliches, nichts Auffallendes: aber eine frische jugendliche Natur fühlte sich darin so beengt und konnte da nicht aufathmen. Es herrschte in der verehrlichen Familie des Herrn von Negrow die vollständigste und allseitigste Leere. Wozu diese Leute des Morgens aufstanden, weshalb sie herumgingen, wofür sie lebten — auf diese Fragen ließ sich schwer Antwort geben. Sie bedürfen aber auch keiner Antwort. Die guten Leute lebten, weil sie einmal geboren waren, und ihr Selbsterhaltungstrieb sie leben hieß; was gäb's da noch für Zwecke und Hintergedanken ... das Alles ist deutsche Philosophie!

Der General stand um sieben Uhr früh auf und fand sich sogleich mit seiner langen Pfeife im Saale ein. Ein Fremder, der ihn sah, hätte denken mögen, daß Pläne und Combinationen von höchster Wichtigkeit ihm durch den Kopf gingen, so tiefsinnig rauchte er. Allein es war eben nur Rauch der ihm nicht im Kopfe, sondern um den Kopf herumging. Das tiefsinnige Rauchen währte eine Stunde. Alexej Abramowitsch schritt die ganze Zeit langsam im Saale auf und nieder, blieb oft

am Fenster stehen, sah mit großer Aufmerksamkeit hinaus, blinzelte mit den Augen, runzelte die Stirn, machte eine unzufriedene Miene, seufzte sogar, aber auch das war ebenso eine optische Täuschung, wie seine Nachdenklichkeit. Der Verwalter mußte unterdessen mit dem Leibburschen an der Thüre stehen. Nachdem Alexej Abramowitsch mit dem Rauchen fertig war, wandte er sich zum Verwalter, nahm ihm den Tagesbericht aus der Hand und begann ihn mörderlich zu schimpfen, wobei er jedesmal hinzusetzte, nun sei es aus, er kenne ihn; er wisse Spitzbuben zu behandeln, und wolle, um ein Exempel zu statuiren, den Sohn unter's Militair stecken, ihn selbst aber zum Gänsehirten machen. War das eine moralische Gesundheitsmaßregel, in der Art täglicher Kaltwasserbäder — war es eine Maßregel, durch welche er seine Vasallen in Furcht und Gehorsam erhielt, oder nichts als eine patriarchale Angewohnheit? In jedem Falle bewies er eine anerkennenswerthe Ausdauer. Der Verwalter hörte die väterlichen Ermahnungen mit lautloser Selbstverleugnung; dergleichen anzuhören hielt er für eine ebenso wesentliche, mit seinem Amte verbundene Pflicht, wie Weizen und Gerste, Stroh und Heu zu stehlen. „O du Bösewicht!“ rief der General, „du verdienst drei Mal gehängt zu werden.“ — „Wie Ew. Excellenz belieben,“ antwortete der Verwalter mit größter Ruhe, und blickte mit seinen schelmischen Augen halb schielend zu Boden. Diese Unterredung währte, bis die Kinder zum Morgengruß kamen. Alexej Abramowitsch reichte ihnen die Hand. Mit ihnen erschien die Miniaturgouvernante, die ganz zu verschwinden, in sich aufzugehen schien, indem sie einen Knix à la Pompadour machte. Sie verkündigte, daß der Thee fertig sei, und Herr von Negrow begab sich in das Familienzimmer, wo Glafira Lwowna ihn schon bei der Theemaschine erwartete. Die Unterhaltung begann in der Regel damit, daß Glafira Lwowna über ihr Befinden und über Schlaflosigkeit

klagte: sie empfand in der rechten Schläfe einen unbegreiflichen, heftigen Schmerz, der sich nach dem Nacken und dem Scheitel zog und sie nicht hatte schlafen lassen. Alexej Abramowitsch vernahm das Bulletin über das Befinden seiner Frau ziemlich gleichgiltig, sei es, weil er allein unter allen Menschen es zu gut und gründlich wußte, daß sie in der Nacht niemals aufwachte, oder weil er deutlich sah, wie sehr diese chronische Krankheit der Gesundheit seiner Gemahlin zuträglich war. Madame Elise dagegen erschrak, bedauerte die Leidende, und tröstete sie damit, daß auch Fürstin R., in deren Hause sie gewesen, und Gräfin A., in deren Hause sie hätte sein können, wenn sie wollte, ganz an demselben Uebel leiden, welches tic douloureux genannt werde. Jetzt kam der Koch; das edle Paar beschäftigte sich mit Bestellung des heutigen Diners, und tadelte das gestrige, wiewol die Schüsseln sämmtlich geleert worden. Der Koch hatte vor dem Verwalter das voraus, daß ihn alle Tage nicht nur der gnädige Herr, sondern auch die gnädige Frau auszankte.

Nach dem Thee begab sich Alexej Abramowitsch auf die Felder. Da er seit mehren Jahren aus dem Dorfe nicht herausgekommen, machte er einige Fortschritte in der Agronomie, rügte kleine Unordnungen, und drang vor Allem auf Disciplin und unbedingten Gehorsam. Unter seinen Augen geschah der frechste Diebstahl und er bemerkte es zumeist gar nicht; merkte er's aber auch, dann ging er so ungeschickt zu Werke, daß er jedes Mal angeführt wurde. Als echtes Oberhaupt und Vater der Gemeinde pflegte er oft zu sagen: dem Diebe verzeih' ich noch, dem Spitzbuben verzeih' ich noch, aber Dreistigkeit dulde ich nimmermehr! Darin bestand sein patriarchaler point d'honneur. Glafira Lwowna verließ, außer in seltenen Fällen, das Haus nie zu Fuße; eine Ausnahme machte freilich der alte, durch seine Verwilderung schöne Garten, der dicht am Balcon anfing.

Sonst aber fuhr sie immer im Wagen, selbst um Pilze aufzulesen. Letzteres geschah folgendermaßen. Abends erhielt der Bauernälteste den Befehl, eine Legion Jungen und Mädchen zu versammeln mit großen und kleinen Körben, Stöcken und dergleichen. Glafira Lwowna fuhr in Begleitung der Französin langsam durch die lichten Stellen des Waldes, während ein Schwarm barfüßiger, halb nackter und hungriger Kinder unter Anführung der alten Vogelwärterin, des jungen Herrn und des jungen Fräuleins über Weißpilze, Steinpilze, kurz über alle Pilzsorten herfielen. Fand sich einer von merkwürdiger Größe oder außerordentlicher Kleinheit, so brachte ihn die Vogelwärterin der gnädigen Frau Generalin; die äußerte ihr Wohlgefallen daran und fuhr weiter. Zu Hause klagte sie dann jedes Mal über Müdigkeit, und schlief ein wenig vor Tische, nachdem sie ihre Kräfte an irgend einem Rest vom gestrigen Nachtmahl gestärkt, wie etwa am Fleisch eines blos mit Milch getränkten Kalbes, einer mit wälschen Nüssen gefütterten Truthenne, oder an sonst etwas Leichtem und Wohlschmeckendem der Art. Unterdessen hatte auch Alexej Abramowitsch schon einen Bittern nebst Imbiß zu sich genommen, und ging in den Garten. Das war gerade die Stunde, wo er am liebsten im Garten spazierte. Hier beschäftigte ihn die Orangerie, und er fragte nach Allem die Gärtnersfrau, die zeitlebens zwischen Birnen und Aepfeln nicht unterscheiden konnte, dessenungeachtet aber ein recht angenehmes Aeußere hatte.

Um diese Zeit, d. h. anderthalb Stunden vor der Mittagstafel, beschäftigte sich die Französin mit dem Unterrichte der Kinder. Was und wie sie lehrte, das blieb ein undurchdringliches Geheimniß. Vater und Mutter waren zufrieden: wer hätte da noch das Recht, sich in Familienangelegenheiten zu mengen?

Um 2 Uhr wurde gespeist. Jedes Gericht war hinlänglich, einen an europäische Kost gewöhnten Menschen

krank zu machen. Fett und nichts als Fett, kaum gemildert durch Sauerkraut, Lauch und marinirte Pilze. Das wurde mit Hilfe einer ansehnlichen Menge Madeira und Portwein nicht nur von Herrn und Frau von Negrow in ihren elastischen Magen verarbeitet, sondern auch von der zusammengeschrumpften, klapperdürren Madame Elise, die namentlich im Verbrauch des Madeira nicht hinter dem General zurückblieb. Ich mache dabei auf den Fortschritt des 19. Jahrhunderts aufmerksam: im 18. Jahrhundert stand einer Gouvernante nicht das Recht zu, bei Tische Wein zu trinken. Madame Elise versicherte, an Madeira habe sie sich schon in ihrer Heimat (in Lausanne) gewöhnt; dort, wo sie diesen Wein aus ihrem eigenen Garten hatte, sei er ihr Alltagsgetränk gewesen, wie hier Quaß. Nach Tische ging der General in sein Cabinet, um eine halbe Stunde auszuruhen, schlief aber weit länger, und die Frau Generalin begab sich mit der Gouvernante ins Familienzimmer. Die Gouvernante sprach unaufhörlich, und unter ihren endlosen Erzählungen schlief Glafira Lwowna ein. Bisweilen ließ letztere der Abwechselung halber die Frau des Dorfpfarrers rufen; diese, ein scheues, unbeholfenes Geschöpf, das immerwährende Angst hatte, und sich vor Allem fürchtete, erschien. Glafira Lwowna brachte ganze Stunden mit ihr zu, und sagte darauf zur Gouvernante: ah, comme elle est bête, insupportable! In der That war die Popenfrau bodenlos dumm. Hierauf wurde der Thee gereicht, und später gegen 10 Uhr kam das Abendessen. Nach dem Abendessen fing die ganze Familie zu gähnen an. Glafira Lwowna bemerkte, auf dem Lande müsse man hübsch ländlich leben, d. h. früh zu Bette gehen — worauf die Familie aus einander ging. Um 11 Uhr schlief das ganze Haus, vom Pferdestall bis zur Dachstube.

Bisweilen kam irgend ein Nachbar zu Besuche — ein Negrow mit anderm Namen, oder eine alte Tante

aus der Gouvernementsstadt, bei welcher der Wunsch, ihre Töchter zu verheirathen, zur fixen Idee geworden war. Dann trat eine augenblickliche Veränderung in der Lebensweise ein. Kaum aber waren die Gäste fort, so kam Alles ins frühere Gleis.

Nach alle diesen Beschäftigungen blieb indeß noch Zeit genug übrig, die man nicht hinzubringen wußte, namentlich im regnerischen Herbste und an langen Winterabenden. Das ganze Redetalent der Französin wurde in Anspruch genommen, diese Zeitlücken auszufüllen. Ich muß bemerken, daß sie Stoff genug zum Erzählen hatte. Sie war in den letzten Regierungsjahren der hochseligen Kaiserin Katharina als Schneiderin einer französischen Schauspielertruppe nach Rußland gekommen. Ihr Mann war zweiter Liebhaber; allein unglücklicherweise äußerte das petersburger Klima eine verderbliche Wirkung auf ihn, besonders seitdem er von Jemanden aus dem zweiten Stockwerke zum Fenster hinausgeworfen wurde; es geschah dies in Folge seiner für einen verheiratheten Mann viel zu eifrigen Sorgfalt für eine der Künstlerinnen der Gesellschaft. Wahrscheinlich hatte er sich nun im Falle nicht genügend gegen die feuchte Luft verwahrt, denn von dem Augenblicke an litt er an Husten, litt zwei Monate hindurch, bis das Uebel aus einem sehr einfachen Grunde aufhörte, weil er nämlich starb. Madame Elise ward gerade zu einer Zeit Witwe, wo man den Mann am meisten braucht, d. h. in dem Alter von dreißig Jahren. Sie beweinte ihn lange, und wurde erst barmherzige Schwester bei einem Gichtkranken, darauf nahm sie ein sehr hochgewachsener Witwer als Erzieherin seiner Tochter an. Von ihm kam sie in das Haus einer Fürstin u. s. f. — Alles würde sich kaum herzählen lassen. Genug, sie wußte sich vortrefflich in die Weise der Familie zu schicken, bei der sie sich befand, schlich sich ins Vertrauen ein, machte sich unentbehrlich, führte geheime und offene Aufträge aus, und

behielt in all ihrem Thun ein gewisses Gepräge von Clientenwesen und Erniedrigung, gab immer nach, suchte dem Wunsche Anderer zuvorzukommen. Mit einem Worte, fremde Treppen waren ihr nicht hart, fremdes Brod nicht bitter. Sie führte lachend und ihren Strickstrumpf in Händen ein ganz behagliches Leben; sie war in alle die kleinen Geschichtchen verwickelt, die zwischen der Gesindestube und dem Schlafzimmer der Herrschaft vorfielen, und nie kam ihr ein Gedanke an ihre klägliche Existenz in den Sinn.

In Stunden der langen Weile also unterhielt Madame Elise mit ihren Geschichten, während Alexej Abramowitsch Patience spielte und Glafira Lwowna müssig auf dem Sopha saß. Madame Elise wußte um tausend Abenteuer und Intriguen ihrer Wohlthäter (so nannte sie Alle, bei denen sie Hauslehrerin gewesen), erzählte dieselben mit bedeutenden Zusätzen, und theilte sich in jeder Geschichte die Hauptrolle zu, gleichviel, ob die schönste oder erbärmlichste. Alexej Abramowitsch hörte mit noch größerm Interesse als seine Gemahlin, die scandalöse Chronik der Erzieherin seiner Kinder, lachte herzlich und meinte, die Gouvernante sei ein wahrer Schatz. In ähnlicher Weise ging Tag für Tag hin; die Zeit verstrich, und daran mahnten bisweilen hohe Feiertage, Fasten, die Abnahme oder Zunahme des Tages, Namens- und Geburtsfeste. Glafira Lwowna war bei solchen Gelegenheiten verwundert und sagte z. B.: „Ach mein Gott, übermorgen ist ja schon Weihnachten, und wie lange ist's her, daß der erste Schnee gefallen!“

Fünftes Capitel.

Lubinka.

Wo aber bleibt Lubinka, das arme Mädchen, welches die guten Negrows auferzogen? Wir haben sie ganz vergessen. Daran ist sie mehr Schuld als wir. Sie erschien meist schweigend in dem patriarchalen Kreise der Familie, nahm an Allem, was da vorging, fast nicht den geringsten Antheil, und brachte schon damit einen offenbaren Mißton in die Harmonie der übrigen Familienmitglieder. Dieses Mädchen hatte viel Sonderbares. Mit einem Gesichtsausdrucke voller Energie paarte sich bei ihr eine gewisse Kälte und eine dem Anschein nach unerschütterliche Apathie. Sie war gegen Alles dermaßen gleichgiltig, daß selbst Glafira Lwowna dies bisweilen nicht ertragen konnte, und sie eine frostige Engländerin nannte, wiewol die andalusischen Eigenschaften der Frau Generalin auch großem Zweifel unterlagen. Ihr Gesicht ähnelte dem des Vaters, die dunkelblauen Augen ausgenommen, welche sie von Dunja hatte. Allein in dieser Aehnlichkeit lag ein so unermeßlicher Gegensatz, daß Lavater über diese zwei Physignomien einen neuen phrasenreichen Band hätte schreiben können. Die harten Züge Alexej Abramowitsch's waren in Lubinka's Gesichte veredelt. Aus diesem Gesichte ließ sich entnehmen, daß Negrow ursprünglich gute Fähigkeiten besessen, welche das Leben in ihm erstickt und vernichtet. Ihr Gesicht konnte das Alexej Abramowitsch's erklären. Wer sie betrachtete, söhnte sich mit ihm aus. Warum aber war sie immer so nachdenklich? warum machte ihr so Weniges Freude? warum blieb sie gern allein in ihrem Zmimer? Das hatte viele Gründe, innere und äußere: fangen wir mit den letztern an.

Ihre Stellung in der Familie des Generals war keine beneidenswerthe. Nicht etwa, daß man sie mit

Absicht kränkte: aber es waren Menschen voller Vorurtheile, ohne alles Zartgefühl, welches nur Bildung gibt, und daher roh, ohne es zu wissen. Weder der General noch seine Gemahlin berücksichtigten Lubinka's eigenthümliches Verhältniß und steigerten ohne Noth das Drückende desselben, indem sie in die zartesten Saiten ihres Herzens griffen. Herr v. Negrow mit seiner harten und gewissermaßen hochmüthigen Natur verletzte das Mädchen tief, oft auch geflissentlich, ohne jedoch den Eindruck manches Wortes auf eine zartere Seele als die seines Verwalters zu ermessen, ohne zu begreifen, mit welcher Vorsicht er ein schutzloses Mädchen behandeln mußte, das seine Tochter und doch nicht seine Tochter war, das halb rechtmäßig, halb aus Gnade zur Familie gezählt wurde. Dieser Zartsinn war bei einem Menschen wie Negrow unmöglich. Es fiel ihm gar nicht ein, daß seine Worte das Mädchen beleidigen könnten: wer ist sie denn, um sich beleidigt zu fühlen? Um Lubinka in ihrer Liebe zu Glafira Lwowna recht zu bestärken, konnte Alexej Abranowitsch ihr nicht genug einschärfen, daß sie zeitlebens seine Frau segnen müsse, der sie allein ihr ganzes Glück zu danken habe; ohne dieselbe wäre sie kein Fräulein, sondern ein Stubenmädchen geworden. Bei den geringfügigsten Anlässen ließ er sie fühlen, daß zwischen ihr und seinen Kindern, wiewol sie eine gleiche Erziehung erhielten, doch ein himmelweiter Unterschied sei. Als sie ihr sechzehntes Jahr erreicht, sah Negrow in jedem unverheiratheten Manne eine für sie passende Partie. Kam der Assessor ein Mal aus der Stadt, hörte man von irgend einem unbedeutenden Gutsbesitzer in der Nähe, so sagte Alexej Abramowitsch in Gegenwart der armen Lubinka: „Es wäre recht gut, wenn der Assessor um das Mädchen anhielte; wahrhaftig, ich könnte zufrieden sein, und sie auch. Sie wird doch nicht auf einen Grafen warten!“ Glafira Lwowna kränkte Lubinka weniger; bei mancher Gelegenheit hätschelte sie sie sogar auf ihre

Weise, nöthigte sie über den Hunger zu essen, gab ihr zur Unzeit Confect u. s. w. Aber auch durch sie litt das arme Mädchen viel. Glafira Lwowna hielt es für ihre Pflicht, jeder Dame, die ihre Bekanntschaft machte, Lubinka mit den Worten vorzustellen: „es ist eine Waise, die mit meinen Kindern zusammen erzogen wird," worauf sie zu wispern anfing. Lubinka muthmaßte, wovon die Rede war, wurde bleich und glühend roth vor Scham, besonders wenn die Dame aus der Provinz nach der geheimen Erklärung einen frechen, mit zweideutigem Lächeln begleiteten Blick auf sie warf. In letzter Zeit hatte Glafira Lwowna ihr Benehmen gegen die Waise geändert. Es stieg ein Gedanke in ihr auf, der, wenn er sich weiter entwickelte, für Lubinka die schrecklichsten Folgen haben konnte. Trotz aller mütterlichen Verblendung ward sie doch inne, wie ihre Lise (ein dickes, rothwangiges Mädchen, das viele Aehnlichkeit mit der Mutter und dabei noch einen recht dummen Gesichtsausdruck hatte) von dem edeln Aeußern Lubinka's stets verdunkelt werden mußte, der außer ihrer Schönheit schon ihr sinnendes Wesen einen gewissen Reiz verlieh, welchen Niemand unbeachtet lassen konnte. Nach dieser Wahrnehmung stimmte sie vollkommen Alexej Abramowitsch bei, daß, wenn irgend ein gutmüthiges Secretairchen unter die Hand käme, oder auch ein gutmüthiger Assessor, das Mädchen ohne weiteres zu verheirathen sei. Alles dies konnte Lubinka nicht entgehen; außerdem fühlte sie sich durch ihre ganze Umgebung beengt. Ihr Verhältniß zur Dienerschaft, unter der sich ihre Amme befand, war ein sehr unbehagliches. Die Stubenmädchen betrachteten sie als einen Emporkömmling, und erkannten ganz nach aristokratischer Denkweise nur den echten Sproß des Stammbaums, Lisa, für ein gnädiges Fräulein an. Als sie sich nun von der außerordentlichen Sanftmuth und Anspruchslosigkeit Lubinka's überzeugten, welche sie niemals bei der gnädigen Frau verleumdete, da verlor das

Mädchen vollends ihre Achtung, und in Augenblicken des Unwillens sagten sie fast laut: „Ein Bauernkind kann man ausputzen, wie man will, es bleibt doch ein Bauernkind: sie hat auch gar Nichts von adliger Haltung.“ Das Alles waren Kleinigkeiten, von einem höhern Gesichtspunkte aus keiner Beachtung werth. Aber ich frage Jeden, der eine Reihe niedriger, gemeiner Schmähungen und Kränkungen erfahren, ich frage besonders jedes weibliche Herz, ob sich das leicht ertragen läßt, oder nicht.

Um Lubinka's Leidwesen vollständig zu machen, kam zuweilen die in der Gouvernementsstadt wohnende Tante Alexej Abramowitsch's mit ihren drei Töchtern zum Besuche. Die Alte, ein boshaftes, halb verrücktes Weib, haßte das unglückliche Mädchen, und behandelte sie auf eine empörende Weise. „Wie kommen Sie dazu, sich so anzuputzen?“ sagte sie kopfschüttelnd. „Lassen Sie doch hören! Sie unterscheiden sich ja kaum von meinen Töchtern! Glafira Lwowna, warum verwöhnen Sie sie nur so? Die kleine Martha, die bei mir dient, ist ja ihre leibliche Tante: wie schickt sich das? Negrow, der alte Sünder, sollte sich doch auch vor anständigen Leuten schämen!“ Diese schmähenden Bemerkungen schloß sie jedesmal mit einem Gebet, daß der liebe Herrgott ihrem Neffen die Sünde von Lubinka's Geburt verzeihen möge. Die Töchter der Tante — drei Provinzialgrazien, wovon die älteste schon seit ein paar Jahren in das verhängnißvolle neunundzwanzigste Jahr ging — sprachen zwar nicht mit so patriarchaler Offenheit, gaben jedoch Lubinka in jedem Worte zu verstehen, daß sie aus purer Großmuth sie ihrer Freundlichkeit würdigten. Lubinka ließ sich nicht merken, wie tief solche Scenen sie kränkten, oder richtiger gesagt, die Leute, die sie umgaben, merkten und sahen Nichts, worauf man sie nicht hinwies, was ihnen nicht auseinandergesetzt wurde. Aber wenn sie in ihr Zimmer sich entfernte, weinte sie bitterlich. Ja, sie konnte

sich über solche Beleidigungen nicht erheben, und kaum ist dies auch einem Mädchen in ihrer Lage möglich. Frau von Negrow dauerte Lubinka, aber es fiel ihr nicht ein, sie in Schutz zu nehmen, ihre Misbilligung zu äußern; sie beschränkte sich darauf, Lubinka eine doppelte Portion Eingemachtes zu geben. Der alten Dame gab sie dann mit außerordentlicher Freundlichkeit das Geleit, und nachdem sie tausend Mal wiederholt: chère tante möge sie nicht vergessen, sagte sie zu der Französin, daß sie das Weib nicht ausstehen könne, daß sie jedes Mal nach deren Besuche ihre Nerven angegriffen und einen heftigen Schmerz in der linken Schläfe fühle, der sich nach dem Nacken ziehe.

Braucht noch bemerkt zu werden, daß Lubinka's Erziehung allem Uebrigen entsprach? Außer Madame Elise unterrichtete sie Niemand; Madame Elise aber lehrte den Kindern Nichts als französische Grammatik, wiewol sie in das Geheimniß der französischen Orthographie nicht eingeweiht war, und bis in ihr spätes Alter außerordentlich fehlerhaft schrieb. Außer der Grammatik nahm sie Nichts vor, obgleich sie zwei Söhne einer gewissen Fürstin zur Universität vorbereitet haben wollte. Bücher gab es im Hause Negrow's wenig. Alexej Ambramowitsch selbst besaß kein einziges, Glafira Lwowna dagegen hatte ihre Bibliothek. Im Familienzimmer stand ein Schrank; der obere Theil desselben war von einem prachtvollen Theeservice eingenommen, das niemals in Gebrauch kam, der untere von Büchern.

Da befanden sich an 50 französische Romane; einige hatten vor undenklichen Zeiten die Gräfin Mawra Ilinischna ergötzt und gebildet; die übrigen hatte Glafira Lwowna ein Jahr nach ihrer Verheirathung gekauft. Sie kaufte damals Alles: feinen Taback für ihren Mann, eine Mappe mit Ansichten von Berlin, ein kostbares Halsband mit goldenem Schloß .... Neben diesen unnützen Dingen schaffte sie sich auch 30 bis 40

Modebücher an, darunter ein paar englische, die gleichfalls auf's Land kamen, ungeachtet nicht blos im Hause Negrow's, sondern vier Meilen in der Runde kein Mensch Englisch verstand. Diese Bücher hatte sie wegen des londoner Einbandes angeschafft. Der Einband war wirklich schön. Glafira Lwowna gab Lubinka gern die Erlaubniß, sich die Bücher zu holen. Sie munterte sie sogar dazu auf; sie selbst, sagte sie, sei eine leidenschaftliche Liebhaberin von Lectüre und bedauere sehr, daß die vielfachen Sorgen im Hauswesen und der Erziehung ihr zum Lesen keine Zeit ließen. Lubinka las gern, aufmerksam, aber eine besondere Leidenschaft zur Lectüre hatte sie nicht. Sie gewöhnte sich nicht so sehr an die Bücher, daß sie ihr unentbehrlich geworden wären. Es kam ihr Alles darin matt vor, selbst Walter Scott langweilte sie oft schrecklich. Doch störte die Unfruchtbarkeit des Bodens, auf welchem sich das Mädchen befand, ihre geistige Entwickelung keineswegs, vielmehr förderten und steigerten alle diese ungünstigen Verhältnisse sie zu einem mächtigen Wachsthum. Wie das zuging? Das ist das Geheimniß des weiblichen Herzens. Ein Mädchen fügt sich entweder von Anfang an in ihre Umgebung, so daß sie mit vierzehn Jahren schon zu kokettiren, zu klatschen anfängt, mit den vorüberreitenden Offizieren liebäugelt, auf das Dienstmädchen Acht hat, daß diese nicht Thee und Zucker stehle, und sich zu einer respectablen Hausfrau und strengen Mutter vorbereitet — oder sie hebt sich mit ungewöhnlicher Leichtigkeit aus dem Staub und Schmutz empor, besiegt die äußere Welt durch innern Adel, faßt das Leben mit einer gewissen Sehergabe, und eignet sich einen Takt an, der sie schützt und leitet. Ein solcher Entwickelungsgang ist dem Manne fast fremd: unsereins wird unterrichtet, im Gymnasium, auf der Universität, im Kaffeehause, in mehr oder minder pädagogischen Anstalten, und doch erreichen wir nicht vor dem dreißigsten Jahre, und erst nachdem wir viel Kraft und Lei-

denschaft verloren, jene Stufe der Entwickelung und der Erkenntniß, welche beim Weibe mit der Jugend, mit der Fülle und Frische der Empfindungen Hand in Hand geht.

Lubinka war zwölf Jahre alt, als einige flüchtig hingeworfene harte Worte, die Negrow in einem Augenblicke väterlichen Unwillens sich entfahren ließ, sie in wenigen Stunden reif machten und ihr einen Impuls gaben, der sie nicht mehr rasten ließ. Mit zwölf Jahren begann dieses schwarzlockige Köpfchen zu arbeiten. Der Kreis der in ihr angeregten Fragen war nicht groß und rein persönlicher Art; desto mehr konnte sie sich darin concentriren. Nichts in ihrer äußern Umgebung beschäftigte sie; sie sann und träumte, träumte, um sich das Herz zu erleichtern, und sann, um ihre Träumereien sich klar zu machen. So vergingen fünf Jahre. Fünf Jahre sind in der Entwickelung eines jungen Mädchens eine große Epoche; die sinnende, verschlossen-feurige Lubinka lernte in diesen fünf Jahren Dinge empfinden und begreifen, von denen schlichte Leute oft bis an ihr Ende keine Ahnung haben. Bisweilen erschrak sie vor ihren Ideen, und machte sich deshalb Vorwürfe, aber die Thätigkeit ihres Geistes ruhte nicht. Sie hatte Niemand, dem sie mittheilen konnte, was sie beschäftigte, was in ihrem Herzen sich gesammelt; endlich, da sie nicht mehr im Stande war Alles in sich zu verschließen, kam sie auf einen Gedanken, der bei jungen Mädchen sehr gewöhnlich ist: sie schrieb ihre Ideen und Gefühle nieder; es war eine Art Tagebuch, aus welchem wir, um den Leser mit ihr bekannt zu machen, folgende Zeilen herausheben wollen:

„Gestern Abends saß ich lange am Fenster; die Nacht war lau, es war so schön im Garten.... Ich weiß nicht, warum ich immer trauriger und trauriger wurde, als sei eine dunkle Wolke aus der Tiefe meiner Seele heraufgezogen; es war mir so schwer um's Herz, daß ich weinte, bitterlich weinte.... Ich habe Vater und

Mutter, und bin doch eine Waise: ich stehe ganz allein in der weiten Welt, und fühle mit Schrecken, daß ich Niemand liebe. Das ist fürchterlich! Jeder, den man nur sieht, liebt irgend Jemand; mir sind Alle fremd. Ich möchte lieben und kann nicht. Manchmal glaube ich, Alexej Abramowitsch, Glafira Lwowna, meinen Bruder, meine Schwester zu lieben, aber ich täusche mich. Alexej Abramowitsch behandelt mich so hart, er ist mir fremder als Glafira Lwowna; und doch ist er mein Vater. Dürfen denn Kinder ihren Vater richten? liebt man ihn denn umseines Thuns willen? man liebt ihn, weil er Vater ist. Ich aber kann es nicht. Wie viele Mal gelobte ich mir, seine ungerechten Vorwürfe mit Sanftmuth anzuhören! Aber ich kann mich nicht daran gewöhnen... Sobald Alexej Abramowitsch hart gegen mich wird, schlägt mir das Herz heftig, und ich glaube, wenn ich mich gehen ließe, ich würde ihm mit gleicher Härte antworten. Meine Liebe zur Mutter hat man mir geraubt, getrübt. Seit vier Jahren erst weiß ich, daß sie meine Mutter ist; es war viel zu spät, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ich eine Mutter habe. Ich liebte sie als meine Amme: sie liebe ich wirklich, aber — kaum wage ich's zu gestehen — ich fühle mich beengt bei ihr; ich muß ihr Vieles verschweigen: das stört, das drückt; man muß Alles sagen, wenn man liebt. Aber ihr gegenüber bin ich gebunden. Die gute Alte — sie ist mehr Kind als ich; dazu ist sie gewohnt, mich Fräulein zu nennen, zn mir Sie zu sagen..., das ist fast noch drückender als die rohe Sprache Alexej Abramowitsch's. Ich habe für die Meinigen und für mich gebetet, ich flehte zu Gott, daß er meine Seele von Stolz läutere, mir Demuth gebe, mir Liebe sende: aber die Liebe ist in mein Herz nicht eingezogen."

Eine Woche später.

„Sollten denn alle Menschen ihnen gleich sein, sollte man überall ein solches Leben führen wie hier? Ich bin nie

aus dem Hause Alexej Abramowitsch's gekommen, aber ich glaube, daß man selbst auf dem Lande ein besseres Leben führen kann. Oft ist mir's in ihrer Gegenwart unerträglich — bin ich vielleicht so menschenscheu geworden, weil ich immer allein bin? Wie anders ist mir zu Muthe, wenn ich in die Lindenallee mich entferne, mich dort auf die Bank setze, und hinaussehe ins Weite! Da wird mir wohl, ich vergesse Alle; ich bin nicht gerade froh, eher wehmüthig, aber es ist eine süße Wehmuth. Am Abhang des Berges liegt das Dorf. Wie gern habe ich die ärmlichen Hütten der Bauern, den Fluß, der vorbeifließt, und den fernen Wald; ganze Stunden sehe ich hin und lausche; bald erschallt ein Lied in der Ferne, bald Kettengerassel, Hundegebell und Räderknarren..... Kaum haben die Bauerjungen mein weißes Kleid erblickt, so eilen sie auf mich zu, bringen mir Erdbeeren, erzählen mir allerlei närrisches Zeug. Ich höre ihnen zu, ohne mich zu langweilen. Was haben sie für schöne, offene, edle Gesichter! Ich denke, wenn man sie unterrichtete wie den Mischa, wlche Männer könnten aus ihnen werden! Sie kommen zuweilen in's Herrenhaus zum Mischa, aber da verstecke ich mich vor ihnen. Unsere Dienerschaft, und selbst Glafira Lwowna behandelt sie so roh, daß mir das Herz blutet. Die armen Jungen suchen meinem Bruder alles Mögliche zu Gefallen zu thun, rennen herum, fangen ihm Eichhörnchen, Vögel, und er kränkt sie..... Sonderbar, Glafira Lwowna ist doch so empfindsam, weint, wenn etwas Trauriges erzählt wird, und oft muß ich über ihre Härte staunen. Sie sagt immer, wie wenn sie sich schämte: „Das verstehen die nicht, die darf man nicht menschlich behandeln, sonst vergessen sie sich gleich." Ich glaube es nicht; ich sehe wohl, in meinen Adern fließt noch das bäurische Blut meiner Mutter! Ich rede mit den Bauern stets wie mit andern Leuten, wie mit allen Menschen; und sie haben mich lieb, bringen mir warme Milch und Honig-

seim; freilich verbeugen sie sich nicht vor mir bis zur Erde, wie vor Glafira Lwowna, dagegen begrüßen sie mich mit heiterer, lächelnder Miene. Ich kann durchaus nicht begreifen, warum die Bauern aus unserm Dorfe besser und viel gescheiter sind, als alle die Herren aus der Gouvernementsstadt und aus der Nachbarschaft, die uns besuchen. Es sind ja lauter unterrichtete Leute, Gutsbesitzer, Beamte, und doch sind sie alle so widerwärtig!..."

Ist es auch wahrscheinlich, daß ein in der patriarchalen Familie Negrow's erzogenes siebzehnjähriges Mädchen, die nirgends hingekommen, wenig gelesen und noch weniger gesehen, so fühlen konnte? Für die thatsächliche Glaubwürdigkeit dieses Tagebuchs bürgt der gewissenhafte Sammler der Documente, die psychische will ich vertreten. Die seltsame Stellung Lubinka's im Hause Negrow's kennt Ihr. Das von Natur mit Energie und Kraft begabte Mädchen wurde von allen Seiten gekränkt: durch ihr zweideutiges Verhältniß zur ganzen Familie, die Stellung ihrer Mutter, die gänzliche Zartlosigkeit ihres Vaters, welcher die Schuld ihrer Geburt nicht sich, sondern ihr zumaß, endlich durch die gesammte Dienerschaft, welche mit der allen aristokratischen Lakaien eigenen Gesinnung die arme Dunja höhnisch ansah. Wo sollte nun Lubinka hin, die von allen Seiten zurückgestoßen wurde? Sie wäre vielleicht zum Militair, oder Gott weiß wohin geflüchtet, wenn sie ein Mann gewesen: als Mädchen aber flüchtete sie in sich selbst. Jahre lang ertrug sie ihren Kummer, ihre Kränkungen, ihren Müssiggang, ihre Ideen; als nach und nach die Gährung ihres Geistes sich zum Theil niedersetzte, als ihr natürliches, mächtiges Bedürfniß, sich gegen Jemand auszusprechen, keine Befriedigung fand, griff sie zur Feder und begann aufzuschreiben, d. h. gegen sich selbst auszusprechen, was sie beschäftigte, um dadurch ihr Herz zu erleichtern.

Sechstes Capitel.

Ein Geständniß und dessen Folgen.

Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um vorauszusehen, daß die Begegnung Lubinka's und Cruciferski's unter solchen Umständen nicht ohne Folgen sein wird. Gelingt es doch kaum den vieljährigen Anstrengungen der Erziehung und dem Leben in der vornehmen Welt die Liebesfähigkeit und den Liebesdrang in jungen Leuten zu ersticken! Lubinka und Cruciferski mußten auf einander aufmerksam werden, sie waren allein, sie waren wie in der Wüste..... Lange Zeit getraute sich der schüchterne Candidat kein Wort mit Lubinka zu sprechen, sie lernten sich schweigend kennen. Das Erste, was die jungen Leute einander nahe brachte, war die väterliche Ungenirtheit, mit welcher Negrow seine Familie und seine Dienerschaft behandelte. Lubinka vermochte sich, wie sie selbst gestand, in ihrem ganzen Leben nicht an den rohen Ton Alexej Abramiwitsch's zu gewöhnen. Wie man sich denken kann, machten seine Ausfälle einen noch stärkern Eindrnck auf sie in Gegenwart eines Fremden. Indeß, so sehr ihre Wangen glühten, so aufgeregt sie selbst war, so hinderte das sie doch nicht wahrzunehmen, daß diese patriarchalen Manieren auf Cruciferski denselben Eindruck machten. Nach längerer Zeit bemerkteer seinerseits dies auch an ihr. So gestaltete sich zwischen ihnen ein geheimes gegenseitiges Verständniß, es gestaltete sich noch ehe sie ein paar Worte mit einander gewechselt. Sobald Alexej Abramowitsch Lubinka zu sticheln, oder irgend einen sechszigjährigen Peter zu belehren, einem ergrauten Hans Moral zu predigen anfing, richtete Lubinka ihren leidenden Blick, den sie lange zu Boden geheftet, unwillkürlich auf Cruciferski, dessen Lippen bebten, dessen Gesicht sich färbte. Auch er suchte, um ein drückend unangenehmes Gefühl zu lindern, heimlich

auf Lubinka's Gesichte zu lesen, was in ihrem Herzen vorging. Beide dachten nicht daran, wohin diese sympathetischen Blicke gerade sie führen mußten, in deren ganzer Umgebung Nichts war, was die einmal erregte Sympathie, wo auch nicht überwiegen, doch in ihren Schranken halten konnte; das gänzliche Fernstehen aller Andern förderte nur ihre Entwickelung.

Ich habe durchaus nicht die Absicht, die Liebesgeschichte meines Helden Wort für Wort zu erzählen; mir haben die Musen das Talent versagt, die Liebe zu beschreiben:

„O Haß, dich will ich singen!"

So sei es denn in aller Kürze erwähnt, daß der von Natur zartfühlende und schwärmerische Cruciferski zwei Monate nach seiner Aufnahme in das Negrow'sche Haus leidenschaftlich in Lubinka verliebt war; seine Liebe wurde der Mittelpunkt, um den sich alle Elemente seines Lebens sammelten, ihr unterordnete er Alles, selbst die Liebe zu seinen Eltern und zur Wissenschaft, mit einem Worte, er liebte, wie eine reizbare, romantische Natur nur immer lieben kann — er liebte wie Goethe's Werther, wie Puschkin's Lensky. Lange wollte er das neue Gefühl, das sein ganzes Herz ergriff, sich selbst nicht gestehen, und noch länger sprach er sich gegen sie nicht aus; ja, daran wagte er nicht einmal zu denken. An dergleichen soll man auch nicht denken: das gestaltet sich von selbst.

Eines Tages, als Negrow nach Tische in seinem Cabinet uud Glafiera Lwowna im Familienzimmer ruhte, saß Lubinka im Salon und Cruciferski las ihr laut Shukowsky's Gedichte vor. In welchem Grade es für einen jungen Mann gefährlich ist, einem jungen Mädchen etwas Anderes als ein Handbuch der Mathematik vorzulesen, das hat in jener Welt Francisca de Rimini dem Dante erzählt, während sie in dem verwünschten Höllenwalzer sich drehte: sie erzählte ihren Uebergang vom Lesen zum Kusse, vom Kusse zur tragischen Kata-

strophe. Unsere jungen Leute wußten das nicht, und entfachten schon seit einigen Tagen ihre Liebe mit Shukowsky's Gedichten, welche der Candidat mitgebracht. So lange sie die Uebersetzung der „Kraniche des Ibykus" lasen, ging Alles gut; nachdem sie aber den Schuldigen hier entdeckt, gingen sie zur Ballade Aline über, und da geschah Folgendes. Als Cruciferski mit zitternder Stimme die ersten Strophen gelesen, trat ihm der Schweiß auf's Gesicht, sein Athem stockte, und mit Mühe las er noch die folgenden Zeilen:

„Wem's in der Blütenzeit gegeben,
Daß zur verwandten Brust er spricht,
Sei mein, sei mein in diesem Leben." ...

Hier hielt er inne und brach in strömende Thränen aus; das Buch fiel ihm aus der Hand, er ließ den Kopf sinken, und schluchzte laut, heftig, wie es nur ein Mensch kann, der zum ersten Male verliebt ist. „Was haben Sie?" fragte Lubinka, der auch das Herz mächtig schlug und Thränen in die Augen drangen. „Was haben Sie?" fragte sie noch ein Mal, und ihre ganze Seele bangte vor der Antwort. Cruciferski ergriff ihre Hand, und von einer neuen, ungeahnten Kraft beseelt, sagte er ihr, ohne daß er jedoch die Augen zu ihr zu erheben wagte: „O sein Sie, sein Sie meine Aline!.... ich, ich" ... weiter vermochte er Nichts hervorzubringen. Lubinka zog sanft ihre Hand zurück, ihre Wangen brannten, sie fing zu weinen an, und trat hinaus. Cruciferski versuchte es nicht sie zurückzuhalten, kaum wünschte er es. Mein Gott, dachte er, was hab' ich angerichtet! Aber sie entzog mir so leise, so sanft ihre Hand.... Und wieder weinte er wie ein Kind.

Am Abende jenes Tages sagte Madame Elise scherzend zu Cruciferski: „Sie sind gewiß verliebt, so zerstreut, so traurig".... Cruciferski wurde hochroth. — „Sehen Sie, wie gut ich rathe! Soll ich Ihnen aus

den Karten wahrsagen?" Cruciferski empfand Alles, was der ärgste Verbrecher empfinden kann, wenn er nicht weiß, welche Umstände dem Untersuchungsrichter bekannt sind, und auf welche er anspielt. „Nun, wollen Sie?" fragte die unabweisliche Französin. „Haben Sie die Güte," erwiderte der junge Mann. Und nun breitete Madame Elise mit einem gewissen dämonischen Lächeln die Karten aus und sagte: „Hier ist die Dame de vos pensées .... Sie sind recht glücklich: sie lag an Ihrem Herzen, ich gratulire, ich gratulire .... hier das Coeur-As .... sie liebt Sie sehr .... aber was ist das? sie wagt es Ihnen nicht zu sagen; o Sie grausamer Cavalier, Sie lassen sie so leiden! u. s. w." Bei jedem Worte heftete Madame Elise ihren durchdringenden Blick auf ihn, und freute sich von ganzer Seele über die Tortur, welche sie den unglücklichen jungen Mann bestehen ließ. „Pauvre jeune homme! Sie wird Sie nicht leiden lassen... nein, wie sollte es ein so steinernes Herz geben! Haben Sie ihr jemals von Ihrer Liebe gesprochen? Gewiß nicht!"

Cruciferski wurde bleich, roth, blau, gelb, und rettete sich zuletzt durch die Flucht. In seinem Zimmer griff er nach einem Bogen Papier. Sein Herz pochte laut; begeistert, hinreißend strömte er seine Empfindungen aus. Es war ein Brief, ein Gedicht, ein Gebet Er weinte, er war glücklich, mit einem Worte, er empfand während des Schreibens Momente der höchsten Seligkeit. Diese Momente, die wie Blitze hinsprühen, sind das Schönste, Herrlichste in unserm Leben, aber wir wissen es nicht zu würdigen, und statt uns darin zu berauschen, quälen wir uns in hastiger Ungeduld ab und sehnen uns nach etwas Zukünftigem.

Als Cruciferski den Brief beendet, ging er hinunter. Man saß beim Thee. Lubinka verließ ihr Zimmer nicht; sie hatte Kopfweh. Glafira Lwowna war ganz besonders liebenswürdig, aber Niemand beachtete sie. Alexej Abra-

mowitsch rauchte tiefsinnig seine Pfeife (man hat doch nicht vergessen, daß sein Tiefsinn eine optische Täuschung war?); Madame Elise fand, während sie ihre Tasse holte, Gelegenheit, Cruciferski zu sagen, daß sie mit ihm sprechen müsse. Die Unterhaltung stockte. Mischa reizte den Hund, und dieser bellte. Negrow hieß ihn aus dem Zimmer jagen; endlich trug das Stubenmädchen mit den leinenen Aermeln die Theemaschine weg. Alexej Abramowitsch machte sich an sein Patiencespiel. Glafira Lwowna klagte über Kopfschmerzen. Cruciferski trat in den Salon; es fing zu dämmern an. Madame Elise hatte sich schon eingefunden. „Wenn es dunkel wird, kommen Sie auf den Balcon: Sie werden erwartet,“ sagte sie.... Cruciferski war halb todt.... sollte er's glauben oder nicht .... eine Zusammenkunft mit ihr.... vielleicht wollte sie ihren Unwillen, ihren Zorn aussprechen, vielleicht..... Er eilte hinaus in den Garten; es schien ihm, daß fern in der Lindenallee ein weißes Kleid schimmere, hinzugehen aber wagte er nicht: er wußte nicht einmal, ob er auf den Balcon sollte.... es wäre denn nur, um den Brief abzugeben, nur auf einen Augenblick.... allein der Gedanke war doch schrecklich, sich auf den Balcon zu wagen. Er sah hinauf; an einer Ecke des Balcons war trotz der völligen Dunkelheit ein weißes Kleid sichtbar. Das ist sie, sie, das betrübte, sinnende, ach, vielleicht das liebende Mädchen!.... Da bestieg er die erste Stufe der Treppe, welche aus dem Garten zum Balcon hinaufführte; wie er endlich oben ankam, das zu beschreiben will ich nicht versuchen.

„Ha! sind Sie es?“ fragte Lubinka flüsternd. Er schwieg und schnappte nach Luft wie ein Erstickender. „Welch herrlicher Abend!“ fuhr Lubinka fort.

„Verzeihen Sie mir, um Gotteswillen, verzeihen Sie mir!“ rief Cruciferski und ergriff bebend ihre Hand. Lubinka zog sie nicht zurück. „Lesen Sie diese Zeilen,“ sagte er, dann wissen Sie, was mir auszusprechen so schwer

wird“.... Und wieder netzte ein Strom von Thränen seine lodernden Wangen. Lubinka drückte ihm die Hand, er überströmte die ihrige mit Küssen. Sie nahm den Brief und barg ihn an ihrem Busen. Seine Begeisterung wuchs, und ich weiß nicht, wie es geschah, seine Lippen berührten die ihrigen. Der erste Liebeskuß! — wehe Dem, der ihn nicht gekostet! Die hingerissene Lubinka war es selbst, die ihm zitternd einen leidenschaftlichen, langen Kuß aufdrückte. Nie war Cruciferski so glücklich gewesen, er ließ den Kopf auf die Hand sinken, er weinte, und plötzlich, als er sein Haupt wieder in die Höhe hob, schrie er auf: „Mein Gott, was habe ich angerichtet!“ Er hatte jetzt erst gemerkt, daß nicht Lubinka, sondern Glafira Lwowna vor ihm stand.

„Beruhige Dich, Geliebter!“ sagte Frau von Negrow, athemlos von überströmendem Lebensfülle.

Allein Cruciferski war längst die Treppe hinuntergeeilt; er rannte die Lindenallee entlang, stürzte aus dem Garten hinaus, durchlief das Dorf und sank auf der Landstraße nieder, kraftlos, wie vom Schlage gerührt, dem Wahnsinn nahe. Jetzt erst fiel ihm ein, daß sein Brief in den Händen der Frau von Negrow geblieben. Was nun anfangen? Er raufte sich die Haare und wälzte sich auf dem Rasen wie ein angeschossenes Wild.

Zur Erklärung dieses seltsamen Quidproquo müssen wir hier einiges mittheilen. Die kleinen Augen der Madame Elise, scharf beobachtend und gut abgerichtet, wie sie waren, hatten rasch bemerkt, daß Glafira Lwowna, seitdem die Familie an Cruciferski einen Zuwachs gewonnen, mehr Sorgfalt an ihre Toilette wandte, daß sie ihre Blouse anders trug, daß allerhand Kragen, Spitzen, Häubchen zum Vorschein kamen, daß dem Haar mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde und der starke Zopf des Stubenmädchens Palascha, welcher das Unglück hatte, den Ueberresten der Chevelüre Glafira

Lwowna's an Farbe zu gleichen, wieder aufgesetzt wurde, trotzdem daß die Motten denselben schon ein wenig angefressen hatten. In dem weichen, vollen Gesichte der verehrlichen Hausmutter zeigten sich gewisse neue Züge, die bis dahin in der Fülle ihrer Wangen verborgen geblieben. Ihr Lächeln, ihre Blicke wurden honigsüß. Der Madame Elise entging keine einzige dieser Veränderungen; als sie vollends ein Mal in Abwesenheit der Frau von Negrow in deren Zimmer trat, zufällig ein Toilettenfach öffnete, und darin ein Büchschen Rouge végétal vorfand, welches seit 15 Jahren nebst irgend einer Augensalbe in der Speisekammer aufbewahrt worden, da rief sie im innersten Herzen: „Jetzt ist es Zeit, daß auch ich auf den Schauplatz trete!“ Am selben Abend begann Madame Elise, als sie mit Frau von Negrow allein blieb, eine Geschichte von einer Dame zu erzählen (es versteht sich, von einer Fürstin), die sich für einen jungen Mann interessirte; wie ihr (nämlich der Madame Elise) das Herz blutete, als sie sah, daß die engelgute Fürstin litt und hinwelkte, wie endlich die Fürstin ihr, als der einzigen Freundin, an die Brust sank, ihr ihre Empfindungen, ihre Zweifel ausmalte, und Rath von ihr verlangte, wie sie ihre Zweifel gelöst und ihr Rath gegeben, wie dann die Fürstin nicht mehr litt und abfiel, sondern im Gegentheil zunahm und heiter ward. Glafira Lwowna, obgleich dem Abende ihres Lebens nahe, loderte bei diesen Geschichten hell auf. Man ist gewöhnlich der Meinung, daß dicke Personen keiner Leidenschaft fähig sind — das ist nicht wahr; wo es viel fette Stoffe gibt, da pflegt die Feuersbrunst, einmal angefacht, auch recht lange zu dauern. Madame Elise übernahm, wie wir sehen, das Amt des Blasebalgs, und blies die kleinen erotischen Fünkchen, die Glafira Lwowna durchzuckten, zu einer ziemlich großen Flamme auf. So weit brachte sie es freilich nicht, daß

ihr Glafira Lwowna ihr Geheimniß anvertraute; sie war sogar großmüthig genug, ihr kein Geständniß abzudringen, weil sie dessen durchaus nicht bedurfte; sie wollte Glafira Lwowna nur in ihrer Gewalt haben, und das war ihr offenbar geglückt. Glafira Lwowna machte ihr in zwei Wochen zwei Geschenke: ein Tuch und eines ihrer seidenen Kleider.

Cruciferski, der nicht blos in seinen Handlungen sondern selbst in seinen Gedanken jungfräulich rein war, merkte nicht, was die zuvorkommende Dienstfertigkeit der Französin, ihre zweideutigen Anspielungen, und endlich die zweideutigen Blicke der Frau von Negrow zu bedeuten hatten. Dieses Unverständniß, seine schüchterne Zerstreutheit, seine gesenkten Blicke entfachten immer mehr die Leidenschaft der vierzigjährigen Frau. Daß dabei das gewöhnliche Verhältniß beider Geschlechter seltsam genug umgekehrt wurde, hatte einen besondern Reiz; in der That spielte Glafira Lwowna die Rolle des Eroberers und Verführers, und Cruciferski die des unschuldigen Mädchens, das böse Absicht mit ihrem Gewebe umspann. Der gute Herr von Negrow merkte Nichts, befragte nach wie vor die Frau des Gärtners über den Zustand der Obstbäume, und Friede und Ruhe herrschte ungestört in dem patriarchalen Hause Alexei Abramowitsch's.

Jetzt können wir nach dem Balcon zurückkehren.

Glafira Lwowna, welche die Flucht ihres Joseph nicht recht begriff, ging, nachdem sie in der Abendluft sich ein wenig abgekühlt, in ihr Schlafzimmer, und kaum war sie allein, d. h. mit Madame Elise, so zog sie den Brief hervor. Ihre hohe Brust wogte, mit zitternden Fingern öffnete sie den Brief, begann zu lesen und schrie plötzlich auf, als wäre eine Eidexe oder ein Frosch aus dem Briefe herausgesprungen. Drei Stubenmädchen eilten herein, Madame Elise griff nach dem Briefe, Glafira Lwowna bat um Eau de Cologne,

worauf ihr das erschrockene Stubenmädchen flüchtige Salbe reichte.

„Ah, le traître, le scélérat!“ rief sie ein Mal über das andere. „Wer hätte das von diesem bescheidenen Geschöpfchen erwarten sollen! .... über unsere kalte Engländerin! .... Nein, diese Brut wird nie geadelt: kein Funke Dankbarkeit in ihr, und ich, ich habe diese Schlange an meinem Busen gewärmt!“

Madame Elise befand sich in der Lage eines Beamten, den ich kenne, eines Mannes, den sein ganzes Leben mit Glück gegaunert, und überzeugt, daß er durch Niemand zu ersetzen sei, um seine Entlassung bat; er that es, um desto sicherer im Dienste zu bleiben, erhielt aber wirklich seinen Abschied. Er, der die ganze Welt betrogen, betrog zuletzt sich selbst. Als eine Frau von Scharfsinn errieth sie gleich, wie es stand, und welchen Fehlgriff sie gethan. Dabei ermaß sie wohl, daß sie und Glafira Lwowna ebenso in den Händen Cruciferski's wären, wie dieser in ihren, und daß, wenn ihn die Eifersucht der Frau von Negrow reizen sollte, er Madame Elise überführen könne; ja wenn ihm auch die Beweise fehlten, so würde er doch in die Seele Alexej Abramowitsch's Argwohn streuen. Während sie nun überlegte, wie sie den Grimm der verlassenen Dido beschwichtige, trat Alexej Abramowitsch gähnend ins Schlafzimmer. Madame Elise war in Verzweiflung.

„Alexis!“ rief die unwillige Gattin: „es ist etwas geschehen, was ich mir nie hätte träumen lassen. Denke Dir nur, mein Lieber, dieser bescheidene Lehrer wechselt Briefe mit Lubinka, und welche Briefe! Es schaudert Einen sie zu lesen. Er hat das schutzlose Mädchen unglücklich gemacht! Morgen muß er aus unserm Hause, ich bitte Dich. Bedenke doch, vor den Augen unserer Tochter .... sie ist freilich noch ein Kind, aber das kann auf ihre Imagination wirken.“

Dem guten Herrn von Negrow ging die Fähigkeit

ab, die Dinge rasch zu begreifen und zu beurtheilen. Er war diesmal nicht weniger erstaunt als in den Flitterwochen seiner Ehe, da Glafira Lwowna ihn beim Grabe seiner Mutter, bei der Asche seines Vaters beschwor, ihr zu erlauben, daß sie das Kind seiner sündigen Liebe zu sich nehme. Dazu kam, daß es Herrn von Negrow über die Maßen schläferte; der Moment war übel gewählt, über den aufgegriffenen Brief zu berichten. Jemand der schläfrig ist, kann nur Dem zürnen, der ihn nicht schlafen läßt; die Nerventhätigkeit ist da erschlafft, und Alles unter dem Einflusse der Ermüdung.

— „Was sagst Du? Mit wem wechselt Lubinka Briefe?"

— „Nun ja, mit diesem Studenten.! Ueber das züchtige Kind! Das muß man doch sagen, Art läßt nicht von Art."

— „Was enthalten denn diese Briefe? Die Leutchen sind wol einig? Ja, hüte Einer ein siebzehnjähriges Mädchen! Darum also saß sie immer allein, that ihr bald der Kopf weh, bald das, bald dies! Aber den Spitzbuben will ich zwingen, sie zu heirathen. Hat er vergessen, in wessen Hause er ist? Wo hast Du den Brief? Teufel, wie eng geschrieben! Ein Lehrer — und kann nicht einmal ordentlich schreiben! Lies mir's vor, liebe Glafira."

— „Ich werde solche scandalöse Dinge nicht lesen."

„Dummes Zeug! Eine vierzigjährige Frau und thut noch so zimperlich! Dascha, bring' mir mal die Brille aus meinem Cabinet."

Dascha, die den Weg zum Cabinet recht gut kannte, brachte die Brille. Alexej Abramowitsch setzte sich ans Licht, gähnte, hob die Oberlippe, was seiner Nase einen sehr ehrwürdigen Ausdruck gab, und begann mit vieler Mühe zu lesen:

„Ja, sein Sie meine Aline! Ich liebe Sie leidenschaftlich, begeistert, Ihr Name ist ja Liebe"....

„Der Faselhans!“ bemerkte der General.

...„Ich hoffe Nichts, ich wage es kaum zu träumen... aber die Brust ist mir zu beengt, ich muß es Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Verzeihen Sie mir, ich flehe zu Ihren Füßen, verzeihen Sie!...“

„Ueber das dumme Zeug! Und das ist erst der Anfang der ersten Seite! Nein, nun habe ich genug! Aber konnten Sie dem nicht vorbeugen? Warum haben Sie das angesehen, warum haben Sie das zugelassen? Ei nun, ein großes Unglück ist es übrigens nicht, Weiber haben lange Haare und kurzen Verstand. Was hast Du denn in dem Briefe gefunden? Faselei, nichts Bedenkliches. Lubinka muß ja ohnehin heirathen, und warum wäre der junge Mann keine Partie für sie? Der Doctor sagte mir, er sei zehnter Klasse. Versuche er's nur, zurückzutreten! Doch ich will einmal die Sache beschlafen. Gute Nacht, Madame Elise, Sie sind ja so scharfsichtig und haben's doch nicht gesehen.... Nun, morgen sprechen wir mehr davon.“

Der General entkleidete sich und schlief mit dem Gedanken ein, daß Cruciferski nicht loskommen würde, daß er Lubinka heirathen müsse; für ihn sei es eine wohlverdiente Strafe, und sie komme dabei unter die Haube.

An diesem Tage schlug der armen Frau von Negrow einmal Alles fehl. Sie hatte durchaus nicht erwartet, daß die Sache im Geiste ihres Mannes eine solche Wendung nehmen würde; sie vergaß, wie sie in letzter Zeit ihm unaufhörlich davon gesprochen, daß es Zeit sei, Lubinka zu verheirathen. Mit der Raserei eines verliebten alten Weibes warf sie sich ins Bett, und hätte das Kissen zerreißen mögen, zerriß es vielleicht wirklich.

Der arme Cruciferski lag indessen auf dem Felde; er wünschte so sehnlich, sich von ganzem Herzen den Tod, daß, wenn das weibliche Regiment der Parzen noch bestanden hätte, sie aus Erbarmen seinen Lebensfaden

abgeschnitten hätten. Zerrissen von den peinlichsten Gefühlen, der Angst und Verzweiflung, der Furcht und Scham hingegeben, verfiel er in gänzliche Erschöpfung, und endete mit dem, womit Alexej Abramowitsch begann, er schlief ein. Hätte er nicht die febris erotica gehabt, wie Dr. Crupow sich im Betreff der Liebe ausdrückte, er würde unbedingt eine febris catarrhalis bekommen haben. Jetzt aber wirkte der kühle Thau wohlthätig auf ihn; sein anfangs unruhiger Schlaf wurde sanfter, und als er nach einigen Stunden erwachte, ging die Sonne auf. Heine sagt zwar mit Recht:

„Das ist ein altes Stück,
Von hinten geht sie unter
Und kommt von vorn zurück.“

Gleichwol ist dieses alte Stück gar nicht übel, und wie es einem Verliebten erscheint, brauche ich nicht zu sagen. Die Luft war frisch, voll eines eigenthümlichen, innern Duftes, die schweren, weißen Massen des Thaus wichen und ließen Millionen glänzende Tropfen nach; die purpurne Beleuchtung und die ungewöhnlich langen Schatten gaben den Bäumen, den Bauernhütten und der ganzen Umgebung ein neues wunderschönes Ansehen. Die Vögel sangen verschiedene Melodien, der Himmel war klar; Cruciferski stand auf und fühlte sich erleichtert. Vor ihm zog sich die Landstraße hin, er betrachtete sie lange und dachte, ob er auf dieser Straße nicht fortwandern, ob er den Leuten nicht entfliehen solle, die in sein heiliges Geheimniß eingedrungen, welches er selbst in den Staub getreten. Wie sollte er wieder nach Hause? Wie der Frau von Negrow begegnen? .... darum besser fliehen! Aber wie könnte er sie verlassen, wo fände er die Kraft, sich von ihr zu trennen? .... Langsamen Schrittes kehrte er zurück. Als er in den Garten kam, sah er in der Lindenallee ein weißes Kleid schimmern. Hohe Röthe färbte ihm die

Wangen bei der Erinnerung an seinen schrecklichen Irrthum, an den ersten Kuß. Aber diesmal war es wirklich Lubinka; sie saß auf ihrer Lieblingsbank, und blickte sinnend und traurig in die Ferne. Cruciferski lehnte sich an einen Baum und betrachtete sie in seliger Begeisterung. Sie war in diesem Momente wirklich überraschend schön: irgend eine Idee beschäftigte sie lebhaft, sie war traurig, und diese Trauer verlieh ihren scharfen, ausdrucksvollen, jugendlichen Zügen etwas Majestätisches. — Der junge Mann stand lange in Anschauen vertieft, sein Blick war voller Liebe und Andacht. Endlich entschloß er sich, ihr näher zu treten; die Nothwendigkeit, mit ihr zu sprechen, war zu groß; er mußte sie von dem Briefe unterrichten. Lubinka wurde ein wenig verlegen, als sie Cruciferski erblickte, aber es lag darin nichts Affectirtes, nichts Komödienhaftes. Nachdem sie rasch einen Blick auf ihre Morgentoilette geworfen, in der sie Niemanden zu begegnen geglaubt hatte, und ebenso rasch dieselbe geordnet, sah sie Cruciferski mit ruhiger, würdevoller Miene an. Der junge Mann stand mit gefalteten Händen vor ihr; sie sah seinen flehenden, von Liebe, Leiden, Hoffnung und Seligkeit erfüllten Blick und reichte ihm die Hand. Er preßte sie mit Thränen in den Augen.... O wie ist der Mensch in seiner Jugend so schön!

Das Geständniß, welches die Ballade Aline entlockt, hatte Lubinka tief erschüttert. Weit früher noch fühlte sie mit dem ihr eigenen, weiblichen Zartsinn sich geliebt; aber noch sprach sie es nicht aus. Nun war es zur Erklärung gekommen, und sie schrieb des Abends in ihr Tagebuch:

„Kaum vermag ich meine Gedanken ein wenig zu sammeln. Ach, wie hat er geweint! Mein Gott, mein Gott! ich glanbte niemals, daß ein Mann so weinen könne. Sein Blick hat eine Gewalt, die mich beben macht, aber nicht vor Angst; sein Blick ist so zärtlich,

so mild, so sanft wie seine Stimme .... Wie dauerte er mich! Ich glaube, wäre ich meinem Herzen gefolgt, ich hätte ihm gesagt, daß ich ihn liebe, ich hätte ihn geküßt, nur um ihn zu trösten. Er wäre dann glücklich.... Ja, er liebt mich, das sehe ich, und ich liebe ihn auch. Welch ein Unterschied zwischen ihm und Allen, die ich gesehen! Wie ist er edel und zartfühlend! Er sprach mit mir von seinen Eltern: wie liebt er sie! Warum sagte er mir doch: „Sei meine Aline!" Auch mein Name klingt gut, und ich liebe ihn ja, und könnte die Seine werden, ohne eine Andere zu sein als ich bin. Verdiene ich aber auch seine Liebe? Ich glaube, ich kann nicht mit solcher Gewalt lieben. Schon wieder dieser schwarze Gedanke, der mich ewig quält."

„Leben Sie wohl," sagte Lubinka, „und haben Sie doch keine solche Angst mehr wegen des Briefes. Ich fürchte Nichts; ich kenne sie."

Sie drückte ihm mit herzlicher Theilnahme die Hand, und verschwand hinter den Bäumen. Cruciferski blieb zurück. Sie hatten lange, lange gesprochen; Cruciferski fühlte sich weit glücklicher, als er den Abend zuvor sich unglücklich gefühlt! Er rief sich jedes ihrer Worte zurück, schwebte in Gedanken Gott weiß wohin, und ein Bild folgte ihm überall. Aber seinen Träumereien machte der Leibbursche Alexej Abramowitsch's ein Ende, welcher ihn zum Herrn beschied. So früh hatte Negrow ihn noch nie zu sich rufen lassen.

— „Was gibt's?" fragte ihn Cruciferski, mit der Miene eines Menschen, den man mit kaltem Wasser übergossen.

— „Nun ja, Sie sollen zum gnädigen Herrn," antwortete der Leibbursche recht barsch. Die Geschichte mit dem Briefe mußte schon in's Antichambre gedrungen sein.

— „Gleich," sagte Cruciferski, halb todt vor Angst und Scham. Was hatte er denn zu fürchten? Er

konnte ja doch nicht zweifeln, daß Lubinka ihn liebe: was wollte er mehr? Aber er wußte sich nun einmal vor Angst und Scham nicht zu fassen, er erwog nicht, daß Glafira Lwowna keine schönere Rolle gespielt als er, und konnte sich gar nicht denken, wie er ihr unter die Augen treten würde. Bekanntlich sind schon Verbrechen begangen worden, um einen Misgriff gut zu machen....

— „Ei, lieber Freund!," sagte Herr von Negrow, mit einer der wichtigen Angelegenheit angemessenen majestätischen Miene: „Sie haben wol auf der Universität Liebesbriefe schreiben gelernt?"

Cruciferski schwieg; er war so aufgeregt, daß ihn der Ton Negrow's nicht beleidigte. Dieses bestürzte, leidensvolle Aussehen spornte den Muth Alexej Abramowitsch's, und er fuhr, dem jungen Manne gerade ins Gesicht sehend, mit recht lauter Stimme fort:

— „Wie wagten Sie es, mein Herr, in meinem Hause solche Streiche zu machen? Was denken Sie denn von meinem Hause? Bin ich etwa ein Tölpel, was? Es ist eine Schande, junger Mann, und eine Sittenlosigkeit, ein armes Mädchen zu bethören, das weder Eltern, noch Verwandte hat. O, über unsere Zeit! Euch wird Alles gelehrt, Grammatik, Arithmetik, nur keine Moral!... Ein Mädchen um ihren guten Ruf bringen!"....

„Ich bitte Sie!" antwortete Cruciferski, bei welchem nach und nach der Unwille über das Gefühl seiner peinlichen Lage die Oberhand gewann: „was habe ich denn begangen? Ich liebe Fräulein Lubinka, und habe es gewagt, das auszusprechen; ich hatte selbst nicht geglaubt, daß ich je ein Wort von meiner Liebe sprechen würde, ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Aber was finden Sie da verbrecherisch, warum glauben Sie, daß ich unredliche Absichten habe?"

— „Warum? Wenn Sie ehrliche Absichten hatten, so würden Sie sich an mich gewendet haben, statt mit

Ihren Billetdoux dem Mädchen den Kopf zu verdrehen. Sie wissen, ich bin ihr natürlicher Vater, da mußten Sie zu mir kommen, mich um Erlaubniß und um meine Einwilligung bitten. Sie aber gingen hinten herum und wurden ertappt. Nehmen Sie mir's nicht übel, solche Romane dulde ich in meinem Hause nicht. Ein Mädel ist leicht zu berücken. Nein, das habe ich von Ihnen nicht erwartet! Sie haben meisterhaft den stillen, bescheidenen jungen Mann gespielt; und auch sie hat sich ausgezeichnet, hat uns schön gedankt für unsere Pflege und Erziehung. Glafira Lwowna hat die ganze Nacht geweint."

„Der Brief ist in Ihren Händen," bemerkte Cruciferski: „Sie können aus ihm ersehen, daß es der erste ist."

— „Man hat oft am ersten Pfannkucheu genug. Nun, und halten Sie etwa in diesem ersten Briefe um ihre Hand an?"

„Daran wagte ich nicht einmal zu denken."

— „Einerseits also sind Sie zu kühn, und andererseits zu ängstlich? Zu welchem Zwecke schrieben Sie denn da einen ganzen Briefbogen voll?"

„Wahrhaftig!" entgegnete Cruciferski, von Negrow's Worten überrascht: „ich hatte nicht den Muth, an Lubinka's Hand nur zu denken; aber ich wäre der Beglückteste der Sterblichen, wenn ich hoffen dürfte...."

— „Schöne Redensarten! Ja, das haben Sie gelernt. Aber sagen Sie mir gefälligst, wenn ich Ihnen nun auch erlaubte um Lubinka anzuhalten, und nicht abgeneigt wäre sie Ihnen zur Frau zu geben — wovon werden Sie denn leben?"

Herr von Negrow war gewiß kein sonderlich gescheiter Mann, allein er besaß in vollem Maße jenen eigenthümlich praktischen Sinn, der eine besondere Gabe der Russen ist — seinen Vortheil wahrzunehmen. Lubinka zu verheirathen, mit wem es immer sei, war sein Lieb-

lingsgedanke, zumal seit die guten Eltern die Bemerkung machten, daß ihr liebes Lischen neben ihr sehr verliere. Alexej Abramowitsch hatte daher längst daran gedacht, Lubinka mit Cruciferski zu verbinden, und diesem in irgend einer Kanzlei des Gouvernements eine Stelle zu verschaffen. Auf diese Idee brachte ihn eben das, was ihn auch zu der Aeußerung veranlaßte: wenn ein gutmüthiges Secretairchen in den Wurf käme, so wollte er ohne weiteres Lubinka demselben zur Frau geben. Als er nun Cruciferski's Liebe entdeckte, war sein erster Gedanke diesen zur Heirath zu zwingen. Er nahm den Brief für Muthwillen, und glaubte, der junge Mann würde nicht so leicht unter das Joch der Ehe zu bringen sein. Aus Cruciferski's Antworten aber sah Herr v. Negrow nun, daß derselbe gar nicht abgeneigt sei, das Mädchen zu heirathen; darum griff er ihn sofort von einer andern Seite an, und kam auf die Vermögensumstände zu sprechen, aus Furcht, Cruciferski möchte von ihm die Aussteuer verlangen.

Der junge Mann schwieg; Negrow's Frage fiel ihm centnerschwer auf's Herz.

— „Täuschen Sie sich nicht über ihre Vermögensumstände," fuhr dieser fort: „sie besitzt Nichts und hat von keiner Seite etwas zu erwarten. Ich werde sie freilich nicht im bloßen Hausrock entlassen, außer Kleidern aber kann ich ihr Nichts geben: ich habe eine Tochter auszustatten."

Cruciferski bemerkte, ihm läge jede Frage nach der Aussteuer ganz fern. Negrow war mit sich zufrieden und dachte: Ein wahres Schaf der, und ist doch ein Gelehrter!

— „Ja, ja, lieber Freund, kluge Leute fangen nicht mit dem Ende an. Bevor man Liebesbrieflein schreibt und einem Mädchen den Kopf verdreht, muß man auf die Zukunft bedacht sein. Wenn Sie sie wirklich lieben

und um sie anhalten wollten, warum sorgten Sie nicht sich eine Existenz zu sichern?"

„Was soll ich anfangen?" fragte Cruciferski in einem Tone, der jeden Menschen von Herz erschüttern mußte.

— „Was anfangen? Sie haben ja einen Rang, ich glaube gar, Sie sind zehnter Klasse. Werfen Sie Arithmetik und Dichtkunst bei Seite, bitten Sie um ein Aemtchen in kaiserlichem Dienst. Genug unnützes Zeug getrieben, man muß auch nützlich sein. Dienen Sie 'mal in der Finanzkammer: der Gouverneur ist mein Freund; mit der Zeit werden Sie Rath — was wollen Sie mehr? Sie haben dann sicheres Brod und eine ehrenhafte Stellung."

Dem jungen Manne war es zeitlebens nicht eingefallen, in der Finanzkammer oder sonst irgend einer Kammer zu dienen; er konnte sich eben so schwer als Rath denken, wie als Vogel, Igel oder ich weiß nicht was. Allein das fühlte er, daß Negrow im Grunde Recht hatte. Er war so wenig scharfsichtig, daß ihm die originell patriarchale Weise Negrow's nicht auffiel, der einestheils versicherte, daß Lubinka Nichts besitze, von keiner Seite etwas zu erwarten habe, und anderntheils ganz wie ein Vater über ihre Hand verfügte.

„Ich würde am liebsten die Stelle eines Gymnasiallehrers annehmen," sagte endlich Cruciferski.

— „Dazu möchte ich weniger rathen; was ist ein Gymnasiallehrer? Ein Beamter und doch keiner; zum Gouverneur wird er niemals eingeladen, höchstens zum Director; der Gehalt ist sehr gering."

Das Letztere sprach Negrow in gewöhnlichem Tone; er war nun hinsichtlich des geschäftlichen Punktes ganz beruhigt, und hielt sich versichert, daß Cruciferski ihm nicht entschlüpfen würde.

— „Liebe Glafira," rief Negrow ins andere Zimmer, „Glafira!"

Cruciferski bebte zusammen; er glaubte, daß für Gla-

fira Lwowna der letzte Liebeskuß eben solche Wichtigkeit und Bedeutung hatte, wie für ihn der erste, der nicht an die rechte Person gelangt war.

„Was hast Du?“ fragte Glafira Lwowna.

— „Komm herein.“

Glafira Lwowna trat ein, indem sie eine stolze und majestätische Miene annahm, die, wie sich von selbst versteht, ihr keineswegs stand und ihre Verlegenheit schlecht barg. Leider konnte Crucifersfi das nicht bemerken, denn er getraute sich nicht, sie anzublicken.

— „Liebe Glafira,“ sagte Negrow: „Herr Crucifersfi bittet um Lubinka's Hand. Wir haben sie erzogen und stets wie unsere leibliche Tochter gehalten, und haben wol das Recht, über ihre Hand zu verfügen: indeß würde es nicht schaden, mit ihr darüber zu sprechen; das kannst Du, als Frau, übernehmen.“

„Mein Gott, Sie freien? Welche Neuigkeit!“ sagte Glafira Lwowna bitter: „das ist ja eine Scene aus der neuen Heloise.“

Ich an Crucifersfi's Stelle würde, um Glafira Lwowna in Gelehrsamkeit nicht nachzustehen, ihr geantwortet haben: „Ja wol, gnädige Frau, und die gestrige Scene auf dem Balkon war eine Scene aus dem Faublas.“

Crucifersfi schwieg. Negrow erhob sich zum Zeichen, daß die Sitzung geschlossen sei, und sagte: „Nur bitte ich Sie, nicht eher an Lubinka's Hand zu denken, als bis Sie ein Amt haben. Und zu guter Letzt, mein Herr, rathe ich Ihnen vorsichtig zu sein; ich werde kein Auge von Ihnen verwenden. Es schickt sich eigentlich nicht einmal, daß Sie in unserm Hause bleiben. Uns macht diese Lubinka auch genug zu schaffen!“

Crucifersfi entfernte sich. Glafira Lwowna sprach sehr geringschätzend von ihm, und schloß ihre Rede mit der Bemerkung: ein so kaltes Geschöpf wie Lubinka würde Jeden heirathen, aber Niemand glücklich machen.

Siebentes Capitel.

Aerztlicher Rath.

Am andern Morgen saß Cruciferski in seinem Zimmer in tiefes Sinnen versunken. Kaum zwei Tage waren seit dem Vorlesen der Ballade „Aline“ vergangen, und nun war er auf einmal so gut wie verlobt, und sie seine Braut, und er sollte in Staatsdienste treten.... Welch seltsame Schicksalsmacht schaltete so mit seinem Leben! Sie hob ihn auf den Gipfel menschlicher Glückseligkeit, und wodurch? Durch einen Kuß, den er nicht der Rechten, durch einen Brief, den er in falsche Hände gegeben. War es ein Wunder, war es ein Traum?... Dann rief er sich wieder und immer wieder alle Blicke Lubinka's ins Gedächtniß, alle Worte, die sie in der Lindenallee zu ihm gesprochen, und das Herz ging ihm weit auf, es war ihm feierlich zu Muthe.

Plötzlich ließen sich schwere Tritte auf der steinernen Treppe hören, die in das Zimmer des jungen Mannes führte. Cruciferski fuhr zusammen und erwartete mit einer gewissen Aengstlichkeit das Erscheinen der so schwer auftretenden Gestalt. Die Thüre ging auf und herein trat unser alter Bekannter Dr. Crupow. Der Candidat war über dessen Erscheinen sehr verwundert. Der Doctor besuchte Negrow jede Woche ein Mal, mitunter auch zwei Mal, kam aber nie zu Cruciferski ins Zimmer. Sein Besuch hatte etwas Besonderes zu bedeuten.

— „Verfluchte Treppe!“ sagte er athemlos, und trocknete mit seinem weißen Tuche die Stirn. „Ein schönes Zimmer hat Alexej Abramowitsch für Sie ausgesucht!“

„Ah, Semen Iwanowitsch,“ rief der Candidat schnell, und erröthete, Gott weiß warum.

— „Der Tausend!“ fuhr der Doctor fort: „welche Aussicht! Ist das nicht die Dubasow'sche Kirche, die dort in der Ferne schimmert, dort rechts?“

„Ich glaube wohl, bestimmt weiß ich's aber nicht,“ antwortete Cruciferski, unverwandt links sehend.

— „Sie unverbesserlicher Student! Wie können Sie Monate lang hier wohnen, ohne zu wissen, was man aus dem Fenster sieht? O Jugend, Jugend! Lassen Sie mich doch Ihren Puls befühlen.“

„Ich bin Gottlob gesund, Semen Iwanowitsch.“

— „Da haben wir's! Gottlob gesund!“ fuhr der Doctor fort, Cruciferski an der Hand haltend, „ich dacht' es mir gleich, beschleunigt und ungleichmäßig. Erlauben Sie .... eins, zwei, drei, vier .... wirklich fieberhaft, die Lebenskraft gewaltig erhöht! Ja, bei solchem Puls entschließt sich der Mensch leicht zu allerlei Thorheiten; schlüge Ihr Puls gleichmäßig, so wären Sie nie darauf gekommen. Unten höre ich, Verehrtester, Sie wollen heirathen; ich traue meinen Ohren nicht — na, denk' ich, der junge Mann ist doch nicht dumm, ich brachte ihn ja aus Moskau her ...., ich glaub's nicht, ich gehe hin und will sehen. Richtig, der Puls beschleunigt und ungleichmäßig: bei solchem Puls freilich kann man nicht blos heirathen, sondern weiß der Teufel was für dumme Streiche machen. Wer wird sich denn in fieberhaftem Zustande zu einem so wichtigen Schritt entschließen! Ueberlegen Sie, werden Sie erst gesund, lassen Sie erst das Denkorgan, d. h. das Gehirn, in seinen Normalzustand kommen, daß der Andrang des Blutes es nicht störe; wollen Sie, so schicke ich den Chirurgen her, daß er Ihnen zur Ader lasse.“

„Danke ergebenst, ich fühle durchaus nicht, daß es nothwendig ist.“

— „Wie sollten Sie wissen, was nothwendig ist und was nicht? Sie haben ja nicht Medicin studirt, aber ich bin Arzt. Nun, wenn Sie keinen Aderlaß wollen, so

nehmen Sie Glaubersalz, ich hab's bei mir, ich will's Ihnen eingeben."

„Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Theilnahme, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich gesund bin, und daß ich nicht scherze, daß ich allen Ernstes (hier stockte er) .... heirathen will. Ich begreife nicht, was Sie gegen mein Glück einzuwenden haben."

— „Sehr Vieles." Der Greis machte ein recht ernstes Gesicht. „Ich habe Sie lieb, junger Mann, und darum dauern Sie mich. Sie, Dmitri Jakowlewitsch, haben mich am Abend meines Lebens an meine Jugend, an Vieles in meiner Vergangenheit erinnert, ich will Ihnen wohl und hielte es für eine Sünde, jetzt zu schweigen. Wie wollten Sie in Ihrem Alter heirathen? Herr v. Negrow hat Sie ja angeführt! .... Sehen Sie, wie Sie aufgeregt sind, Sie wollen mich nicht anhören, das merk' ich wohl, aber Sie müssen mich hören, das Alter hat ein gewisses Recht ...."

„Ach nein, Semen Iwanowitsch," sagte der junge Mann, den die Worte des Greises in einige Verlegenheit brachten: „ich begreife wohl, daß Sie aus Liebe zu mir, weil Sie mein Bestes wünschen, mir Ihre Meinung sagen wollen; ich bedauere nur, daß es überflüssig, ja zu spät ist."

— „O, wenn Sie nichts Anderes gegen meine Meinung vorzubringen haben — das ist eine rechte Kleinigkeit. Man besinnt sich nie zu spät. Die Ehe .... hu, das ist ein schwierig Ding. Das Unglück ist, daß gerade Diejenigen, die in den Ehestand treten, nicht bedenken, was die Ehe sei; später überlegen sie sich's in Muße, dann aber ist's freilich zu spät. Das Alles ist febris erotica: wie kann der Mensch einen solchen Schritt beurtheilen, wenn sein Puls so schlägt, wie der Ihrige, lieber Freund? Sie setzen Ihr ganzes Vermögen auf Eine Karte: möglich, daß Sie die Bank sprengen, möglich aber auch .... Welcher vernünftige Mann wird so viel riskiren! Und im

Kartenspiel büßt man wenigstens allein, was man verschuldet: in der Ehe aber reißt man unbedingt noch einen Andern mit fort. Ueberlegen Sie sich's recht, Dmitri Jakowlewitsch! Ich glaube wohl, daß Sie sie lieben und von ihr geliebt werden, aber das will Nichts sagen. Sein Sie überzeugt, daß die Liebe in jedem Falle vergeht: wenn Sie fortreisen, so verliert sie sich, wenn Sie heirathen, noch schneller. Ich war auch mehr als ein Mal verliebt, aber Gott hat mich bewahrt. Wenn ich jetzt nach Hause komme, ruhe ich sanft von meinen Mühen aus: den ganzen Tag gehöre ich meinen Patienten, Abend spiele ich eine Partie Whist und lege mich ohne Sorgen hin.... Mit einer Frau aber kommen Sorgen, Beschwerden, Kinder.... da läßt Einer die ganze Welt untergehen außer seiner Familie. Man kann weder ruhig an einem Orte bleiben, noch leicht umziehen — und dann die kleinlichen Klatschereien; alles Edlere muß man aufgeben, und an Nichts als an seinen Herd, an Geld, an Küchenvorräthe denken. Und nun, um auch von Ihnen zu reden: wenn Sie jetzt manchmal in Noth sind, was hat das zu sagen? Ich weiß, wie ich und Anton Ferdinandowitsch, den Sie auch kennen, bisweilen kaum einen Rubel hatten, und essen aber auch rauchen wollten: kauften wir ein Viertelpfund Tabak, so hatten wir Nichts als Brod, kauften wir ein Pfund Schinken, so konnten wir nicht rauchen; darüber lachten wir Beide und machten uns Nichts daraus.... Anders aber, wenn man verheirathet ist: da dauert einen die Frau, die Frau wird heulen...."

„O nein, dieses Mädchen hat sicher Kraft genug, auch die Noth zu tragen. Sie kennen sie nicht!"

— „Desto schlimmer, mein Lieber; ja, wenn sie noch recht tobt und weint, dann schüttelst Du den Staub von Deinen Füßen und machst Dich davon; aber wenn sie sich schweigend abhärmt und Du Dir denkst: „Arme, durch mich mußt Du hungern!" — da wirst Du

Dir wol den Kopf zerbrechen, wo Du Geld hernimmst. Auf ehrliche Weise kannst Du nicht fortkommen, zu Spitzbübereien bist Du nicht fähig, da wirst Du denn sinnen, sinnen und, um Deinen Geist zu erfrischen, einen Bittern zu Dir nehmen. Das schadet noch Nichts, ich nehme manchmal auch einen zur Magenstärkung — aber weißt Du, wenn man aus Betrübniß zwei, drei Gläschen trinkt, dann .... verstanden? Nun, und angenommen, Ihr habt Brod .... denn viel mehr wird's nicht. Sie ist zwar Negrow's Tochter und Negrow ist reich, aber ich kenne ihn .... Seine Tochter bekommt 500 Bauern und Lubinka höchstens 5000 Rubel: was ist das für ein Kapital! .... Ach, Sie dauern mich, Dmitri Jakowlewitsch! Ueberlassen Sie das Anderen, aus denen nichts Besseres werden kann, sich selbst aber schonen Sie. Ich würde Ihnen eine andere Stelle vorschlagen: nur schnell von hier fort — dann wird sich die Liebe schon verlieren. An unserm Gymnasium ist eine gute Stelle vacant. Nehmen Sie sich zusammen, sein Sie ein Mann!"

„Wahrlich, Semen Iwanowitsch, ich bin Ihnen für Ihre Theilnahme dankbar: aber Alles, was Sie mir da sagen, ist ganz überflüssig. Sie wollen mich wie ein Kind einschüchtern. Ich lasse lieber das Leben als diesen Engel. Ich habe ein solches Glück nicht zu hoffen gewagt; Gott selbst hat es so gefügt."

— „Seh' mal Einer!" sagte der unerbittliche Crupow. „Und das ganze Unheil habe ich angerichtet! Warum mußte ich Sie in dieses Haus bringen? Gott hat es gefügt — ja wohl! Negrow und Deine Jugend haben Dir einen Streich gespielt, ich will's nur geradezu sagen. Ich, mein lieber Dmitri Jakowlewitsch, habe lange in der Welt gelebt: ich will mich nicht für weise ausgeben, aber ich habe viel erfahren. Sie wissen, wir Aerzte kommen weniger in den Salon als in das Cabinet und Schlafzimmer. Ich habe viele Menschen

in meinem Leben gesehen, und keinen vorübergelassen, ohne ihn von allen Seiten zu beobachten. Ihr seht die Menschen entweder in Livree oder im Ballstaat, wir treten hinter die Coulissen. Ich habe Familienscenen genug gesehen, da schämen sich die Leute vor Niemanden, da machen sie keine Umstände. Homo sapiens — zum Teufel sapiens! ferus sollt' er heißen! Das wildeste Thier ist in seiner Höhle zahm, aber der Mensch ist just in seiner Höhle böser als das Thier.... Doch wo will ich damit hinaus? Nun ja, ja.... ich bin also gewohnt, Charaktere zu prüfen. Sage was Du willst, Deine Braut paßt für Dich nicht.... diese Augen, diese Gesichtsfarbe, dieses Beben, das oft über ihr Antlitz fährt.... sie ist eine junge Löwin, die ihre Kraft noch nicht kennt! Aber was bist denn Du? Du, lieber Junge, bist die Braut; Du bist ein deutsches Mädchen, Du wirst die Frau sein; nun, taugt das was?"

Cruciferski beleidigte der letztere Ausfall, und er sagte gegen seine Gewohnheit recht kalt und trocken: „Es gibt Fälle, in welchen der Theilnehmende zu helfen sucht und keine Predigten hält. Möglich, daß Alles, was Sie da sagen, wahr ist — ich will es nicht widerlegen: die Zukunft ist dunkel. Nur eins weiß ich: ich habe jetzt zwei Wege — wohin sie führen, ist schwer zu sagen, aber einen dritten gibt's nicht: entweder ich muß mich ins Wasser stürzen, oder der glücklichste Mensch werden."

— „Besser ins Wasser stürzen, da ist's auf ein Mal aus!" sagte Crupow, der sich auch ein wenig beleidigt fühlte, und zog sein rothes Tuch.

Diese Unterredung hatte, wie sich von selbst versteht, jene Wirkung nicht, welche sich Dr. Crupow versprochen. Er mochte ein ganz vortrefflicher Arzt sein aber mit Seelenleiden ging er ungeschickt um. Wahrscheinlich beurtheilte er die Macht der Liebe nach eigener Erfahrung. Er sagte, daß er mehre Male verliebt gewesen, er hatte sonach darin viel Praxis; allein gerade darum war er

nicht im Stande eine Liebe zu beurtheilen, die nur ein Mal im Leben kommt.

Crupow entfernte sich aufgebracht, und am selben Abend perorirte er beim Vicegouverneur anderthalb Stunden über sein Lieblingsthema, tadelte die Frauen, das Familienleben und vergaß, daß der Vicegouverneur zum dritten Male verheirathet war und von jeder Frau einige Kinder hatte. Crupow's Worte hatten wenig Eindruck auf Cruciferski gemacht. Ich sage: wenig; denn ein unbestimmtes, unklares, unangenehmes Gefühl hatten sie allerdings in ihm hervorgerufen, wie der unheilkündende Schrei eines Raben, wie das Begegnen eines Leichenzugs, wenn man zu frohem Gelage eilt. Doch alles Das verschwand, wie man sich denken kann, beim ersten Blicke Lubinka's.

Die Erzählung, scheint es, ist nun bald zu Ende? werdet Ihr sagen, natürlich recht froh.

Bitte um Vergebung, sie hat noch nicht angefangen, antworte ich mit schuldiger Ehrerbietung.

— Warum nicht gar, es bleibt ja Nichts übrig, als nach dem Geistlichen zu schicken?

— Ja wol, aber das Ende ist für mich dann, wenn der Geistliche zur letzten Oelung kommt — und auch dies ist manchmal noch nicht das Ende: wenn aber der Diener der Kirche zur Trauung erscheint, so ist dies der Anfang einer ganz neuen Geschichte, nur daß in ihr dieselben Personen vorkommen.

Sie werden denn auch nicht ausbleiben.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Ein seltsamer Gast.

Im ..... Es ist übrigens durchaus nicht nöthig, Zeit und Ort mit astronomischer und geographischer Genauigkeit zu bestimmen .... Also im 19. Jahrhundert fanden zu N. die Adelswahlen statt. Die Stadt belebte sich: sehr oft ließ sich das Schellengeklingel und Gerassel der Reisewagen hören; es zeigten sich die Winterkibitken und Schlitten der Gutsbesitzer, Fuhrwerke in allen nur möglichen Gestalten, innerlich mit allerlei Dingen vollgepfropft, und äußerlich mit zahlreicher Dienerschaft in Mänteln und Pelzen geschmückt. Ein großer Theil dieser Diener spazierte gewöhnlich in der Stadt herum, begrüßte die Krämer und lächelte den an den Thüren stehenden Collegen zu. Andere schliefen in allen nur erdenklichen unbequemen Lagen des menschlichen Körpers. Nach und nach waren die Hauptpersonen in der Gouvernementstadt beisammen. Auch der verabschiedete Cornet Dregalow fand sich ein, und schmückte mit purpurrothen Vorhängen die Fenster seiner Wohnung, die er für sein letztes Geld gemiethet. Er besuchte fünf Gou-

vernements bei allen Wahlen und in den Hauptmessen, und verlor nichts, obgleich er vom Morgen bis zum Abend spielte, und verdiente Nichts, obgleich er vom Morgen bis zum Abend gewann. Es langte auch Herr v. Kräschtschow, General außer Diensten, an, berühmt wegen seiner Musikanten, reich, und trotz seiner 65 Jahre ein tüchtiger Partisan. Ueberall, wohin er zu den Wahlen kam, gab er vier Bälle, und jedes Mal lehnte er wegen angegriffener Gesundheit das Amt des Adelsmarschalls ab, welches die dankbaren Edelleute ihm anboten. In den Salons kam manch seltsamer Frack zum Vorschein, der drei Jahre lang in Ruhe gelegen, mit verschossenem Sammetkragen und von ungeheuerlicher Façon. Gleichzeitig erschienen seltsame Uniformen aus allen Zeiten, mit zwei Reihen oder einer Reihe Knöpfen, mit einer Epaulette oder gar keiner. Vom Morgen bis zum Abend wurden Besuche gemacht. Viele dieser Leute hatten sich drei Jahre nicht gesehen, und nahmen jetzt mit einem drückenden Gefühle an einander wahr, wie ihre Haare noch mehr ergraut, ihre Stirn gerunzelter, ihr Gesicht hagerer geworden. Es waren dieselben Gesichter und schienen doch nicht mehr dieselben zu sein; der Genius der Zerstörung hatte auf jedem seine Spuren hinterlassen. Andererseits mußte man mit noch drückenderm Gefühle das Gegentheil wahrnehmen. Auch diese drei Jahre waren ganz so verflossen, wie die dreizehn und die dreißig, die ihnen vorangegangen.

In der ganzen Stadt wurde von Nichts als den Candidaten, den Diners, den Kreismarschällen, den Bällen und den Richtern gesprochen. Der Kanzleidirector zerbrach sich seit drei Tagen den Kopf über den Entwurf einer Rede und hatte schon zwei Buch Papier verdorben. Er fing nämlich an: „Hochverehrte Herren, hochgeborener Adel von N....." hier hielt er inne, und begann nachzudenken, ob er schreiben solle: „Erlauben Sie mir von Neuem in Ihrer Mitte zu erscheinen,"

oder: „Ich freue mich, daß ich von Neuem in Ihrer Mitte erscheine.“ Dann sagte er zu dem ersten Assistenten: „Ach, Cyprian Wassiliewitsch, die verwickeltste Criminalsache durchzunehmen ist tausend Mal leichter, als eine Rede aufzuschreiben!“ — „Erbitten Sie sich doch von Anton Antonowitsch die „Mustersammlung“, da sind, wie ich mich erinnere, auch Reden.“ — „Eine prächtige Idee,“ sagte der Director seinem Assistenten heftig auf die Schulter klopfend, und noch am selben Abende brachte er nach der Rede des Fürsten Cholwski in Karamsius Erzählung „Marfa“ einige Zeilen zusammen.

Mitten unter diesen allgemeinen und schwierigen Beschäftigungen wurde plötzlich die ohnehin gespannte Aufmerksamkeit der Stadt auf eine ganz unerwartete, Niemanden bekannte Person gelenkt. Die hatte nicht einmal der Cornet Dregalow erwartet, der auf Alle wartete, an die hatte Keiner gedacht: sie war durchaus überflüssig in der patriarchaleu Familie der Gemeindehäupter, sie war wie aus den Wolken gefallen, kam aber in Wahrheit in einem schönen englischen Wagen an. Es war der verabschiedete Gouvernementssecretair Wladimir Petrowitsch Beltow. Was er an Rang zu leicht wog, das wurde durch ein schuldenfreies Gut von 3000 Steelen so ziemlich ausgeglichen. Dieses Gut, das schöne Bälo-Pole, kannten die Wahlcandidaten und die Wähler ganz genau; aber der Besitzer desselben war ihnen eine Art Mythus, eine fabelhafte Gestalt, von der man allerlei unglaubliche Dinge erzählte, wie von fernen Ländern, von Kamtschatka, Californien, das Abenteuerlichste und Unglaublichste erzählt wird. Vor einigen Jahren hieß es z. B., Beltow sei gleich nach seinem Abgang von der Universität bei hohen Personen zu hohen Gnaden gekommen, und bald darauf hieß es wieder, er sei mit ihnen zerfallen, und habe seinen Gönnern zum Trotz den Abschied genommen. Das glaubte man nicht. Es gibt

Personen, von denen man in der Provinz einen feststehenden Begriff hat; mit solchen Personen kann man nicht zerfallen, ihnen kann und soll man nur seine Hochachtung bezeigen: war's denkbar, daß Beltow es gewagt hätte? .... nein, nein, er müßte sich denn ihren gerechten Unwillen zugezogen, gespielt oder getrunken, oder ein Mädchen entführt haben. Später wurde erzählt, er sei nach Frankreich gereist, und scharfsichtige Leute setzten hinzu, daß er nie zurückkehren werde, daß er Mitglied einer Freimaurerloge in Paris sei, in deren Auftrag er nach Amerika gehe. „Das ist sehr wahrscheinlich", meinten Viele: „er war von Kindheit an wie verlassen; sein Vater starb, als er wol kaum ein Jahr alt war; die Abkunft seiner Mutter ist bekannt, dazu ist sie ein leichtsinniges Weib, eine exaltée, und der Hauslehrer, den sie hatten, war ein höchst verdorbener Mensch, der Niemanden die schuldige Achtung erwies". Daraus erklärte man sich auch, warum er seine Güter so vernachlässigt, wiewol seine Bauern für reich galten und Stiefel trugen. Die letzten drei Jahre endlich wurde gar nicht mehr von ihm gesprochen, und plötzlich erschien diese seltsame Person, der Bevollmächtigte der pariser Maurerloge in Amerika, der Mann, welcher mit Denjenigen zerfallen, denen man die größte Hochachtung erweisen muß, der auf immer nach Frankreich gegangen, plötzlich erschien er zu Aller Staunen in N. mit der Absicht, Stimmen für sich zu sammeln. Alles Das hatte für die Bewohner Ns. sehr viel Unbegreifliches. Wie seltsam, daß er den Dienst in der Provinz dem in der Residenz vorzog! wie seltsam, daß ihm so viel an einem solchen Amte lag! Und dann welche Gegensätze! Paris und eine Deputirtenversammlung des Provinzialadels, 3000 Steelen und der Rang eines Gouvernementsecretairs — genug, genug, um die ohnehin beschäftigten Bewohner Ns. noch mehr in Anspruch zu nehmen.

Der tüchtigste Kopf in der Stadt war unstreitig der

Präsident des Criminalgerichts. Er entschied in letzter Instanz alle Fragen, welche die Gesellschaft beschäftigten, bei ihm erholte man sich Raths in Familienangelegenheiten. Er war sehr gelehrt, Literaturkenner und Philosoph. Sein einziger Nebenbuhler war der Inspector der Medicinalbehörde Dr. Crupow; diesem gegenüber wurde der Präsident wirklich einigermaßen verlegen; allein Crupow's Autorität war keineswegs allgemein anerkannt, besonders seitdem eine höchst empfindsame und nicht weniger gebildete Dame aus der Aristokratie der Provinz in zahlreicher Gesellschaft ausgesprochen: „Ich achte Semen Iwanowitsch: aber wie kann Jemand, der Leichen betrachtet und sie sogar anrührt, das weibliche Herz, wie kann ein solcher die zarten Empfindungen der Seele begreifen?“ Alle Damen meinten, daß er's durchaus nicht könne, und entschieden einstimmig, der Präsident, der solche grausame Angewohnheiten nicht habe, sei allein fähig, zarte Fragen zu lösen, die das weibliche Herz betreffen — von allen andern Fragen gar nicht zu reden. Wie sich nun von selbst versteht, durchzuckte bei dem Erscheinen Beltow's fast Alle der Gedanke: was wird der Präsident darüber sagen? Aber der Präsident war nicht der Mann, an den man sich so ohne weiteres mit der Frage wenden konnte: „Was meinen Sie von Herrn Beltow?“ Er ließ sich sogar, wie absichtlich (und das war's wohl auch!), drei Abende hinter einander weder beim Vicegeuverneur noch beim General Kräschtschow blicken. Nun war von Allen der neugierigste und unternehmendste ein gewisser Rath mit dem Annenorden im Knopfloch, den er sehr geschickt zu handhaben wußte, so zwar, daß wo er auch saß und stand, derselbe von allen Punkten des Zimmers zu sehen war. Dieser Träger des St. Annenordens entschloß sich an einem Sonntage vom Gouverneur (bei welchem er an Sonn- und Festtagen nicht fehlen durfte) auf einen Augenblick zur Kirche zu fahren, und fände er den Präsidenten daselbst nicht, sich zu ihm

nach Hause zu begeben. Als der Rath an der Domkirche vorfuhr, fragte er den Polizeidiener: „Ist der Schlitten des Präsidenten hier?“ — „Nein, Herr Rath“, erwiderte der Polizeidiener: „der Herr Präsident werden auch wol nicht kommen, denn ich habe soeben ihren Kutscher Pafnuschka in die Schenke gehen sehen.“ Der letztere Umstand schien dem Rathe sehr wichtig; der Präsident, dachte er, wird doch nicht einspännig nach der Kirche fahren, und wie wollte der Vorreiter Nikoschka mit den zwei Falben fertig werden! Er trat denn auch nicht mehr in die Kirche ein, sondern begab sich nach der Wohnung des Präsidenten.

Der Präsident, der gar keinen Besuch erwartete, saß in seinem Haushabit, welches aus einer langen, gestrickten Jacke, weiten Hosen und Zeugstiefeln bestand. Er war nicht hoch von Wuchs, breitschultrig und mit großmächtigem Schädel (der Geist will Raum haben). Alle seine Züge drückten eine gewisse Würde, ein feierliches Selbstbewußtsein und volles Kraftgefühl aus. Er sprach in der Regel gedehnt, nachdrücklich, wie es einem Manne ziemt, der alle Fragen endgültig entscheidet. Wenn Jemand dreist genug war, ihn zu unterbrechen, so hielt er inne, wartete ein paar Minuten, und wiederholte dann mit Nachdruck das letzte Wort, worauf er seine Rede in demselben Geiste, in derselben Weise schloß, wie er angefangen hatte. Widerspruch duldete er nicht, und Keiner widersprach ihm auch, außer Dr. Crupow; den Andern fiel es nicht ein mit ihm zu streiten, wenn sie auch nicht übereinstimmten. Selbst der Gouverneur erkannte die geistigen Vorzüge des Präsidenten in vollem Maße an und sprach von ihm als einem ungewöhnlich gescheiten Manne. „Ich bitte Sie!“ sagte er, „der Mann müßte nicht Präsident des Criminalgerichts sein, er könnte weit höher steigen. Welche Kenntnisse! Und wenn man ihn reden hört — das ist ein wahrer Massillon! Er hat sich selbst um viele Vortheile im Dienste

gebracht, weil er einen großen Theil seiner Zeit der Lectüre und den Wissenschaften widmet."

Also dieser Herr, der aus Liebe zur Wissenschaft so viel eingebüßt, saß in seiner Hausjacke am Schreibtische. Nachdem er mehre Protokolle unterzeichnet, wischte er die Feder ab, legte sie auf den Tisch, nahm vom Bücherregal ein in Saffian gebundenes Buch, das er aufschlug und zu lesen anfing. Nach und nach breitete sich über sein Gesicht der Ausdruck eines süßen, unbeschreiblichen Wohlbehagens. Aber er las nicht lange; es erschien der Rath mit dem Annenorden.

— „Ich war recht in Angst um Sie, bei Gott! Ich mache heute dem Gouverneur meinen Sonntagsbesuch, und vermisse Sie, Anton Antonowitsch. Gestern kamen Sie nicht zum Whist, vor der Kirche bemerkte ich Ihren Schlitten nicht — da dachte ich mir: wer weiß, Sie sind vielleicht krank! Jeder Mensch kann ja krank werden ..... Was haben Sie denn? Bei Gott, ich war ganz bestürzt!"

„Ich danke Ihnen bestens: ich kann Gottlob über mein Befinden nicht klagen. Haben Sie die Güte, verehrtester Herr Rath, lassen Sie Sich nieder."

— „Ach, Anton Antonowitsch! ich glaube Sie gestört zu haben: Sie lasen."

„Thut Nichts, Verehrtester! Ich habe Zeit für die Musen und auch für einen guten Freund."

— „Wir bekommen jetzt viel neue Bücher, Anton Antonowitsch: haben Sie sich welche angeschafft?"....

— „Ich mag die neuen Bücher nicht," fiel der Präsident ein. „Eben las ich Bogdanowitsch's Dichtung „Duschenka" (Psyche) zum hundertsten Male, und kann Ihnen wahrhaftig versichern, mit neuem, wunderbarem Genuß. Welche Leichtigkeit! welcher Witz! Ja, Bogdanowitsch hat sein Talent auf Niemand vererbt."

Hier las der Präsident:

Der böse Neid, der stets urtheilet lieblos strenge,
Hat Augen eine Menge,

Und nimmt, was noch so dicht gehüllt in Schleier, wahr.
Ob ihren Schwestern auch es die Prinzessin hehlte,
Und einen Tag und zwei und drei sich also stellte,
Als müßt' ihr Gatte bald erscheinen offenbar:
Die Schwestern schwärzten ihn, derweil er blieb verhüllet —
Was kann mit ihren Ränken
Die Misgunst nicht erdenken!
Er sei, so sagten sie, furchtbar und wutherfüllet....

„Das ist ganz so," fiel der Rath ein, „das ist buchstäblich so, wie jetzt bei uns von dem Reisenden gesprochen wird, der hier angekommen ist. Was die Leute nur für eine Lust zu klatschen haben!"

Der Präsident warf ihm einen strengen Blick zu, und als hätte er Nichts beachtet und gehört, fuhr er fort:

Er war, so sagten sie, furchtbar und wutherfüllet,
Ein Ungeheuer sei der Gatte Duschenka's.
Und der Verschwiegenheit Gebot sie jetzt vergaß:
War es der Schwestern Schuld, und mußt' es so geschehen,
War's Duschenka's Vergehen —
Sie eilte zu gestehen,
Daß einem Schatten sie sich liebend anvermählte,
Auch wann er zu ihr kam, den Schwestern sie erzählte,
Und Alles was geschah, beschrieb sie da auf's Haar.
Nur eines war ihr selbst nicht klar,
Was wol ihr Gatte sei, und was sie aus ihm mache:
Ob es ein Zauberer, ein Gott, ein Geist, ein Drache?

— „Das sind Verse, das ist kein leeres Geklingel, sondern Worte voll Geist und Herz. Ich, mein verehrtester Herr Rath, sei es, daß es mir an Fähigkeit oder an moderner Bildung fehlt, ich verstehe die neuen Dichter nicht, Shukowski obenan."

Der Rath, der sein Lebenlang Nichts las als die Resolutionen der Gouvernementsbehörde, und zwar auch nur die seiner Abtheilung (bei den anderen hielt er es schon für Pflicht der Artigkeit, die Papiere zu unterschreiben, ohne sie gelesen zu haben), bemerkte: „Kein Zweifel: aber ich glaube, die Herren aus der Residenz sind anderer Meinung."

— „Was gehen uns die an!" antwortete der Präsident. „Ich weiß recht gut, daß alle Zeitschriften jetzt den Puschkin loben. Ich habe auch seine Gedichte gelesen: glatte Verse, aber ohne Gedanken, ohne Gefühl — und für mich ist Alles hohle Redensart, wenn's hier fehlt!" (Er wies irrthümlicherweise auf die rechte Seite der Brust).

„Ich bin auch ein großer Freund von Lectüre," bemerkte der Rath, dem es durchaus nicht gelingen wollte, sich des Gesprächs zu bemächtigen: „aber es fehlt mir an Zeit; den Morgen über den verwünschten Acten — die Amtsangelegenheiten bieten wahrlich wenig Nahrung für Geist und Herz — Abends eine Partie Boston oder Whist."

— „Wer lesen will," entgegnete der Präsident mit zurückhaltendem Lächeln, „der wird nicht jeden Abend Karten spielen."

— „Wohl wahr; so sagt man z. B. von diesem Herrn Beltow, daß er keine Karte in die Hand nimmt, sondern immer liest."

Der Präsident schwieg.

„Sie haben doch von seiner Ankunft gehört?"

— „Ich hörte so was," antwortete nachlässig der richterliche Philosoph.

„Man sagt, er sei ungeheuer gelehrt; das wär' ein Mann für Sie, wahrhaftig! Er soll sogar Italienisch verstehen."

— „Wie dürften wir uns mit ihm messen!" entgegnete der Präsident im Gefühle seines eigenen Werths. „Man hat uns von Herrn Beltof erzählt: er war im Auslande, hat in den Ministerien gedient, wie können wir Bären aus der Provinz .... Uebrigens, wollen sehen. Ich habe nicht die Ehre, ihn persönlich zu kennen, er hat mich nicht besucht."

„Er war auch nicht bei Sr. Excellenz, und ist doch, glaube ich, vor fünf Tagen angekommen .... Ganz

recht, heute Mittag sind's fünf Tage. Ich war mit Maxim Iwanitsch beim Polizeimeister zu Tische, und erinnere mich wie heute, als der Pudding auf den Tisch kam, hörten wir die Postglocke; Maxim Iwanitsch, Sie kennen seine Schwäche, konnte sich nicht überwinden. „Gute liebe Wera Wassiliewna, verzeihen Sie," sagte er, eilte ans Fenster und rief auf ein Mal: „Ein sechsspänniger Wagen! und welcher Wagen!" Ich trete auch ans Fenster. Wirklich, ein sechsspänniger Wagen, ausgezeichnet schön. Der Polizeimeister fragte sogleich den Unteroffizier .... „Beltow aus Petersburg," war die Antwort."

— „Mir," hub der Präsident geheimnißvoll an, „kommt dieser Herr, aufrichtig gestanden, etwas verdächtig vor. Er muß entweder Alles verschwendet haben, mit der Polizei in Verbindung oder selbst unter polizeilicher Aufsicht stehen. Bitte Sie! Kommt einer 900 Werste weit her zu den Wahlen und besitzt 3000 Bauern!"

„Allerdings, da ist kein Zweifel. Ich gestehe, ich gäb' was drum, daß Sie ihn sehen; Sie wissen gleich, wie sich's verhält. Ich ging gestern nach Tische spazieren — Semen Iwanowitsch räth mir's zur Stärkung meiner Gesundheit — und kam ein paar Mal am Gasthofe vorüber. Plötzlich tritt ein junger Mann in die Hausflur: ich dachte, er sei es, und fragte den Kellner. Es ist sein Kammerdiener, heißt es; der ging wie Unsereins, es war gar nicht zu erkennen, daß es sein Diener sei .... Ach mein Gott, an Ihrer Hausthür fährt ein Wagen vor."

— „Nun, das wundert Sie?" entgegnete der Präsident mit stoischer Ruhe: „mich besuchen oft gute Freunde."

„Ja, aber vielleicht ....."

In diesem Augenblicke trat ein dickes, rothwangiges Stubenmädchen im nachlässigsten Anzuge herein und

sagte: „Es ist ein Herr gekommen, den ich noch niemals gesehen habe: soll er vorgelassen werden?"

— „Gib mir meinen Schlafrock," sagte der Präsident, „und bitte den Herrn herein." Etwas wie ein Lächeln zeigte sich auf seinem Gesichte, während er sich in seinen seidenen Schlafrock von unbestimmter Farbe hüllte. Der Rath stand auf und war in heftiger Aufregung.

Ein anständig und einfach gekleideter Mann von dreißig Jahren trat ein, den Herrn vom Hause höflich begrüßend. Er war schlank, hager, und in seinem Gesichte paarte sich seltsam ein gutmüthiger Blick mit einem ironischen Zug um die Lippen, der Ausdruck eines gesetzten Mannes mit dem Ausdruck eines verzogenen Kindes; man sah auf demselben die Spuren langen trüben Nachdenkens und zugleich, schien es, die Spuren noch ungebändigter Leidenschaften. Der Präsident erhob sich ohne seiner Würde etwas zu vergeben vom Sessel, und auf einem Flecke stehen bleibend, nahm er die Miene an, als gehe er dem Eintretenden entgegen.

„Ich bin der Gutsbesitzer Beltow, bin zu den Wahlen hergekommen und habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihre Bekanntschaft zu machen."

— „Freut mich sehr, mein Herr," sagte der Präsident, „ist mir recht angenehm. Ich bitte ergebenst, Platz zu nehmen." Alle setzten sich.

— „Sind Sie schon lange hier?"

„Seit fünf Tagen."

— „Wo kommen Sie her?"

„Aus Petersburg."

— „Nun da wird Sie nach dem Geräusch der Residenz das eintönige Leben einer kleinen Provinzialstadt recht langweilen."

„Ich glaube es kaum; ich habe mich in großen Städten recht gelangweilt."

Nachdem noch einige Bemerkungen gewechselt wurden, fuhr der Präsident fort:

— „Es ist doch recht sonderbar! Man sollte meinen, das Leben in der Residenz biete so viel Vergnügungen und Zerstreuungen, daß ein junger Mann, zumal wenn es ihm an Mitteln nicht fehlt, sich schwerlich da langweilen könnte!“

„Was thun!“ erwiderte Beltow lächelnd, und stand auf, um sich zu empfehlen.

— „Uebrigens leben Sie sich nur bei uns ein. Wenn Sie auch nicht so viel Glanz und Bildung hier treffen, so finden Sie doch sicherlich gute, schlichte Menschen, die Sie gastfreundlich in ihren stillen Familienkreis aufnehmen werden.“

„Das ist gewiß,“ setzte der gesprächige Rath mit dem Annenorden hinzu: „woran es auch in unserm Städtchen fehlen mag — in Bezug auf Gastfreundschaft ist es ein kleines Moskau.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte Beltow, und empfahl sich.

Der gute Rath war seitdem er den Annenorden erhalten, noch nie so entzückt gewesen. Er verschlang mit Herz und Geist, mit Aug' und Ohr den Fremden, er sah ihm Alles ab: wie seine Weste nicht ganz zugeknöpft war, daß ihm in der untern Zahnreihe rechts ein Zahn fehlte, u. s. w. u. s. w. Lassen wir aber der Rath und den Präsidenten und beschäftigen wir uns, wie die Bewohner Ns., ausschließlich mit dem seltsamen Gaste.

Zweites Capitel.

Beltow's Eltern. — Der alte Onkel.

Wir wissen schon, daß Beltow's Vater kurz nach dessen Geburt starb, und daß seine Mutter eine „Exaltée“ war, der man die üble Aufführung des Sohnes zur Last legte. Lei-

der müssen wir zugeben, daß sie eine der Hauptursachen alles Mislingens in seiner Carriere war. Die Geschichte dieses Weibes ist an sich höchst merkwürdig. Sie war ein Bauernkind; fünf Jahre alt, kam sie ins herrschaftliche Haus. Ihre Herrin hatte einen Mann und zwei Töchter. Der Mann legte Fabriken an, machte agronomische Versuche, und schloß damit, daß er seine Güter verpfändete. Wahrscheinlich hielt er nun seine agronomische Mission in dieser Welt für erfüllt, und starb. Die Wittwe erschrak über die Zerrüttung des Hauswesens: sie weinte lange, endlich trocknete sie ihre Thränen, und unternahm es mit dem Muthe eines großen Mannes ihre Vermögensumstände zu verbessern. Aber nur der weibliche Verstand, nur das Herz einer zärtlichen Mutter, die ihre Töchter auszustatten wünscht, kann all die Mittel erfinden, welche sie zur Erreichung ihres Zieles anwendete — vom Einsammeln der Pilze und Himbeeren bis zum Fällen des Holzes in fremden Waldungen u. s. w. (Dies geschah vor langer Zeit, und was man jetzt selten trifft, war damals noch gewöhnlich). Die Besitzerin des Dorfes Sassekino genoß denn auch allgemein den Ruf einer unvergleichlichen Mutter. Unter andern Papieren des seligen Agronomen fand sie einen Wechsel, welchen ihm die Inhaberin eines Pensionats in Moskau ausgestellt. Sie schrieb an dieselbe, als sie aber sah, daß das Geld schwer zu erlangen war, vermochte sie die Dame, ein paar Mädchen aus ihrer Dienerschaft in die Pension aufzunehmen; sie hatte die Absicht, sie zu Gouvernanten für ihre Töchter oder andere Leute zu bilden. Nach einigen Jahren kamen die zum Hause gehörigen Gouvernanten zu ihrer Herrin zurück, mit glänzendem Zeugniß, worin geschrieben stand, daß sie der Religion, der Arithmetik, der Specialgeschichte Rußlands, der allgemeinen Weltgeschichte, des Französischen u. s. w. kundig wären, und daß sie zur Belohnung ihres Fleißes ein Prachtexemplar von Paul et Virginie erhalten hätten. Die

Herrin ließ ein besonderes Zimmer für sie in Stand setzen, und wartete auf die Gelegenheit, ihnen eine Stelle zu verschaffen. Eine Tante von dem Vater unsers Beltow suchte gerade zu dieser Zeit eine Erzieherin für ihre Töchter; als sie erfuhr, daß ihre Nachbarin ihr zugehörige Gouvernanten habe, wendete sie sich an dieselbe. Man unterhandelte über den Preis, stritt und zankte, bis man zuletzt doch einig ward. Der Tante wurde die Wahl freigestellt, und diese fiel auf die künftige Mutter unsers Helden. Einige Jahre darauf kam der Vater Wladimir's auf seinem Gute an. Er war jung, ausschweifend, spielte, trank viel, ging gern mit dem Gewehre herum, zeigte eine unnöthige Kühnheit, und machte allen Weibern, die jünger als dreißig Jahre waren und kein häßliches Gesicht hatten, den Hof. Bei alledem läßt sich nicht sagen, daß er geradezu ein nichtsnutziger Mensch war; Müssiggang, Reichthum, Mangel an Bildung und schlechte Gesellschaft hatten es dahin gebracht, daß, wie einer meiner Bekannten sich auszudrücken pflegt, „sieben Pfund Schmuz“ auf ihm lagen. Aber zu seiner Ehre muß ich bemerken, daß der Schmuz nicht mit ihm zusammenwuchs. Beltow war selten mit etwas beschäftigt, und darum besuchte er oft seine Tante. Sein Gut lag fünf Werste von deren Besitzung. Sophie (so hieß die Gouvernante) gefiel ihm: sie war zwanzig Jahr alt, hochgewachsen, brünett, hatte dunkle Augen und jugendlich üppiges Haar. Lange zu überlegen schien Beltow lächerlich: er machte keine weitläufigen Annäherungsversuche, sondern als er ein Mal mit dem Mädchen allein im Zimmer blieb, umschlang er ihre Taille, küßte sie und bat sie recht inständig, Abends in den Garten zu kommen. Sie riß sich aus seinen Armen los, und wollte schreien, aber ein Gefühl der Scham und die Furcht, daß es ruchtbar würde, hielten sie zurück. Besinnungslos stürzte sie auf ihr Zimmer, und nun ermaß sie zum ersten Mal ihr zweideutiges Verhältniß in seinem ganzen

Umfang. Durch die Zurückweisung gereizt, fing Beltow an, sie mit seiner Liebe zu verfolgen, schenkte ihr einen Brillantring, den sie nicht annahm, versprach ihr eine Breguetuhr, die er nicht hatte, und konnte sich nicht genug über die Sprödigkeit der Schönen wundern. Er hätte eifersüchtig sein mögen, wußte aber nicht, auf wen. Voller Aerger nahm Beltow endlich seine Zuflucht zu Drohungen, zu Schmähungen — auch das half nicht. Da kam ihm eine andere Idee in den Sinn: der Tante schweres Geld für Sophie anzubieten. Er war überzeugt, daß die Habsucht der Alten stärker sein würde, als ihre geheuchelte Frömmigkeit. Erst aber deutete er dem armen Mädchen sein Vorhaben an; dieses, wie man sich denken kann, erschreckte sie mehr als alles Andere. Sie stürzte ihrer Herrin zn Füßen, mit heißen Thränen erzählte sie ihr Alles, und flehete um die Erlaubniß, nach Petersburg zu reisen. Ich weiß nicht, wie es geschah — sie überrumpelte die Herrin. Die Alte kannte die Regel Talleyrand's nicht, daß man nie der ersten Regung des Herzens folgen dürfe, weil diese immer gut sei. Von dem Schicksale des Mädchens gerührt, trug sie ihr einen Freibrief für die unbedeutende Summe von 2000 Rubel an. „Ich selbst," sagte sie, „habe so viel für Dich gezahlt, und was habe ich seitdem an Deine Beköstigung und Kleidung gewandt! Nun, bis Du das Geld erlegst, magst Du mir einen kleinen Jahreszins von 120 Rubel schicken. Der Platoschka soll Dir einen Paß ausstellen: zwar der Kerl ist recht dumm, er kann am Ende einen Bogen Papier verderben, und jetzt ist das Stempelpapier so theuer...."

Sophie war Alles zufrieden, dankte ihrer Herrin in Thränen zerfließend, und beruhigte sich ein wenig. Nach acht Tagen schrieb Platoschka einen Paß, worin bemerkt war, daß Sophie ein regelmäßiges Gesicht habe, eine regelmäßige Nase, einen regelmäßigen Mund, mittlerer Statur sei, und besondere Kennzeichen keine vorhanden

wären, „außer daß sie Französisch spreche". Einen Monat darauf reiste die Frau des Verwalters von einem der Nachbargüter nach Petersburg, um daselbst Geld in die Bank zu legen und ihren Sohn auf's Gymnasium zu bringen. Sophie bat dieselbe sie mitzunehmen. Die Kibitka wurde mit Pilzen, Confect, Mehl, eingemachten und getrockneten Beeren, die zum Geschenk bestimmt waren, vollgeladen; die Frau des Verwalters ließ nur Platz für sich übrig. Sophie setzte sich auf ein Fäßchen, welches auf einer Reise von 900 Wersten sie mahnte, daß sie nicht auf Eiderdunen saß. Der Gymnasiast kam auf den Bock: ein schlank gewachsener vierzehnjähriger Junge, der viel rauchte, und entwickelter war, als er schien. Auf der ganzen Reise machte er Sophien den Hof, und wenn ihn nicht die spülichtfarbenen Augen seiner Mutter angeblinzelt hätten, so würde er's vielleicht dem Beltow noch zuvorgethan haben. A propos, Beltow hatte den Versuch gemacht, Sophie zu entführen, als sie von seiner Tante zur Frau des Verwalters fuhr, und es wäre ihm wahrscheinlich gelungen, wenn der Kutscher sich nicht schwer betrunken und vom Wege verirrt hätte. Im ersten Augenblicke des Verdrusses, wo er sich mit dem bittern Geständniß des Fuchses trösten mußte, daß die Trauben sauer waren, schwatzte Beltow sein Abenteuer in Gesellschaft von Spielbrüdern aus, und zwar etwas entstellt. Er gab nämlich vor, seine Tante, eifersüchtig wie alle alten Weiber, habe Sophie mit Gewalt fortgeschickt, die bis über die Ohren in ihn verliebt gewesen; gewissermaßen sei er übrigens froh, daß sie fortgereist, nachdem sie ein sichtliches Zeichen seiner Aufmerksamkeit davongetragen. Bekanntlich sind in Europa die Zigeuner und die Spieler Nomaden, die ein ewiges Wanderleben führen. Kein Wunder also, daß einer von Beltow's Zuhörern schon nach einigen Tagen in Petersburg war; er stand im innigsten Freundschaftsverhältnisse mit der Französin Jouconet, der Eigenthümerin einer Pension. Ma-

dame Jouconet, die bis in ihr vierzigstes Jahr sich alle Tage schnürte, und züchtiger Weise ein Kleid mit hohem Kragen trug, war in Bezug auf die Sittlichkeit ihres Nächsten unerbittlich streng. Unter Anderm erzählte sie ihrem Freunde, daß ein seltsames Geschöpf an ihrer Anstalt Lehrerin geworden: es sei eine Leibeigene der Frau von * * *, sie spreche vortrefflich französisch. Der nomadisirende Freund lachte laut auf.

— „Ei, das ist ja eine alte Bekannte. Das ist schön, das ist herrlich! Ha, ha, ha! Die habe ich ja hundert Mal bei Beltow gesehen, zu dem sie Nachts kam, wenn im Hause seiner Tante Alles schlief." Dann machte er Madame Jouconet, für den Ruf ihrer Anstalt besorgt, auf den Zustand Sophiens aufmerksam. Madame Jouconet war vor Schreck außer sich und rief: „Quelle démoralisation dans ce pays barbare!" In ihrem Unwillen vergaß sie Alles in der Welt, sogar daß in derselben Straße, wo sie wohnte, bei der privilegirten Hebamme ein paar Zwillingskinder erzogen wurden, von denen das eine der Madame Jouconet und das andere dem nomadisirenden Freunde ähnlich sah. In der ersten Aufwallung wollte sie einen Polizeioffizier holen, und dann sich zum französischen Consul begeben; doch besann sie sich, daß dies durchaus nicht nöthig sei, und jagte schlechtweg Sophie auf die roheste Weise aus dem Hause, wobei sie in der Eile ihr das Geld zu zahlen vergaß, das sie ihr schuldig war. Madame Jouconet erzählte noch drei andern Pensionsinhaberinnen die schreckliche Geschichte; diese drei theilten es allen übrigen in Petersburg mit. Wohin sich nun das arme Mädchen wandte, überall wurde ihr die Thüre gewiesen. Sie suchte eine Stelle in einem Hause, aber wie hätte sie eine solche finden sollen! Bekannte hatte sie nicht. Endlich bot sich ihr eine, und zwar eine recht vortheilhafte in einer andern Stadt, allein die Mutter holte, ehe sie abschloß, bei Madame Jouconet Erkundigungen ein — und dankte dann der

Vorsehung für die Rettung ihrer Tochter. Sophie wartete noch eine Woche, zählte ihr Geld — sie hatte 35 Rubel und gar keine Aussicht. Die Wohnung, die sie gemiethet, war für sie viel zu theuer, und nachdem sie lange eine andere gesucht, zog sie endlich in die fünfte, wo nicht gar in die sechste Etage eines ungeheuern, dichtbewohnten Hauses. Man mußte durch zwei schmuzige Höfe, die wie der Grund eines noch nicht völlig ausgetrockneten Sees aussahen, um an eine kleine, kaum bemerkliche Thüre an einer colossalen Mauer zu gelangen; von da führte eine feuchte, finstere, morsche Treppe zu einer schwindligen Höhe. Hier bewohnte eine alte Deutsche ein kleines Stübchen. Das arme Weib war an beiden Beinen gelähmt, kauerte, eine halbe Leiche, am Ofen, strickte die ganze Woche Strümpfe, und las am Sonntag Luther's Bibelübersetzung. Das Stübchen maß drei Schritte; von dieser Räumlichkeit schien der alten Deutschen mehr als die Hälfte noch entbehrlich, die sie denn auch sammt dem Fenster, an welchem die ziegelrothe Seitenwand des andern Hauses hinaufragte, zu vermiethen suchte. Sophie unterhandelte mit ihr, und miethete dieses Boudoir. Es war schmuzig, feucht, dunstig; die Thüre ging in einen kalten Corridor, wo zerlumpte, bleiche, rothhaarige Kinder mit scrofulös entzündeten Augen sich herumtrieben. Rings umher war Alles von trunkenen Handwerksgesellen vollgepfropft. Die beste Wohnung in dieser Etage hatten Nähterinnen inne; niemals, wenigstens am Tage, sah man sie arbeiten, aber das Leben, das sie führten, zeigte, daß sie keine Noth litten.

Sophiens Bemühungen, eine Stelle zu finden, blieben vergeblich. Ihre gute Wirthin verwendete sich für sie bei ihrer einzigen Bekannten, auch einer Deutschen, die irgendwo Kinderwärterin war: diese versprach sich zu erkundigen, aber es fand sich Nichts. Sophie entschloß sich zum Aeußersten: sie suchte einen Dienst als

Stubenmädchen. Schon hatte sie eine Herrschaft gefunden, schon waren sie über den Preis einig', als die Dame über das in Sophiens Paß angegebene „besondere Kennzeichen" höchlich erstaunte und zu ihr sagte: „Nein, meine Liebe, ich bin nicht in dem Stande, ein Stubenmädchen zu halten, das französisch spricht." Sophie wurde Nähterin. Die Directrice war mit ihrer Arbeit recht zufrieden, bezahlte ihr fast Alles, was ausbedungen war, und lud sie zu sich zum Thee, statt dessen sie ihr starkes Bier vorsetzte. Sie redete dem Mädchen dringend zu, bei ihr zu wohnen: aber ein gewisser innerer Abscheu hielt Sophie zurück, und sie schlug es aus. Dadurch fühlte sich die Directrice beleidigt, und als Sophie ging, warf sie stolz die Thüre zu und sagte: „Du wirst schon selbst darum bitten! Wie sie wichtig thut, das Fräulein! Bei uns wohnt ein deutsches Mädchen aus Riga, das so hübsch ist wie Du." Abends äußerte sich die Directrice mit bitterm Spott über die arme Sophie gegen den Commissair, der manchmal hier in angenehmer Gesellschaft von seinen Tagesmühen ausruhte. Sie flößte ihm so viel Interesse ein, daß er sofort sich in die Stube der alten Deutschen begab und sie fragte: „Nun, Frau Madame, wie geht's? wie steht's? Sollten doch endlich 'mal auf die Beine." Die alte Frau setzte hastig eine Haube auf, die stets für unvorhergesehene Fälle neben ihr lag, und antwortete: „Was ist zu thun, Gott erhebt mich nicht." — „Aber wo ist denn das Mädchen, die Sophie, die bei Ihnen wohnt?" — „Hier," antwortete Sophie. — „Wo hast Du denn Französisch gelernt? Schelmisch Mädel das! Sprich doch 'mal französisch." — Sophie schwieg. — „Du kannst wol nicht? So sprich doch nur was." — Sophie blieb stumm, und ihre Augen waren voller Thränen. — „Sagen Sie, Frau Madame, spricht sie auch Ihre Sprache?" — „Sehr gut." — „Haben Sie nicht ein Schnäpschen? Ich bin ganz durchfroren." — „Nein," entgegnete die Alte. —

„Das ist schlimm; aber wem gehört denn dieser Apfel?" (Den Apfel hatte der Deutschen ihre Bekannte gebracht, und die arme Frau hob ihn sich für den Sonntag auf.) „Mir," antwortete die Alte. — „Aber Du kannst ihn doch nicht aufbeißen. Die Französin da möcht' ihn essen. Adieu!" sagte der Commissair, der weiter keinen Schaden anrichtete, und ganz befriedigt mit dem Apfel in der Tasche sich wieder zu den Nähterinnen begab.

Die Tage vergingen dem armen Mädchen trübe und trostlos; von Allem gekränkt und gedemüthigt, verkam sie in diesem Schmuz. Bei geringerer Bildung würde sie vielleicht auch hier sich irgendwie zurecht gefunden haben; aber die Erziehung hatte in ihr so viel Zartsinn und ein so feines Gefühl entwickelt, daß Alles, was sie umgab, zehnfach mächtiger auf sie wirkte. Sie hatte Augenblicke, wo sie so ermattete und alle ihre Geisteskräfte so erstarrten, daß sie wahrscheinlich tief gesunken wäre, hätte nicht die schmuzige, widerliche Gestalt, in der sich ihr das Laster zeigte, sie vor dem Falle geschützt. Manchmal hatte sie den Gedanken, Gift zu nehmen, um nur aus ihrer entsetzlichen Lage herauszukommen. Ihre Verzweiflung war um so größer, da sie sich Nichts vorzuwerfen hatte; oft erfüllte Haß und Bitterkeit ihr Herz. In einem solchen Momente griff sie einmal zur Feder und schrieb, ohne sich selbst über ihre Absicht klar zu sein, in einem gewissen feierlichen Zorne folgenden Brief an Beltow:

„Ich will mich nicht länger zurückhalten. Ich schreibe Ihnen nur, um noch eine, vielleicht die letzte, Freude in meinem Leben zu haben — die Freude, Ihnen meine ganze Verachtung auszudrücken. Gern gebe ich die letzten paar Kopeken, die ich für Brod bestimmt, der Post hin: mich labt der Gedanke, daß Sie meinen Brief lesen werden. Ihr Benehmen gegen mich im Hause Ihrer Tante zeigte mir in Ihnen einen sittenlosen, muthwilligen Menschen, einen herzlosen Wüstling. Noch entschul-

digte ich Sie, unerfahren genug, mit Ihrer schlechten Erziehung, mit der Gesellschaft, in der Sie Ihr Leben hinbringen, und sagte mir, daß meine seltsame Stellung Sie zu solcher Behandlung herausgefodert. Aber die Verleumdung, mit der Sie diese vollendeten, die elende, niederträchtige Verleumdung, ließ mich das ganze Maß Ihrer Gemeinheit erkennen; ich sage nicht einmal: Bosheit, sondern eben: Gemeinheit. Aus Rachsucht, aus kleinlicher Eigenliebe beschlossen Sie den Ruin eines schutzlosen Mädchens, und scheuten nicht die häßlichsten Lügen. Und was trieb Sie dazu? haben Sie mich denn wirklich geliebt? Fragen Sie Ihr Gewissen.... So freuen Sie sich doch: es ist Ihnen gelungen! Ihr Freund hat mich hier angeschwärzt, man hat mich fortgejagt, mich mit Verachtung behandelt; meine Ohren mußten die fürchterlichsten Schmähungen hören; endlich habe ich keinen Bissen Brod. Darum lassen Sie es sich gesagt sein, daß ich Sie verabscheue, daß Sie ein kleinlicher, verächtlicher Mensch sind; lassen Sie sich das von dem Stubenmädchen Ihrer Tante gesagt sein.... Wie freut mich der Gedanke an den ohnmächtigen Grimm, an die Wuth, mit der Sie diese Zeilen lesen werden! Sie gelten ja für einen anständigen Mann; wenn Ihnen das Einer Ihres Gleichen sagte, nicht wahr, Sie würden ihm eine Kugel durch den Kopf jagen?"

Beltow lag eben, nachdem er Alles verspielt, ärgerlich auf dem Sopha hingestreckt, als der aus der Stadt zurückkommende Diener ihm den Brief Sophiens brachte. Er kannte ihre Handschrift nicht, sah daher aus der Adresse nicht, von wem der Brief war, und öffnete denselben kaltblütig. Bei der ersten Zeile zitterte seine Hand, aber er las den Brief ruhig zu Ende, faltete ihn sorgfältig zusammen, erhob sich, und setzte sich dann wieder nach dem Fenster gewandt. Zwei Stunden brachte er in dieser Stellung zu. Der Thee stand längst auf dem Tische, und er hatte sein Glas noch nicht berührt;

seine Pfeife war längst ausgeraucht, und er rief nicht den Leibburschen. Als er wieder zu sich kam, war es ihm, wie wenn er eine langwierige, schwere Krankheit überstanden hätte: er empfand Schwäche in den Gliedern, Ermattung, Ohrensausen, fuhr mit der Hand ein paar Mal über die Stirn, als fühlte er, ob er seinen Kopf noch habe; es fror ihn, er war bleich wie die Wand, ging ins Schlafzimmer, schickte seinen Diener hinaus, und warf sich ganz angekleidet aufs Sopha .... Nach einer halben Stunde klingelte er, und Tags darauf in aller Frühe rasselte über den Mühlendamm ein Reisewagen, den vier kräftige Pferde bergauf zogen. Die Müller kamen heraus und fragten sich: „Wo reist denn unser Herr hin?" „Ich hörte, nach Petersburg," antwortete Einer von ihnen. Ein halbes Jahr später rasselte derselbe Reisewagen wieder heran: der Herr brachte die gnädige Frau. Der Dorfpfarrer, welcher Beltow einen Gratulationsbesuch gemacht hatte, sagte, als er nach Hause kam, mit größter Verwunderung zu seiner Gattin: „Weib, weißt Du, wer die gnädige Frau ist? Die ehemalige Lehrerin, die Wera Wassiliewna aus Sassekino hatte. Herr Gott, wie wunderbar sind deine Werke!" — „Nun darf wol Niemand an sie herankommen?" bemerkte die Frau des Popen, „nicht wahr?" — „Nein, ich will nicht falsch Zeugniß ablegen," entgegnete der Geistliche, „sie ist freundlich und gesprächig."

Die Tante Beltow's, die wegen seines ersten Streiches mit der Gouvernante nur zwei Tage auf ihn böse war, konnte zeitlebens die widerwärtige Verbindung ihres Neffen nicht vergessen, und er durfte bis an ihr Ende ihr nicht unter die Augen kommen. Sie sagte oft, sie würde ein Alter von hundert Jahren erreichen, wenn dieses unglückliche Ereigniß ihr nicht den Schlaf und Appetit geraubt. So scheint nun einmal das weibliche Herz beschaffen! Frau v. Beltow ihrerseits konnte die schreckliche Erfahrung, die sie vor ihrer Verheirathung ge-

macht, nicht wieder verwinden. Es gibt zarte und feine Organismen, die eben wegen ihrer Zartheit vom Kummer nicht zerstört werden und ihm scheinbar nachgeben, aber das, was sie erfahren, tief, furchtbar tief in sich aufnehmen, und ihr ganzes Leben sich von dem Einflusse desselben nicht losmachen können. Das Erlittene bleibt wie eine schadhafte Materie in ihrem Blute, im innersten Lebensmark: bald ist es verborgen, bald offenbart es sich mit fürchterlicher Gewalt, und untergräbt die Gesundheit. Eine solche Natur hatte auch Frau von Beltow. Weder die Liebe ihres Mannes noch ihr unverkennbarer wohlthätiger Einfluß auf ihn konnten die Bitterkeit aus ihrer Seele entfernen; sie war menschenscheu, schwermüthig, verschlossen, sah hager und bleich aus, zeigte sich immer mistrauisch und ängstlich, weinte leicht, und saß ganze Stunden allein auf dem Balkon.

Drei Jahre darauf erkrankte Beltow und starb nach fünf Tagen. Sein durch die frühere Lebensweise erschöpfter Körper hatte nicht mehr Kraft genug, das Fieber zu überwinden. Er starb besinnungslos. Sophie trat zu ihm mit ihrem zweijährigen Knaben: er warf einen wilden Blick auf diesen, und das erschrockene Kind streckte die Händchen nach dem andern Zimmer.

Das war ein Schlag, der Frau von Beltow im Innersten erschütterte. Sie hatte den Mann wegen seiner leidenschaftlichen Reue geliebt; sie hatte unter dem Schmuz, der ihm von seiner Umgebung anklebte sein edles Naturell erkannt, seine Sinnesumwandlung gewürdigt, und selbst die zuweilen wiederkehrenden Ausbrüche ausgelassener Heiterkeit und wilden, ungebändigten Wesens an ihm gern gesehen.

Nach dem Tode ihres Mannes wandte sie sich nun mit all ihrer krankhaften Reizbarkeit der Erziehung des Kindes zu. Wenn es in der Nacht unruhig schlief, so schlief sie gar nicht; wenn es unwohl schien, so war sie krank. Mit einem Worte, sie lebte, athmete in dem

Kinde, war seine Wärterin, seine Amme, seine Puppe. Aber auch diese krankhafte Liebe hing mit dem düstern Element ihrer Seele zusammen. Der Gedanke, daß sie das Kind verlieren könne, drängte sich unablässig ihrer Phantasie auf; oft betrachtete sie mit Verzweiflung den schlafenden Knaben, und wenn er ganz ruhig war, hielt sie ängstlich ihre zitternde Hand an seine Lippen. Allein trotz ihrer innern Stimme, wie die Mutter ihre fieberhaften Einbilduugen nannte, wuchs das Kind und war nicht gerade sehr gesund, doch auch nicht krank. Sie kam aus Belo-Pole nicht heraus; der Knabe war ganz allein, und wurde, wie alle einsamen Kinder, früh reif. Aber auch abgesehen von den äußern Einflüssen, zeigten sich an dem Knaben die unzweideutigsten Merkmale entschiedener Begabung und eines energischen Charakters. Nun kam die Zeit zum Lernen. Frau von Beltow begab sich mit ihrem Sohne nach Moskau, um einen Lehrer für ihn zu finden. In Moskau lebte ein Onkel ihres verstorbenen Mannes, ein höchst origineller Mensch, den alle Verwandten haßten, ein launenhafter, müßiger Hagestolz, sehr gescheit aber oft unerträglich durch seine Eigenheiten. Ich kann mich nicht enthalten auch über diesen Sonderling Einiges mitzutheilen. Mich interessiren ungeheuer die Biographien aller mir begegnenden Personen. Das Leben gewöhnlicher Menschen scheint einförmig — aber es scheint nur so. Nichts ist origineller und mannigfaltiger als die Biographien unbekannter Leute, besonders da, wo es nicht zwei Menchen gibt, die eine gemeinsame Idee verbindet, wo jeder flinke Bursch sich auf eigene Faust entwickelt. Wenn ich könnte, würde ich ein biographisches Wörterbuch herausgeben, und begönne z. B. in alphabetischer Ordnung mit Allen, die keinen Bart tragen; der Kürze halber könnten die Lebensbeschreibungen von Gelehrten, Literaten, Künstlern, ausgezeichneten Kriegern, Staatsmännern und überhaupt von Leuten, die allgemeine Interessen beschäftigen, weg-

fallen: deren Leben ist langweilig; denn Nichts ist ihr eigen. Talent, Glück, Verfolgungen oder Beifall, ein Leben im Cabinet oder außer dem Hause, Tod auf der Hälfte des Weges, Armuth im Alter — Alles gehört der Epoche.

Ich vermeide daher durchaus nicht biographische Abschweifungen; sie entfalten den ganzen Reichthum der Schöpfung; wer da will, mag diese Episoden überschlagen, damit überschlägt er aber auch die Erzählung.

Also die Biographie des Onkels.

Sein Vater, ein Gutsbesitzer in der Steppe, gab sich stets für einen ruinirten Mann aus, trug sein Lebenlang einen Pelz ohne Ueberzug, verkaufte selbst auf den Märkten der Gouvernementstadt Roggen, Hafer und Gerste, wobei er üblicherweise falsch maß und mitunter eine derbe Lection dafür erhielt. Trotz seiner zerrütteten Vermögensumstände brachte er indeß seinen Sohn in die die Garde, gab ihm vier Paar Pferde, zwei Köche, einen Kammerdiener, einen riesigen Lackaien und vier Bursche als hors d'oeuvre mit. In Petersburg begrüßte man in dem jungen Offizier einen Mann von trefflicher Erziehung, d. h. einen, der acht Pferde, zwei Köche u. s. w. u. s. w. besaß. Anfangs ging Alles auf's Beste. Der junge Mann wurde Gardefähnrich; da fiel plötzlich ein wichtiges Ereigniß in sein Leben. Es geschah in den siebziger Jahren. An einem schönen Wintertage fiel ihm ein, durch die Newski-Perspective eine Schlittenfahrt zu machen. An der Anitschkow'schen Brücke ereilte ihn ein großer dreispänniger Schlitten, welcher dem seinigen den Vorsprung abzugewinnen suchte. Man kennt ein Russenherz. Der Fähnrich rief seinem Kutscher zu: Vorwärts! — Vorwärts! rief im andern Schlitten ein hoher, stattlicher, in einen Bärenpelz gehüllter Mann mit donnernder Stimme. Der Fähnrich gewann den Vorsprung. Athemlos vor Wuth versetzte beim Umlenken der Herr im Bärenpelz mit der Peitsche, die er

in der Hand hielt, dem Kutscher des Fähnrichs einen Streich, wobei er absichtlich den Herrn streifte. „Nicht überjagen, Bestie!“ — „Sind Sie verrückt?“ fragte der Offizier. — „Ich will Ihrem dummen Jungen da das Ueberjagen abgewöhnen.“ — „Ich habe ihn zufahren heißen, mein Herr, und Sie begreifen wohl, daß ich die kaiserliche Uniform zu sehr achte, um sie entehren zu lassen.“ — „Ei seht mir doch den Helden, wer bist Du denn?“ — „Und wer bist Du?“ fragte der Fähnrich, der wie ein wildes Thier auf ihn zustürzen wollte. Der lange Mann warf einen verächtlichen Blick auf ihn, wies ihm seine riesengroße Faust und sagte: „Laß gut sein, Du ziehst den Kürzern.“ Darauf rief er seinem Kutscher zu: Fort! — Ihm nach! rief der Fähnrich, ein paar Worte hinzusetzend, die so allbekannt sind, daß man sie nicht einmal in einem Wörterbuche findet. Der Offizier erfuhr wirklich die Wohnung jenes Herrn, gab es jedoch auf, ihm einen Besuch zu machen. Er beschloß einen Brief an ihn zu schreiben; er hatte eben recht geschickt angefangen, als er wie absichtlich gestört wurde. Der General ließ ihn zu sich rufen und in Arrest bringen. Darauf ward er in die Garnison der Festung Orsk versetzt. Die Festung Orsk steht auf einem hohen Jaspisfelsen, nichtsdestoweniger ist es da recht langweilig. Der junge Offizier nahm ein Exemplar von Crebillon's Romanen mit, und mit dieser erbaulichen Lectüre versehen begab er sich an die Grenze der Ufaischen Provinz. Nach drei Jahren wurde er in die Garde zurückberufen, doch kehrte er aus der Festung Orsk, wie seine Bekannten bald merkten, etwas angegriffen zurück. Er erhielt seinen Abschied und begab sich auf die ihm von seinem Vater hinterlassenen Güter. So zerrüttet die Vermögensumstände dieses armen Mannes gewesen, der immerfort klagte und ächzte und im Pelz ohne Ueberzug herumging, so hatte er doch, freilich nur der Abrundung halber, noch ein paar Nachbargüter angekauft. Der neue Gutsbesitzer

gerieth bald in Streit mit allen seinen Verwandten, und reiste ins Ausland. Drei Jahre verschwand er auf englischen Universitäten, dann bereiste er fast ganz Europa, Oesterreich und Spanien ausgenommen, die er nicht leiden konnte. Er setzte sich mit allen Celebritäten in Verbindung, brachte ganze Abende mit Bonnet zu, mit dem er über das organische Leben sprach, unterhielt sich ganze Nächte beim Becher Wein mit Beaumarchais über dessen Prozesse, stand in freundschaftlichem Briefwechsel mit Schlözer, der damals seine berühmte Zeitschrift herausgab, machte eigens eine Reise nach Ermenonville zu dem sterbenden Jean Jacques, und fuhr stolz an Ferney vorbei, ohne Voltaire zu besuchen. Nach zehn Jahren kam er von seiner Reise zurück, und versuchte es, in Petersburg zu leben. Das Petersburger Leben aber behagte ihm nicht, und er ließ sich in Moskau nieder. Erst fand er Alles sonderbar, dann fand Alles ihn sonderbar. Grund genug hatte man dazu. Er las nur medicinische Bücher, vernachlässigte sich auffallend, wurde bitter, grillig, fremd und kalt gegen alle Welt.

Drittes Capitel.

Lehrer und Schüler.

Um die Zeit, als Frau von Beltow sich nach einem Hofmeister umsah, kam zu dem alten Sonderling, von einem seiner schweizer Freunde empfohlen, ein Genfer, der eine Erzieherstelle suchte. Es war ein Vierziger, hager, mit grauem Haar, jugendlich blauen Augen und strenger Rechtlichkeit auf dem Gesichte. Der Mann besaß eine hohe Bildung, war ein trefflicher Kenner der alten Sprachen, ein guter Botaniker. Die Sache der

Erziehung betrachtete der Schwärmer mit jugendlicher Gewissenhaftigkeit für eine heilige Pflicht. Er hatte alle möglichen Abhandlungen über Erziehung und Pädagogik von Rousseau's Emil und Pestalozzi bis auf Basedow und die Levana gründlich studirt; eines aber hatte er aus diesen Büchern nicht herausgelesen: daß das Wichtigste der Erziehung darin bestehe, den Geist des jungen Menschen mit seiner Umgebung in Einklang zu bringen, daß die Erziehung eine klimatologische sein müsse, daß für jede Epoche wie für jede Gegend, mehr noch für jeden Stand und vielleicht selbst für jede Familie eine eigene Erziehung nöthig sei. Das konnte der Genfer nicht wissen; er hatte das menschliche Herz aus dem Plutarch kennen gelernt, er kannte seine Zeit aus Maltebrun und den Statistiken; er, ein Vierziger, konnte nicht ohne Thränen Schiller's Don Carlos lesen, glaubte noch an Aufopferungsfähigkeit, konnte es dem Napoleon nicht verzeihen, daß er Corsica nicht befreit, und führte Paoli's Portrait bei sich. Freilich war auch er in schmerzliche Berührung mit dem praktischen Leben gekommen, Armuth und Misgeschick drückten ihn schwer: aber gerade dadurch lernte er die Wirklichkeit noch weniger kennen. Traurig schweifte er an den wunderschönen Ufern seines heimatlichen Sees umher, unwillig über sein Schicksal, unwillig über Europa. Da wies ihn seine Phantasie plötzlich nach Norden, nach einer neuen Gegend, die in moralischer Hinsicht, wie Australien in physischer, etwas Eigenes, Neues, Entstehendes in großem Maßstab zeigte. Er schaffte sich Levesque's Geschichte an, las Voltaire's „Peter I.", und begab sich darauf zu Fuße nach Petersburg. Neben seiner jungfräulichen Weltanschauung hatte der Genfer eine gewisse unerschütterliche Gründlichkeit, ja sogar eine eigene Art Kälte; ein kalter Schwärmer aber ist unverbesserlich, er bleibt zeitlebens ein Kind. Frau von Beltow lernte ihn beim alten Onkel kennen. Sie hatte kaum zu hoffen gewagt, daß sie

jenes Ideal eines Lehrers finde, welches sie sich in ihrer Phantasie gestaltet; aber der Genfer kam diesem Ideale nahe. Sie trug ihm einen Gehalt von 4000 Rubeln an, was unter den damaligen Verhältnissen sehr viel war. Der Genfer sagte, er brauche nur 1200, und damit sei er zufrieden. Frau von Beltow äußerte ihre Verwunderung. Er entgegnete kaltblütig, er wolle nicht mehr und nicht weniger haben, als er brauche: sein Budget habe er einmal auf 800 Rubel festgesetzt, und für unvorhergesehene Fälle bestimme er noch 400 Rubel. An Luxus, fügte er hinzu, will ich mich nicht gewöhnen, und ein Capital zu sammeln halte ich für ehrlos.

Diesem Thoren vertraute die Mutter die Erziehung des künftigen Besitzers von Belo-Pole!

Nur der alte Onkel, mit Allem in der Welt unzufrieden, missbilligte auch dies, und während Frau von Beltow außer sich vor Freude war, sagte er (der einzige von allen Verwandten ihres Mannes, der mit ihr umging): „Ach Sophie, Sophie, was begehst Du für Thorheit! Der Genfer sollte hübsch ruhig mein Vorleser bleiben. Wie paßt er zum Erzieher! Bei dem bedarf's noch einer Wärterin: und was wird er aus Wladimir machen? Einen Schweizer! Da bringe den Jungen doch lieber gleich nach Lausanne oder Genf...." Sophie sah in diesen Worten Egoismus des Alten welcher den Genfer liebgewonnen: aber sie wollte ihn nicht reizen und schwieg. Zwei Wochen darauf begab sie sich mit Wladimir und dem vierzigjährigen Jüngling nach ihrem Gute zurück.

Es war im Frühjahr. Der Genfer begann damit, daß er Wladimir eine Leidenschaft zur Botanik einflößte. Am frühen Morgen gingen sie Pflanzen sammeln, und eine lebensvolle Unterhaltung trat an die Stelle langweiliger Lectionen; jeder Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, war das Thema, und Wladimir hörte mit größter Aufmerksamkeit die Erklärungen seines Lehrers.

Nachmittags saßen sie gewöhnlich auf dem Balkon, der nach dem Garten ging, und der Genfer erzählte von dem Leben großer Männer, beschrieb weite Reisen, erlaubte manchmal auch Wladimir, gleichsam zur Belohnung, den Plutarch selbst zu lesen. So vergingen Jahre, und endlich kam die Zeit, Wladimir auf die Universität zu bringen. Die Mutter hatte keine rechte Lust. In diesen wenigen Jahren hatte sie, wie nie zuvor, sich an stilles Glück gewöhnt. Ihr war in diesem ungetrübten, harmonischen Leben so wohl, daß sie jede Veränderung fürchtete. Es war ihr zur angenehmen Gewohnheit geworden, auf ihrem traulichen Balkon Wladimir zu erwarten, wenn er von weitem Spaziergang zurückkam. Wie freute sie sich über den heitern Jüngling, wenn er, erhitzt und rothglühend, ihr um den Hals fiel! Sie betrachtete ihn mit solchem Stolz, mit solchem Genusse, daß sie hätte weinen mögen. Wirklich hatte das Aeußere Wladimir's etwas Rührendes: es war so edel; es sprach sich darin ein so gerades, offenes, vertrauensvolles Wesen aus, das Jeden wohlthuend ergriff, aber auch wehmüthig stimmte. Wie deutlich sah man, daß diesem schöngestalteten, schlanken Knaben mit dem hellen Blick das Leben noch keine einzige Bürde aufgelegt, daß kein Gefühl der Angst diese Brust heimgesucht, keine Lüge über diese Lippen gekommen, daß er gar nicht wußte, was ihm mit den Jahren bevorstehe.

Der Genfer hing an seinem Schüler fast ebenso wie die Mutter. Oft, wenn er ihn lange betrachtet, schlug er die thränenvollen Augen nieder und dachte: auch mein Leben ist kein verlorenes; ich habe genug, genug an dem Bewußtsein, daß ich die Entwickelung eines solchen Jünglings gefördert — mein Gewissen wird mir keine Vorwürfe machen!

Wie ist doch Alles gar seltsam verwirrt in dieser Welt! Weder die Mutter noch der Erzieher dachten natürlich daran, wie viel Bitterkeit und Schmerz sie Wladimir

durch diese einsame Erziehung bereiteten. Sie thaten Alles, daß er nur ja die Wirklichkeit nicht kennen lerne; sorgfältig verhüllten sie vor ihm, was in der trüben Welt geschah, und statt ihn ins kalte Leben einzuweihen, stellten sie ihm glänzende Ideale hin; statt ihn auf den Markt zu führen und ihm die schreiende Habgier der Menge zu zeigen, die nach Geld jagt, ließen sie ihn ein herrliches Ballet sehen, und machten ihn glauben, diese Grazie, diese musikalische Vereinigung von Bewegung und Tönen sei das gewöhnliche Leben. Sie bildeten eine Art moralischen Caspar Hauser..... So war auch der Genfer, aber welch ein Abstand zwischen Beiden! Er, der arme Gelehrte, der leicht von einem Ende der Welt zum andern wanderte, mit seinem kleinen Ränzchen, dem Portrait Paoli's, seinen Lieblingsgedanken, seiner Gewohnheit, sich mit Wenigem zu begnügen, seiner Verachtung des Luxus und seiner Arbeitslust — was hatte er nur irgendwie mit dem Berufe und der gesellschaftlichen Stellung Wladimir's gemein!

Aber so sehr auch Frau von Beltow mit ihrem einsamen Leben sich befreundet hatte, so weh es ihr auch that, sich von dem stillen Belo-Pole zu trennen, sie mußte sich doch zur Reise nach Moskau entschließen. Gleich nach ihrer Ankunft daselbst führte sie Wladimir zum Onkel. Der Greis war sehr schwach; sie fand ihn halb liegend in einem Großvaterstuhl, die Füße mit wollenen Tüchern umhüllt; sein spärliches graues Haar hing in langen Büscheln über den Schlafrock, um die Augen trug er einen grünen Schirm. „Nun, womit beschäftigst Du Dich, Wladimir Petrowitsch?" fragte der Greis. — „Ich will auf die Universität," antwortete der Jüngling. — „Auf welche denn?" — „Auf die Moskauer." — „Was sollst Du da? Ich habe selbst mehre Professoren gekannt, den Matthiä, den Heym, aber ich glaube doch, es wäre besser, Du gingst nach Oxford; meinst Du nicht auch, Sophie? Und was willst Du studiren?" — „Die

Rechte, lieber Onkel.“ — Der Onkel machte eine verächtliche Miene. „Na, wenn Du nun auch wirklich le droit naturel, le droit des gens, le code de Justinien erlernt hast, was beginnst Du dann?“ — „Dann,“ antwortete die Mutter lächelnd, „geht er nach Petersburg, um in Staatsdienste zu treten.“ — „Ha, ha, ha! da thut's recht noth, die Pandekten und all die Glossen zu kennen. Sie wollen doch nicht etwa, Wladimir Petrowitsch, Jurisconsultus werden — ha, ha, ha! — Advokat?... Mach's wie Du's willst, aber soll ich Dir rathen, studire Medicin. Ich hinterlasse Dir meine Bibliothek, eine reichhaltige Bibliothek, habe sie in bester Ordnung erhalten, und alles Neue verschrieben. Die Medicin verdient jetzt den Vorzug vor allen andern Wissenschaften. Als Arzt kannst Du Deinem Nächsten nützlich sein, curirst umsonst — wirst Dich doch schämen, Dich bezahlen zu lassen — und kannst ein ruhiges Gewissen haben.“

Weder Wladimir noch seine Mutter widersprachen, da sie die Hartnäckigkeit kannten, mit welcher der Greis an seinen Meinungen festhielt; aber der Genfer konnte sich nicht überwinden und sagte: „Freilich ist die ärztliche Laufbahn eine sehr schöne, doch sehe ich nicht ein, warum Wladimir Petrowitsch sich nicht dem Staatsdienste widmen sollte, da mit allen Mitteln darauf hingearbeitet wird, daß gebildete junge Leute in den Dienst treten“. — „Der da will euch und gelegentlich auch mich belehren! Und ich war in Genf, als er noch auf allen Vieren kroch,“ antwortete der launische Greis. „Mein lieber citoyen de Genève,“ setzte er in weicherm Tone hinzu, „wissen Sie wol, es gibt eine russische Uebersetzung des Jean Jacques, da heißt es auf dem Titel: «Von dem Genfer Einwohner Rousseau» —“ hier schüttete sich der Greis vor Lachen aus. Unzählige Male sprach er von dieser Uebersetzung und immer glaubte er etwas Neues zu erzählen. „Wladimir,“ fuhr er nun in hei-

terer Stimmung fort, „schreibst Du nicht etwa auch Verschen?“ — „Ich hab's versucht, lieber Onkel,“ antwortete Wladimir erröthend. — „Thu mir den Gefallen, lieber Junge, schreib' ja keine; nur Taugenichtse schreiben Verse. Lapperei das! Man muß sich mit etwas Ordentlichem beschäftigen.“

Den letztern Rath allein befolgte Wladimir: er schrieb keine Verse. Die Universität aber bezog er nicht in Oxford, sondern in Moskau, und studirte nicht Medicin, sondern Staatswissenschaften. Die Universität vollendete Beltow's Erziehung; bis dahin war er allein gewesen, jetzt gerieth er in eine rauschende Genossenschaft. Hier wurde er sich seiner eigenen Kraft bewußt, hier begegnete ihm die warme Sympathie jugendlicher Freunde, und, allem Schönen erschlossen, widmete er sich eifrig den Studien. Selbst der Dekan war nicht gleichgiltig gegen ihn und fand, daß er nur kürzeres Haar tragen und mehr ehrerbietigen Anstand haben müßte, um ein ausgezeichneter Student zu sein. Endlich kam das Examen, und die Jünglinge erhielten ihre Passirscheine für's Leben. Frau von Beltow traf Anstalten zur Reise nach Petersburg; den Sohn wollte sie vorausschicken, und nachdem sie ihre Angelegenheiten geordnet, ihm folgen. Bevor die Universitätsfreunde sich in der weiten Welt zerstreuten, kamen sie am Abend vor Beltow's Abreise bei ihm zusammen. Alle waren noch voller Hoffnung; die Zukunft öffnete ihre Arme und lockte sie, zum Theil, wie Kleopatra, sich das Recht vorbehaltend, für die Entzückungen zu strafen. Die jungen Leute zeichneten sich riesige Pläne vor ..... Keiner ahnte, daß der Eine seine Laufbahn als Bureauchef beschließen würde, nachdem er all sein Hab und Gut verspielt; daß der Andere in der Provinz verknöchern und sich unwohl fühlen würde, wenn er nicht vor Tische drei Gläschen Schnaps getrunken und nach Tische drei Stunden geschlafen; daß der Dritte, ein starrer Beamter, sich erbosen

würde, daß Jünglinge nicht Greise sind, daß sie nicht in Manieren und sittlichen Begriffen seinem Executor gleichen, und eitler Schwärmerei nachhängen.

In Beltow's Ohren tönten noch die Gelöbnisse der Freundschaft und Treue, der Klang der anstoßenden Pokale, als der Genfer, in Reisekleidern, ihn weckte.

Unser junger Schwärmer fuhr entzückt nach Petersburg. Thätigkeit, Wirksamkeit! .... Dort sollen seine Hoffnungen in Erfüllung gehen, dort wird er seine Projecte ausführen, dort das wirkliche Leben kennen lernen, in diesem neuen Brennpunkte Rußlands! — Moskau, dachte er, hat seine Mission vollbracht, es ist das Herz Rußlands, während Petersburg das Gehirn ist. In diesem granitnen Schädel des Reichs ist der Sitz seiner Gedanken ..... Solche und ähnliche Ideen und Metaphern gingen ihm ungesucht im Kopfe herum, er hegte sie mit heiliger Aufrichtigkeit. Unterdessen rollte der Postwagen von Station zu Station, und führte außer unsern Schwärmern noch einen Cavalerieobersten mit grauem Schnurrbart, einen archangelschen Beamten, einen hellblonden Junker, dessen Wangen dunkler waren als sein Haar, und der sich mit seinem Einfluß auf den Conducteur brüstete. Für Wladimir hatten alle diese Personen etwas Neues; er lächelte gutmüthig über den Bürger Archangels, als derselbe so lange in seiner Börse herumsuchte, um ein passendes Geldstück für eine Portion Kohlsuppe zu finden, daß der ungeduldige Oberst für ihn zahlte; es machte ihm außerordentlichen Spaß, daß der gute Mann den Obersten immer Excellenz titulirte, während der Oberst keinen einzigen Gedanken aussprechen konnte, den er nicht mit weit weniger ehrerbietigen Worten anfing und schloß.

Seine Ankunft in Petersburg, sein erstes Erscheinen in der Welt war höchst glücklich. Er hatte einen Empfehlungsbrief an ein altes Fräulein von vielem Gewicht. Das alte Fräulein entschied, als sie den schönen Jüng-

ling sah, daß er sehr gebildet und ein vortrefflicher Sprachenkenner sei. Ihr Bruder stand an der Spitze irgend eines Zweiges der Civilverwaltung; sie stellte ihm Wladimir vor.

Er unterhielt sich einige Minuten mit diesem und war von dessen schlichter Ausdrucksweise, vielseitiger Bildung und lebhaftem, feurigem Geiste wirklich überrascht; er erbot sich ihn in seine Kanzlei aufzunehmen, und empfahl ihn selbst der besondern Aufmerksamkeit des Directors.

Wladimir unterzog sich mit Eifer seiner Aufgabe. Ihm gefiel die Büreaukratie, durch das Prisma eines neunzehnjährigen Jünglings betrachtet — das mühselige, geschäftreiche Wesen, mit Nummern und Registraturen, mit sorgenvollen Mienen und Aktenstößen.

Er sah in der Kanzlei ein Mühlrad, welches die Massen von Menschen, die auf dem halben Erdboden zerstreut sind, in Bewegung setze: er wußte Allem eine poetische Seite abzugewinnen.

Endlich kam auch Frau von Beltow nach Petersburg. Der Genfer blieb noch immer bei ihnen im Hause. In letzter Zeit hatte er sich mehrmals vorgenommen, sie zu verlassen, aber er vermochte es nicht; er hatte sich so in diese Familie eingelebt, so viel von seinem innern Wesen Wladimir mitgetheilt, und verehrte dessen Mutter so hoch, daß es ihm schwer wurde, aus ihrem Hause zu scheiden. Er wurde finster, und kämpfte mit sich selbst — er war, wie gesagt, ein kalter Schwärmer und daher unverbesserlich.

Kurz nachdem Wladimir in den Dienst getreten, saß eines Abends die kleine Familie am Kamin. Der junge Beltow, bei dem sowol die Eigenliebe als das jugendliche Kraftbewußtsein recht entwickelt war, träumte von der Zukunft. Seinen Kopf durchschwärmten mannigfache Hoffnungen, Pläne und Entwürfe. Er träumte sich eine umfassende Wirksamkeit im Staate, der er sein ganzes Leben widmen wollte ... und während

ihn so die Zukunftsgedanken hinrissen, fiel der feurige Jüngling dem Schweizer um den Hals. „Dir habe ich es zu danken,“ sagte er ihm, „Dir, mein treuer, geliebter Freund, daß ich ein Mann geworden bin! Dir und meiner Mutter danke ich Alles, Alles. Du bist mir mehr als ein leiblicher Vater.“ Der Schweizer bedeckte die Augen mit der Hand, dann sah er die Mutter und den Sohn an, wollte Etwas sagen, sprach aber Nichts, stand auf und trat aus dem Zimmer.

Kaum war er in seinem kleinen Cabinet, so schloß er die Thüre, zog unter dem Sopha sein staubiges Ränzchen hervor, stäubte es ab, und packte langsam seine Kostbarkeiten ein, während er sie mit Liebe betrachtete. Diese Kostbarkeiten verriethen recht offenbar die ganze unaussprechliche Zärtlichkeit des Mannes. Er bewahrte sorgfältig eine eingeschlagene Mappe, ein schiefes, unförmliches Ding, welches der zwölfjährige Wladimir zum Neujahrsgeschenk für seinen Lehrer heimlich in der Nacht zusammengepappt. Ferner bewahrte er ein Aquarellportrait seines Zöglings. Wladimir war da in seinem vierzehnten Jahre gemalt, mit bloßem Hals, sonnverbrannt, mit aufblitzendem Geiste in den Augen, mit jener Miene voll Hoffnung und Zuversicht, die der Jüngling noch fünf Jahre behielt, und die später sich nur in seltenen Augenblicken bei ihm zeigte, wie die Wintersonne im Norden, wie etwas Vergangenes, das zu den übrigen Gesichtszügen nicht paßte. Außerdem hatte er einige silberne mathematische Instrumente, welche der greise Onkel Wladimir's ihm geschenkt, die großmächtige Schildpattdose, die der Greis immer bei sich getragen, und die nach dessen Tode der Schweizer vom Kammerdiener gekauft. Zu diesen und ähnlichen Schätzen that er noch funfzehn Bücher, die übrigen legte er zurück. Darauf begab er sich in aller Frühe behutsam nach der Morskaja (Seestraße), holte einen Kärrner, schaffte sein Ränzchen und die Bücher mit Hilfe des

Dieners hinaus, und trug diesem auf, zu sagen, er sei auf ein paar Tage über Land gereist. Dann zog er einen langen Ueberrock an, nahm Stock und Schirm, drückte dem Lakaien, welcher ihn bedient hatte, die Hand, und entfernte sich zu Fuße mit dem Kärrner. Helle Thränen rannen ihm auf den Rock.

Nach zwei Tagen erhielt Frau von Beltow, welche über die Abreise des Schweizers höchlich verwundert war, jedoch seine Rückkehr erwartete, folgenden Brief:

„Gnädige Frau! Gestern Abend habe ich vollen Lohn für meine Mühe erhalten. Glauben Sie, dieser Moment bleibt mir unvergeßlich, er wird mich durch mein ganzes Leben als Trost, als meine Rechtfertigung vor mir selbst begleiten. Aber zugleich hat er feierlich mein Werk beschlossen, hat mir deutlich gezeigt, daß der Lehrer nun den Schüler seiner eigenen Entwickelung überlassen müsse, daß durch seinen fernern Einfluß dessen Selbständigkeit mehr leiden als gewinnen könne. Der Mensch wird freilich sein ganzes Leben erzogen, allein es gibt eine Epoche, in welcher er der fremden Erziehung nicht bedarf. Und was könnte ich auch jetzt für Ihren Sohn thun? Er hat mich überflügelt.

Längst schickte ich mich an, Ihr Haus zu verlassen, aber meine Schwäche, meine Liebe zu Ihrem Sohne hielt mich zurück. Wäre ich jetzt nicht geflohen, ich hätte nie diese Pflicht der Ehre zu erfüllen vermocht. Sie kennen meine Grundsätze: ich durfte schon darum nicht bleiben, weil ich es für ein demüthigendes Geschenk halte, fremdes Brod zu essen und mit Ihrem Gelde meine Bedürfnisse zu befriediegen, ohne daß ich dafür arbeite. Sie sehen also, ich mußte Ihr Haus verlassen. Scheiden wir als Freunde, und sprechen wir nicht weiter davon.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich auf dem Wege nach Finnland; von da gedenke ich mich nach Schweden zu begeben. Ich werde so lange reisen, bis

mein Geld aufgegangen ist, dann will ich mich wieder an die Arbeit machen: ich werde noch Kraft genug dazu finden.

In letzter Zeit habe ich kein Geld von Ihnen genommen. Versuchen Sie es nicht mir das zu schicken, sondern geben Sie die Hälfte dem Diener, der mich bedient, und die andere Hälfte den übrigen Dienern, die ich Sie bitte freundschaftlich von mir zu grüßen. Ich habe den armen Leuten oft viel zu schaffen gemacht. Die zurückgebliebenen Bücher mag Wladimir von mir zum Geschenk annehmen; ihm schreibe ich besonders.

Leben Sie wohl, leben Sie wohl, edle, innig verehrte Frau! Gesegnet sei Ihr Haus! Was kann ich Ihnen übrigens noch wünschen, nachdem Sie einen solchen Sohn haben? Nur Eines: mögen Sie und er lange, recht lange leben!

Ich drücke im Geiste Ihre Hand."

Sein Brief an Wladimir begann folgendermaßen:

„Nicht der Rath des Lehrers, sondern Freundesrath soll mein letztes Wort an Dich sein, Woldemar. Du weißt, ich habe keine Verwandten, die mir nahe stehen; auch kein Fremder steht mir so nahe wie Du, trotz des außerordentlichen Abstandes der Jahre. Auf Deinem Haupte ruht mein Hoffen und meine Zuversicht. Ich habe mir ein Recht erworben, Woldemar, Dir bei meiner Abreise einen freundschaftlichen Rath zu geben. Wandle auf der vom Schicksal Dir angewiesenen Bahn: sie ist schön. Nicht Mislingen und Unglück fürchte ich für Dich: Du hast Kraft genug, Dem Widerstand zu leisten. Ich fürchte Erfolge und Glück; Du stehst auf einem schlüpfrigen Pfad. Diene der Sache, aber sieh Dich vor, daß nicht umgekehrt die Sache Dir diene. Vermenge, mein Woldemar, nicht die Mittel mit dem Zwecke. Der Zweck darf nur die Liebe zum Nächsten,

nur die Liebe zum Guten sein. Wenn die Liebe in Deiner Brust versiegt, so vollbringst Du Nichts und wirst Dich täuschen. Nur die Liebe schafft Dauerndes und Lebendiges, aber der Stolz ist unfruchtbar, denn er braucht Nichts außer sich."

Den ganzen Brief schreiben wir nicht ab: er war drei Bogen lang.

So entschwand im Leben Woldemar's das lichte, traute Bild seines Erziehers.

„Wo mag doch unser Monsieur Joseph sein?" sagten oft Mutter und Sohn. Beide wurden nachdenklich, und ihrer Phantasie schwebte seine milde, ruhige, fast mönchartige Gestalt vor, im langen Reiserock, zwischen den stolzen, freien Bergen Norwegens sich verlierend.

Viertes Capitel.

In der Kanzlei.

Azais hat in einer ziemlich langweiligen Abhandlung nachgewiesen, daß Alles in der Welt ersetzt wird. Freilich darf man, um sich davon zu überzeugen, nicht zu streng sein und sich nicht an Kleinigkeiten halten. Hierauf gestützt, bitten wir den Leser um Erlaubniß, ihm gewissermaßen als Ersatz für Mr. Joseph Herrn Ossip Ewsejitsch vorzustellen. Ossip Ewsejitsch war ein hageres, graues Männchen von sechzig Jahren, trug eine fadenscheinige Amtsuniform, und hatte immerfort eine zufriedene Miene und rothe Backen. Seit dreißig Jahren inspicirte er das vierte Bureau in jener Kanzlei, in die Beltow eingetreten; funfzehn Jahre vor dieser Zeit hatte er im Kanzleihofe in der ehrenhaften Stellung des Portiersohnes zugebracht, welche ihm ein aristokratisches Ue-

bergewicht über die Kinder der anderen Diener gab. Dieser Mann hätte den besten Beweis abgeben können, daß der Mensch nicht durch weite Reisen, nicht durch akademische Vorlesungen, noch durch einen großen Wirkungskreis ausgebildet wird. Er besaß eine ungewöhnliche Geschäftskunde und Menschenkenntniß, und war ein so feiner Diplomat, daß er gewiß weder Ostermann noch Talleyrand nachgestanden hätte. Von Natur gewandt, klug, hatte er Mittel und Muße vollauf seinen praktischen Verstand zu entwickeln und zu üben, da er seit seinem funfzehnten Jahre in der Kanzlei saß. Ihn störten weder Studien noch Lectüre, weder Phrasen noch unausführbare Theorien, in denen unsere Einbildungskraft ausschweift, weder der Glanz gesellschaftlichen Lebens, noch Träume der Ehrsucht oder poetische Phantasien.

Während er Akten ins Reine schrieb, und dabei die Menschen im Unreinen betrachtete, gewann er mit jedem Tage eine tiefere Kenntniß der Wirklichkeit, ein richtigeres Verständniß der Umgebung, und sichern Tact, der ihn gefahrlos durch die oft unbemerklichen, aber schlammigen und äußerst verderblichen Untiefen des Kanzleilebens leitete. Die Hauptchefs, die Directoren, die Bureauchefs wechselten, aber der Secretair am vierten Bureau blieb unverändert, und Alle hatten ihn lieb, weil er unentbehrlich war, und weil er dies sorgfältig barg. Alle zeichneten ihn aus und ließen ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil er sich ganz unbemerkbar zu machen suchte. Alle Angelegenheiten der Kanzlei wußte er, behielt er im Gedächtniß, von ihm erfuhr man Alles wie aus einem Archiv, und doch drängte er sich nicht vor. Der Director trug ihm eine höhere Stelle an — er blieb dem vierten Bureau getreu. Er sollte ein Kreuz erhalten — dem entzog er sich auf zwei Jahre, indem er statt dessen sich eine Gratification erbat, nur, um nicht vom Secretair des dritten Bureaus beneidet zu werden. So war er in allen Dingen. Kein Privatmann klagte ihn jemals der Hab-

sucht an, keiner seiner Collegen hatte ihn im Verdacht der Uneigennützigkeit. Man kann sich vorstellen, wie viele verschiedene Rechtssachen in einem Zeitraume von fünfundvierzig Jahren ihm durch die Hände gingen: keine brachte jemals Ossip Ewsejitsch außer sich, über keine wurde er unwillig, verlor er seine gute Laune. Sein Lebenlang versetzte er sich nie im Geiste von der Rechtspflege auf dem Papier in die wirklichen Zustände und Personen. Er betrachtete die Rechtssachen gewissermaßen abstract, wie eine große Reihe zahlreicher Relationen, Mittheilungen, Berichte und Anfragen, die in bestimmter Ordnung zurechtgelegt, nach bestimmten Regeln zunahmen. Wenn er eine Sache in seinem Bureau beförderte, oder, wie die poetischen Secretaire sich auszudrücken pflegen, sie in Fluß brachte, so hatte er, wie sich von selbst versteht, vor allen Dingen im Auge, daß dieselbe aus seinem Bureau fortkam, und schloß seinerseits, je nachdem es ihm am bequemsten war, mit einer Relation nach Krasnojarsk, von wo die Akten nicht vor zwei Jahren zurückgelangen konnten, oder mit der Abfassung eines Bescheids, oder, was ihm am liebsten war, mit Ueberweisung der Sache an eine andere Kanzlei, wo dann ein anderer Bureausecretair dieses Patiencespiel nach denselben Regeln beendete. Er war so unparteiisch, daß er z. B. gar nicht daran dachte, es könnten Leute an den Bettelstab kommen, bevor die Relation aus Krasnojarsk zurückgelangte. — Themis muß blind sein ....

Dieser ehrenwerthe Mann zog einmal (es war drei Monate nach Beltow's Anstellung) als er die abgeschriebenen Akten durchgesehen und vier Schreibern neue Nahrung gegeben, seine emailsilberne Dose hervor, und reichte sie dem Assistenten mit den Worten hin: „Versuchen Sie 'mal, Wassili Wassiljewitsch, diesen Tabak; es hat ihn mir ein Freund aus Tambow gebracht.“

„Prächtiger Tabak!“ rief der Assistent nach einer

Minute, in welcher er zwischen Tod und Leben schwebte, nachdem er nämlich eine gewaltige Prise des trockenen hellgrünen Staubes geschnupft.

— „Der packt, nicht wahr?" sagte der Secretair höchst zufrieden, die Nase seines Assistenten so erschüttert zu haben.

„Ach ja, Ossip Ewsejitsch," versetzte der Assistent, der nach und nach von dem Anfall sich erholte, und mit seinem blauen Taschentuche sich Augen, Nase, Stirn, selbst das Kinn wischte: „ich habe Sie noch nicht gefragt, wie Ihnen der neuangestellte junge Mann aus Moskau gefällt."

— „Ein gewandter Kerl scheint's. Wie es heißt, hat Se. Excellenz ihn selbst angestellt."

„Ja, gewiß, er hat was los, das läßt sich nicht leugnen. Gestern hört' ich ihn mit Pawel Pawlitsch streiten; der, wissen Sie, leidet keinen Widerspruch, und dieser Beltow bleibt keine Antwort schuldig. Pawel Pawlitsch wurde böse; ich sage Ihnen, rief er, es ist so und so — worauf Beltow: ich bitte Sie, es ist so und so! Ich freute mich, wie ich's von Weitem sah. Als Beltow sich entfernte, wissen Sie, da sagte Pawel Pawlitsch zu seinem Freunde: «Da halte Einer 'mal Ordnung in der Kanzlei, wenn solche Leutchen hineingebracht werden. Ich mache mir übrigens Nichts aus der Universität; ich will ihm schon den Eigensinn abgewöhnen; ich kümmere mich nicht darum, durch wen er seine Stelle bekommen.»"

— „Schöne Dinge das!" sagte der Secretair, auf welchen diese Erzählung sichtlich auch einen freudigen Eindruck machte. „Also gleichviel, wer ihn angestellt hat? Ei, ei, Pawlitsch. Sagte er ihm das ins Gesicht?"

„Nein. Zuletzt fügte er noch Etwas auf französisch hinzu. Ich gestehe, wie ich mir die Geschichte ansah, da dacht' ich, wissen Sie: ich und Ossip Ewsejitsch werden noch immer im vierten Bureau sitzen, wenn der

schon drin residirt —" er wies nach dem Directorialzimmer.

— „Ei, Wassili Wassiljewitsch!" entgegnete der Secretair. „Ein so gescheiter Mann wie Du, sollte man meinen, müßte sich doch auf Alles verstehen, und doch kannst auch Du so oberflächlich urtheilen. Lieber Freund, ich habe in meinem Leben genug Material gesehen aus dem tüchtige Beamte und Kanzleichefs werden. Der da hat kein Härchen von Dem, was noth thut. Was hilft's, daß er gescheit und thätig ist — wie lange hält das vor? Willst Du, so wette ich mit Dir um eine Flasche Rothwein, daß er's nicht bis zum Secretair bringt."

„Wetten mag ich nicht: aber gestern habe ich Schriften von ihm gelesen, weiß Gott, er schreibt trefflich. Nur in Gretsch's «Sohn des Vaterlandes» ist mir solcher Styl vorgekommen."

„Hab' auch welche gesehen: hab' freilich alte Augen, bin aber doch noch nicht blind. Er kennt die Form nicht. Und wär's noch aus Unwissenheit oder aus Ungewohnheit, so hätte das nicht viel zu sagen, so würde er's noch einmal lernen — aber bei ihm liegt's daran, daß er zu gescheit ist. Aus jeder Rechtssache macht er einen Roman und das Wichtigste läßt er aus. Von wem mitgeheilt, ob auf dem gehörigen Wege, wem es zuzustellen sei, das ist ihm Alles gleich. Das heißt man auf gut russisch: «vom Dache anfangen»! Und sag's ihm Einer, so ist er im Stande, uns alte Leute zu belehren. Nein, lieber Freund, was ein tüchtiger Kerl ist, den erkennt man auf den ersten Blick. Anfangs dacht' ich selbst: er scheint nicht dumm, macht vielleicht seine Carrière; ist zwar noch nicht eingeübt, aber es kommt schon, er wird sich gewöhnen. Doch nun ist er schon drei Monate hier, und trägt sich mit allerlei Plunder herum, ereifert sich, als ging's seinem leiblichen Vater an's Leben, verzeih' mir's Gott! und er müßte retten.

Na, damit kommt man nicht weit. Ich kenne solche Bursche: er ist der Erste nicht und der Letzte nicht. Jeder kommt da mit Phrasen angesaust: „ich will die Misbräuche ausrotten“ und weiß doch selbst nicht, was das für Misbräuche sind, worin sie bestehen ... Lärmt und lärmt, und bleibt doch sein Lebenlang ein unbeachteter Beamter, und aus Aerger spottet man dann über uns, wir wären Nichts als die Handlanger der Kanzlei! Aber diese Handlanger machen Alles. Wenn so ein Herrchen in eigener Angelegenheit eine Bittschrift an das Civiltribunal einzureichen hat, wer hilft ihm? So ein Handlanger! .... Die faulen Schlingel!“ schloß der beredte Secretair.

In der That war dieses Raisonnement ein wohlbegründetes, und die Ereignisse bestätigten es nur zu bald. Beltow verlor seinen Eifer für die Kanzleithätigkeit, vernachlässigte Alles und wurde sehr reizbar. Der Chef ließ ihn rufen, und redete zu ihm wie eine zärtliche Mutter — es half Nichts. Der Director machte ihm Vorstellungen wie ein zärtlicher Vater, so rührend und so schön, daß der Executor, der zufällig zugegen war, sich der Thränen nicht enthalten konnte, und der Mann war nicht leicht zu rühren — das wußte das ganze unter seinem Oberbefehl dienende Wachtpersonal. Beltow vergaß sich so weit, daß er gerade diesen verwandtschaftlichen Antheil fremder Leute, gerade diese väterlichen Wünsche, ihn zu bessern, sehr übel nahm. Mit einem Worte, drei Monate nach jener Unterredung des Secretairs Ossip Ewsejitsch mit seinem Assistenten war Ersterer über einen Schreiber ungehalten, der Etwas nicht recht gemacht, und sagte: „Wann wirst Du endlich was lernen? Wie oft habe ich Dir Alles vorschreiben müssen, was Du zu schreiben hattest! Das kommt Alles daher, daß Du den Dienst nicht im Sinne hast, sondern im feinen Röckchen auf dem Admiralitätsboulevard Dirnen nachschlenderst. Ich sah es mehr als ein Mal ... Nun

schreibe: «Und zum freien Aufenthalt im russischen Reiche ist ihm, dem verabschiedeten Gouvernementssecretair Beltow, dieser Paß ertheilt mit der erforderlichen Unterschrift und unter Beidrückung des kaiserlichen Insiegels.» Bist Du fertig? Gib her! Nun geh' und trag's gleich hin, und wenn's unterschrieben ist zum Registrator: das Siegel kommt hier auf die Seite, siehst Du, bei den Worten «zu diesem Paß»... Er wird ihn morgen abholen.

„Nun, Wassili Wassiljewitsch, Sie wollten keine Wette eingehen: jetzt säßen Sie drin. Das muß man sagen, hat's flink gemacht."

— „Er hat nur vierzehn Jahre und sechs Monate zu wenig gedient, um das funfzehnjährige Dienstzeichen zu erhalten," witzelte der Assistent. Der Secretair und mit ihm das ganze Bureau brach in Gelächter aus.

Mit diesem olympischen Gelächter schloß die Dienstlaufbahn unsers lieben Wladimir Petrowitsch Beltow. Dies war zehn Jahre vor jenem denkwürdigen Tag wo der Herr Rath mit dem Annenorden beim Polizeimeister zu Tafel war, und in dem Augenblicke als der Pudding auf den Tisch kam, plötzlich die Postglocke erklang, Maxim Iwanowitsch es nicht aushielt, und ans Fenster eilte.

Fünftes Capitel.

Studien und Reisen.

Was nahm denn aber Beltow im Laufe dieser zehn Jahre vor?

Alles, oder beinahe Alles.

Was vollbrachte er?

Nichts, oder fast Nichts.

Wer kennt nicht die alte Bemerkung, daß Kinder, die zu große Erwartungen erregen, ihnen selten entsprechen! Woher kommt das? Entwickeln sich denn die Kräfte des Menschen in so bestimmtem Maße, daß, wenn sie in der Jugend verbraucht werden, im reifern Alter Nichts mehr übrig bleibt? Eine schwierige Frage. Ich kann und will sie nicht lösen, glaube jedoch, daß ihre Lösung eher in der Atmosphäre, in der Umgebung, in Einflüssen und Berührungen zu suchen ist, als in irgend einer abgeschmackten psychologischen Einrichtung. Dem sei nun, wie ihm wolle, an Beltow bewährte sich jene Bemerkung. Mit jugendlicher Hitze und der Ungründlichkeit eines Schwärmers zürnte er den Umständen, und gelangte mit innerm Schrecken in Allem fast zu derselben Consequenz, welche Ossip Ewsejitsch so beredt ausdrückte. „Die Handlanger machen's allein!" Ja wohl, und dies, weil die Idealisten Nichts thun, weil sie der Menschheit nur den Wunsch, nur den Drang darbringen, der oft edel aber fast immer fruchtlos ist.

An einem Morgen, keinem schönen just, doch einem echt Petersburger, wo die Ungemächlichkeiten aller vier Jahreszeiten sich vereinigten, Schnee und Regen an die Fenster schlug, und um elf Uhr noch kein Tageslicht zu sehen war, saß Frau von Beltow an demselben Kamin, an welchem die letzte Unterhaltung mit dem guten Schweizer stattgefunden. Wladimir lag auf einem Ruhebette, mit einem Buch in der Hand, das er bald las, bald nicht las und endlich entschieden bei Seite legte. Nachdem er lange in trägem Nachdenken dagesessen, sagte er: „Wissen Sie, liebe Mutter, was mir eingefallen: der Onkel hatte doch wol Recht, daß er mir rieth, Medicin zu studiren. Wie meinen Sie, soll ich mich nicht der Medicin widmen?"

— „Wie Du willst, liebes Kind," antwortete Frau von Beltow mit gewohnter Sanftmuth. „Eins nur

schreckt mich, Wladimir. Du wirst Dich Kranken nähern müssen, und es gibt ansteckende Krankheiten."

„Mütterchen," sagte Wladimir lächelnd, und faßte mit Zärtlichkeit ihre Hand. „Sie sind eine lieberfüllte Egoistin. Gefahrloser ist's freilich, die Hände in den Schoos zu legen, aber ich glaube, zur Unthätigkeit gehört ebenso Beruf, wie zur Thätigkeit. Nicht Jeder, der es will, kann müssig gehen."

— „Versuch's," sagte die Mutter.

Am andern Morgen fand sich Wladimir im Saale des anatomischen Theaters ein, und mit demselben Eifer, mit dem er an die Akten in der Kanzlei ging, beschäftigte er sich nun mit der Anatomie. Allein er brachte in dieses Auditorium nicht jene reine Liebe zur Wissenschaft mit, die ihn auf der Moskauer Universität beseelte. Was er sich auch einbilden mochte, die Medicin war für ihn doch nur eine Zuflucht; das Fehlschlagen seiner frühern Entwürfe, Langeweile, Müssiggang trieb ihn zu ihr. Zwischen dem heitern Studenten und dem verabschiedeten Kanzleibeamten, dem Dilettanten der Medicin war schon ein großer Abstand. Sein durchdringender Geist stieß bald in der neuen Beschäftigung auf jene Fragen, über welche die Medicin ein gelehrtes Schweigen beobachtet, und von deren Lösung alles Uebrige abhängt. Er blieb bei ihnen stehen, und wollte sie mit Sturm, mit verzweifeltem Ideenmuth erobern — er ließ außer Acht, daß diese Lösungen die Frucht langer, unausgesetzter, rastloser Arbeit sind. Zu solcher Arbeit war er nicht fähig, und nun erkaltete er sichtlich und wandte sich von der Medicin, besonders aber von den Aerzten ab. In ihnen fand er seine Collegen aus der Kanzlei wieder; er verlangte, daß sie ihr ganzes Leben den ihn beschäftigenden Fragen widmeten, daß sie an das Krankenbett wie an eine hohe, heilige Handlung gingen — sie aber wollten Abends Karten spielen, sie wollten Praxis haben, sie hatten keine Zeit! Nein, dachte Wladimir,

nein, ich mag nicht Arzt sein! Ich wäre ja gewissenlos, wagte ich es bei dem gegenwärtigen Meinungsstreit in allen physiologischen Fragen Kranke zu curiren. Weg mit allem Praktischen! Wie passe ich zum Beamten, wie passe ich zum Gelehrten? Ich... ich... ich getraue mir's nur nicht zu bekennen... ich bin Künstler!

Bei der Abzeichnung eines Schädels war Beltow inne geworden, daß er Künstler sei. Gedacht, gethan. Die untern Fensterscheiben in seinem Cabinet wurden verhängt. Neben zwei Schädeln kam eine kleine Venus zu stehen; überall erschienen, wie aus dem Boden gewachsen, Gipsköpfe mit dem Ausdruck des Schreckens, der Scham, der Eifersucht, wie die gelehrte Bildhauerkunst ihn wiedergibt', d. h. so, wie diese Leidenschaften in der Natur sich nicht äußern. Wladimir trug nun langes Haar, und ging den ganzen Morgen in einer Blouse herum — dies Proletariercostüm fertigte ihm ein aristokratischer Schneider auf der Newsky-Perspective.

Jede Woche begab sich Beltow in die Eremitage und saß eifrig an der Staffelei... Die Mutter schlich sich bisweilen auf den Zehen in's Cabinet, um den künftigen Tizian in seiner Beschäftigung nicht zu stören. Er sprach viel von Italien und einem historischen Bild in modernem, effectvollem Geschmack: er componirte die Begegnung des aus Sibirien zurückkehrenden Biron mit dem nach Sibirien reisenden Münnich: rings eine Winterlandschaft, Schnee, Kibitken und die Wolga.

Es versteht sich von selbst, daß auch die Malerei Beltow nicht ganz befriedigte: innerlich fehlte ihm das Behagen an der Arbeit, außen der rechte Kunstboden, der lebhafte gegenseitige Verkehr, welcher den Künstler aufrecht hält. Nichts foderte seine Thätigkeit heraus: sie war überflüssig und blos von seiner persönlichen Neigung bedingt. Am meisten störten ihn seine frühern Träumereien von einer Wirksamkeit im Staatsleben. Nichts ist für eine feurige Natur lockender, als der An-

theil an der Tagesgeschichte. Wer einmal dem Gedanken an eine solche Thätigkeit Raum gegeben, der ist für jedes andere Gebiet verdorben. Wohin er sich auch wende, er bleibt überall fremd, es ist nicht sein eigentliches Feld. Er überträgt die politische Debatte in die Kunst, er zeichnet seine Tendenz, wenn er Maler wird, singt sie, wenn er Musikant wird. Bei jedem Uebergang in eine andere Sphäre täuscht er sich, wie Jemand der seine Heimat verläßt sich zu überreden sucht, es sei ja doch gleich, seine Heimat sei überall, wo er wirken könne — während eine innere Stimme, die nicht zum Schweigen zu bringen ist, ihn an andere Orte, an andere Lieder, an eine andere Natur mahnt.

Diese Gedanken stiegen dunkel in Beltow's Geiste auf, ohne daß er sich darüber Rechenschaft zu geben wußte. Mit Neid betrachtete er manchen Deutschen, der im Clavier lebte, von Beethoven beseligt war, und die Zeitgeschichte ex fontibus, d. h. aus den alten Classikern, studirte.

Dazu kamen die langen Petersburger Abende, an denen man nicht zeichnen kann ... Diese Abende brachte Wladimir sehr oft bei einer leidenschaftlichen Freundin der Malerei zu. Es war eine junge, schöne Witwe mit allem Reiz des Luxus und der feinen Bildung. In ihrem Hause sprach Wladimir ängstlich das erste Wort der Liebe aus, und unterzeichnete dreist den ersten Wechsel auf eine ungeheure Summe, die er an jenem glücklichen Abend verlor, wo er, zerstreut und trunken, ohne die geringste Aufmerksamkeit spielte. Wie konnte er aber auch an's Spiel denken! Sie saß ihm gegenüber und in ihren Augen las er so deutlich Liebe und Theilnahme.

Doch ich will euch jetzt nicht die ganze Geschichte meines Helden erzählen: es sind an sich gewöhnliche Ereignisse, nur daß sie in seiner Seele sich nicht eben in gewöhnlicher Weise abspiegelten. Ich erwähne nur

in aller Kürze, daß er nach der Liebeserfahrung, die ihm viel Lebenskraft gekostet, und nach mehren Wechseln, in denen sehr viel Geld aufging, in's Ausland reiste, um Zerstreuungen, neue Eindrücke, Beschäftigung und dergleichen zu suchen. Seine kranke, vor der Zeit gealterte Mutter aber begab sich nach Bälo-Pole, um die durch die Wechsel entstandenen Breschen auszubessern, um mit jahrelangen Sorgen und Mühen den augenblicklichen Leichtsinn ihres Sohnes gut zu machen und neues Geld zusammenzuscharren, damit ihr Wladimir in der Fremde Nichts entbehre. Alles dies wurde der Frau von Beltow gar nicht leicht: so sehr sie auch ihren Sohn liebte, so hatte sie doch nicht solche Fähigkeiten wie ihre ehemalige Herrin, die Besitzerin Sassekinos. Zur Nachsicht geneigt, wurde sie stets übervortheilt; und es war nicht Nachlässigkeit, nicht Mangel an Einsicht, daß sie es geschehen ließ — ein feines Zartgefühl hielt sie ab, zu zeigen, daß sie es wohl wisse. Die Bauern von Bälo-Pole segneten ihre Herrin, und zahlten ihr pünktlich den Erbzins. Beltow schrieb seiner Mutter oft. Da konnte man sehen, daß es eine andere Liebe gibt, die nicht so stolz und so anspruchsvoll ist, sich ausschließlich diesen Namen zuzueignen, aber eine Liebe, die weder durch die Jahre noch durch Krankheit erkaltet, die im greisen Alter mit zitternden Händen einen Brief öffnet, und heiße Thränen über die theuen Zeilen vergießt. Des Sohnes Briefe waren für Frau von Beltow eine Lebensquelle, die sie stärkten, sie trösteten. Hundert Mal las sie jeden seiner Briefe. Deren Inhalt aber war betrübend, obgleich voller Liebe, obgleich Vieles dem schwachen Herzen der Mutter verschwiegen ward. Man sah, daß den jungen Mann Langeweile verzehrte, daß er der Rolle des Zuschauers, welche der Reisende spielt, überdrüssig geworden. Er hatte ganz Europa kennen gelernt, und fand Nichts zu thun: um ihn war Alles beschäftigt, wie es in der Regel die Leute zu

Hause sind; er sah sich als Gast, dem man einen Platz anbietet, den man mit Artigkeiten überhäuft doch in die Familiengeheimnisse nicht einweiht, und der endlich nach Hause gehen muß. Allein bei der bloßen Erinnerung an seine Petersburger Abenteuer (wahrscheinlich an die Wechsel liebende Witwe) überkam Beltow Mismuth, und ohne zu wissen, wozu, reiste er von Paris nach London. Einige Monate vor seiner Zurückkunft erhielt die Mutter einen Brief von ihm aus Montpellier: er theilte ihr mit, daß er nach der Schweiz reise, daß er sich auf den Pyrenäen eine leichte Erkältung zugezogen, und daß er daher noch fünf Tage in Montpellier bleiben wolle. Er versprach ihr, nach seiner Abreise von da zu schreiben: von der Rückkehr nach Rußland keine Sylbe. „Eine leichte Erkältung!“ Das machte der Mutter schon Sorge und Angst, und sie wartete sehnlichst auf seinen nächsten Brief. Aber zwei Wochen vergingen und es kam kein Brief; ein Monat — noch immer kein Brief. Die arme Frau hatte nicht einmal den letzten Trost in der Ferne — die Gewißheit, daß ihre Briefe dem Sohne zukommen. Nur um sich das Herz zu erleichtern, schickte sie zwei Briefe nach Paris contiées aux soins de l'embassade Russe, ohne zu wissen, ob er dieselben erhalten würde. Jedesmal, wenn sie zu Bette ging, befahl sie der Dunja, den Kutscher in aller Frühe zu Pferde nach der Kreisstadt zu schicken, um sich zu erkundigen, ob ein Brief da sei, und doch wußte sie recht gut, daß die Post uur ein Mal in der Woche ankam. Der Postmeister in der Kreisstadt, ein guter Alter, war der Frau von Beltow von Herzen ergeben. Er ließ ihr jedesmal sagen, daß noch keine Briefe da wären, daß, so wie einer ankäme, er ihn selbst überbringen oder durch eine Staffette schicken würde. Und mit dumpfem Schmerz vernahm die Mutter diese Antwort, nachdem sie mehre Stunden in unruhiger Erwartung zugebracht. Schon stieg in ihr der Gedanke auf, selbst hinzureisen, schon wollte sie

nach ihrem Nachbar schicken, einem verabschiedeten Artilleriehauptmann, an den sie sich mit allen juridischen Fragen wandte. Diesmal wollte sie von ihm erfahren, wo man Pässe ins Ausland erhalte, in der Finanzkammer oder im Kreisgericht... Die Tage der Erwartung wurden ihr um so länger, da es Herbst war, das abgefallene Laub unter den Füßen knisterte, und ganze Tage der Regen unaufhörlich strömte. Eines Abends bat ihr Kammermädchen sie um die Erlaubniß, zur Vesper zu gehen. „Kannst gehen," sagte sie: „aber, was ist denn morgen?"

— „Haben Sie vergessen, daß morgen der siebzehnte September, Ihr Namenstag, ist?"

„Geh Du nur, und bete auch für Wladimir," sagte Frau von Beltow, während ihr Thränen in die Augen drangen.

Der Mensch bleibt bis in sein hundertstes Jahr ein Kind, und wenn er fünfhundert Jahre lebte, von einer Seite seines Wesens würde er immer Kind sein. Es wäre auch schade, wenn er diese Seite verlöre: sie ist voller Poesie. Was ist denn eigentlich ein Namenstag? warum empfindet man an diesem Tage Kummer oder Freude lebhafter als Tags zuvor oder Tags darauf? Ich weiß nicht warum, aber es ist so. Nicht blos der Namenstag, jeder Jahrestag hat für uns etwas Ergreifendes. Heute, glaube ich, ist der dritte März, bemerkt Jemand, der einen Auctionstermin nicht versäumen will. — Der dritte März! ja wohl, der dritte März, entgegnet ein Anderer, und denkt acht Jahre zurück. Er erinnert sich des ersten Wiedersehens nach einer Trennung, er erinnert sich aller Einzelheiten, und setzt mit einem gewissen feierlichen Gefühle hinzu: „Heut sind's gerade acht Jahre." Er fühlt, das ist ein Feiertag, und es fällt ihm nicht ein, daß es am dreizehnten März gerade acht Jahre und zehn Tage sein werden, daß jeder Tag ein Jahrestag ist. So war's auch mit Frau von Beltow. Der Gedanke

an die Trennung, an das Ausbleiben der Briefe wurde ihr schmerzlicher, drückender, als sich mit ihm der Gedanke paarte, daß Wladimir nicht kommen würde ihr zu gratuliren, daß er vielleicht auch dort die Gratulation vergesse. Sie versank in trübes Sinnen: es schwebte ihrer Phantasie vor, wie sie vor funfzehn Jahren an ihrem Namenstage den ganzen Saal mit Blumen geschmückt fand, wie Wladimir sie nicht hineinließ und sie täuschte, wie sie das errieth, aber sich nicht merken ließ, wie Mr. Joseph dem Wladimir eifrig Kränze winden half — dann dachte sie sich Wladimir in Montpellier krank, in den Händen eines habsüchtigen Gastwirths... und nun fürchtete sie sich, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen, und suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß vielleicht Mr. Joseph ihm dort begegnet und bei ihm geblieben sei. Er ist so zärtlich, so gut, er liebt Wladimir so sehr, er wird ihn pflegen, wird die Verordnungen des Arztes streng erfüllen, wird auf ihn Acht haben, wenn er schläft. Aber wie käme Joseph nach Montpellier? Warum denn nicht? Wladimir konnte ihm, als seinem Freunde, geschrieben haben . . . allein. . . . Und wieder wurde es ihr unerträglich schwer um's Herz, und eine Reihe düsterer Bilder, mit heitern Erinnerungen durchschlungen, zog die ganze Nacht durch ihre Seele. Am andern Tage wurde Frau von Beltow vielfach in Anspruch genommen und, so weit es möglich war, abgezogen. Vom frühen Morgen an füllte die Aristokratie Bälo-Pole's den Vorsaal; vornan stand der Bauernälteste im blauen Kaftan, und hielt auf einer ungeheuren Schüssel eine Brezel von riesiger Größe, die er durch einen Dorfwächter aus der Kreisstadt hatte holen lassen: der durchdringende Oelgeruch dieser Brezel sicherte ihre Unantastbarkeit; rings herum, am Rande der Schüssel, lagen Apfelsinen und Hühnereier. Zwischen den schönen und imposanten Köpfen unserer bärtigen Bauern fiel blos der Gerichtshalter durch seine abstechende Tracht und

sein Aussehen auf. Er hatte sich nicht allein rasirt, sondern stellenweise sogar geschnitten: denn seine Hand hatte (ich weiß nicht, ob vom vielen Schreiben, oder weil er keinen schönen ländlichen Morgen begrüßte, ohne in der Schenke ein paar Gläschen geleert zu haben) die seltsame Gewohnheit zu zittern, was ihm beim Tabakschnupfen und Rasiren sehr hinderlich war; er trug einen langen blauen Rock, Plüschbeinkleider und hohe Stiefel, und erinnerte an ein bekanntes Thier Australiens, den Ornithorhinchus, in welchem Vierfüßler, Vogel und Amphibie widerwärtig vereinigt sind. Im Hofe blökte ein junges Kalb kläglich: das war die Hekatombe, welche die Bauern ebenfalls ihrer Herrin zum Namenstage darbrachten. Frau von Beltow konnte bei solchen Feierlichkeiten nicht mit der gehörigen Würde auftreten; das wußte sie selbst, und war daher in solchen Fällen immer verlegen. Es wurde Kirche gehalten, und um diese Zeit kam der Artilleriehauptmann. Diesmal erschien er nicht als Jurisconsultus, sondern in seiner frühern kriegerischen Gestalt. Als Frau von Beltow aus der Kirche nach Hause kam, wurde sie von einem Gekrach recht erschreckt. Der Nachbar hatte in seiner Kibitka einen kleinen Böller mitgebracht, und ließ denselben zum Freudenzeichen abfeuern. Der Hühnerhund, der zufällig dabei war, das dumme Thier, konnte durchaus nicht begreifen, daß man auch ohne Jagdzweck schießen könne, und quälte sich ganz ab, um einen Hasen oder ein Rebhuhn aufzuspüren. Zu Hause ließ Frau von Beltow einen Imbiß reichen — da erscholl plötzlich ein helles Glöcklein, und ein ausgezeichnetes Dreigespann von Postpferden flog über die Brücke, verschwand hinter dem Berg, und erschien nach einigen Minuten in der Nähe. Der Postillon lenkte gerade auf das Herrenhaus zu, und so rasch er heranfuhr, wußte er doch meisterhaft die Pferde an der Hausthür anzuhalten. Selbst der alte Postmeister (er war es, der aus dem Wagen

stieg) konnte sich nicht enthalten dem Postillon zu sagen: „Ei, ei, Bogdaschka, bist ein Mordkerl, ein wahrer Mordkerl, man muß Dich loben.“ Bogdaschka war wie man sich denken kann, über das Compliment des Postmeisters hocherfreut, blinzelte mit einem Auge, und sagte, den Hut zurechtsetzend: „Wenn ich um Ew. Wohlgeboren mir keine Mühe gäbe, so wär' ich doch nichtswürdig genug.“

Mit einer feierlich geheimnißvollen Miene, mit einer in jedem seiner Züge sich verrathenden Selbstzufriedenheit trat der Postmeister ins Gastzimmer und küßte der gnädigen Frau die Hand.

„Ich habe die Ehre, Mütterchen Sophia Alexewna, Ihnen zu dem hochfeierlichen Tage Ihres Engels zu gratuliren, und wünsche Ihnen Heil und Glück. Guten Tag Spiridon Wassiljewitsch (damit wandte er sich an den Hauptmann).“

„Gehorsamer Diener Wassili Loginowitsch,“ entgegnete der Artillerist.

Wassili Loginowitsch fuhr fort: „Ich habe mir die Freiheit genommen, Ihnen zu Ihrem Feste ein kleines Geschenk mitzubringen. Nehmen Sie fürlieb, ich gebe, was ich habe. Das Geschenk kostet nicht viel, im Ganzen etwas über einen Rubel Porto. Da haben Sie zwei Briefe von Wladimir Petrowitsch. Der eine, glaube ich, aus Montpellier, der andere aus Genf, nach dem Stempel zu schließen. Verzeihen Sie Mütterchen, ich bin ein rechter Sünder: den ersten Brief habe ich ein paar Wochen zurückgehalten, den zweiten fünf Tage, ich hob sie für den heutigen Tag auf. Wahrhaftig, dacht' ich mir, ich will Sophia Alexewna an ihrem Namenstage recht überraschen, ich muß ihr eine rechte Freude machen.“

Sophia Alexewna hörte den Postmeister nicht mehr, nachdem er ihr die Briefe überreicht. Mit zitternder Hand öffnete sie dieselben, wollte sie auf der Stelle lesen, erhob sich jedoch und trat hinaus.

Der Postmeister war sehr zufrieden, daß er Frau von Beltow erst durch Kummer, und dann durch Freude fast umgebracht. Er rieb sich so gutherzig die Hände, genoß so innig den Erfolg seiner Ueberraschung, daß kein Mensch hart genug hätte sein können, ihm für diesen Streich ernstliche Vorwürfe zu machen, und ihn nicht zum Imbiß einzuladen. Letzteres that diesmal der Nachbar. „Ja, Wassili Loginowitsch," sagte er, „Sie haben's recht getroffen mit dem Brief, Sie verdienen alles Lob: aber wissen Sie was, während Sophia Alexewna sich mit den Briefen unterhält, könnten wir immerhin etwas zu uns nehmen: ich stehe sehr früh auf."

Sie nahmen etwas zu sich.

Der eine Brief war von der Reise, der andere aus Genf. Letzterer schloß mit folgenden Worten:

„Diese Begegnung, liebe Mutter, diese Unterredung hat mich tief erschüttert — und wie gesagt, ich bin entschlossen, nach Rußland zurückzukehren und mich bei den Wahlen um ein Amt zu bewerben. Morgen reise ich von hier ab; einen Monat werde ich am Rhein zubringen, und von da gehe ich direct nach Tauroggen, ohne mich irgendwo aufzuhalten. Ich habe Deutschland herzlich satt. In Petersburg, in Moskau werde ich nur einige Freunde besuchen, und eile dann gleich zu Ihnen, meine geliebte Mutter, zu Ihnen — nach Bälo-Pole."

— „Dunja, Dunja, gib schnell den Kalender her! Ach, mein Gott, wo suchst Du ihn denn? Dummes Mädchen, da liegt er ja!" Und Frau von Beltow griff selbst nach dem Kalender, und begann nachzuzählen, zu berechnen, vom neuen Styl in den alten, vom alten in den neuen zu übertragen — dabei sann sie schon, wie sie das Zimmer des Sohnes einrichte.... Nichts vergaß sie außer — ihre Gäste. Diese aber dachten zum Glück selbst an sich und leerten das zweite Gläschen.

Sechstes Capitel.

Die ersten Tage in N.

Die Leser wissen schon, welche mächtige und dauernde Sensation Beltow unter den ehrbaren Bewohnern der Stadt N. erregte; ich will nun auch erzählen, welchen Eindruck diese auf den ehrenwerthen Beltow machte. — Er stieg im Gasthofe „Keresberg" ab; ein Name, welchen derselbe nicht sowol zur Unterscheidung von andern Gasthöfen erhielt, da es keinen andern in der Stadt gab, als vielmehr einer Stadt zu Ehren, die niemals existirte. An diesen Gasthof knüpfte sich die Hoffnung und die Verzweiflung aller niedern Civilbeamten in N.: er war ihr Trost im Unglück und der Ort ihres Jubels im Glück. Rechts vom Eingange stand immer auf einem und demselben Flecke der leidenschaftslose Wirth hinter dem Pult, und vor ihm sein breitbärtiger Geschäftsführer in weißer Blouse. In dieses Pult floß am Ersten jedes Monats mehr als die Hälfte des Gehalts, welchen sämmtliche Gerichtsschreiber, deren Gehilfen und Untergehilfen bekamen. Die Secretaire verzehrten selten Etwas, wenigstens nicht auf eigene Rechnung. (Vom Secretariat an vereinigen unsere Beamten mit der Leidenschaft Geld einzunehmen auch die Leidenschaft zu sparen — sie werden conservativ.) Der Wirth griff mit ernster und wichtiger Miene nach dem Rechenbret; das verdammte Pult hob seinen Deckel in die Höhe, verschlang Cassenscheine und Silberrubel, und warf statt dessen Kleingeld, Fünfrubelstücke und Kopeken aus, darauf klang das Schloß und das Geld war verschwunden. Nur in einem Falle blieb das Pult regungslos, wenn sich nämlich dessen verhängnißvollem Gitter der Kreiscommissair Jacob Potapitsch näherte, es versteht sich, um seine Schuld zu bezahlen.... Bisweilen fanden sich auch

Räthe im Gasthof ein, um Billard zu spielen, Punsch zu trinken, zwei bis drei Fläschchen aufzupfropfen, mit einem Worte, sich ohne Wissen ihrer Ehehälfte ein Junggesellenvergnügen zu bereiten. (Ledige Räthe gibt es nicht, so wenig wie verheirathete Abbés.) Damit es ja ihre Gattinnen nicht erführen, erzählten sie ein paar Wochen hindurch rechts und links, wie sie gezecht. Bei dem Erscheinen solcher Würdenträger versteckten die niedern Beamten ihre Pfeifen, doch so, daß es zu sehen war (denn es kam nicht sowol darauf an, die Pfeifen zu verstecken, als die pflichtschuldige Hochachtung zu erweisen) und entfernten sich mit tiefer Verbeugung, wobei sie mimisch große Verlegenheit ausdrückten, in die andern Zimmer. Sie beendeten nicht einmal die Partie auf dem Billard — auf dem Billard, auf welchem der Cornet Drägalow in den Stunden, die er dem Kartenspiel abmüßigte, mit seinen überraschend kühnen Bällen und merkwürdigen Stößen alle Welt in Erstaunen setzte.

Der Gasthalter, ein reichgewordener Bauer aus einem benachbarten Dorfe, wußte, wer Beltow war, und welches Vermögen derselbe besaß: er beschloß daher gleich, ihm eins der besten Zimmer im Gasthof zu geben, ein Zimmer, das nur Personen von Bedeutung, Generalen, Monopolisten eingeräumt wurde. Sonach zeigte er ihm erst andere Zimmer. Das waren aber so finstere und häßliche, daß, als der Wirth Beltow nun in das Zimmer führte, welches er ihm zugedacht, dieser trotz der Bemerkung, es sei ein Durchgangszimmer, dem Manne lebhaft zuredete, es ihm doch zu überlassen. Der Wirth ließ sich denn auch von dessen Beredtsamkeit rühren und kam nicht zu kurz dabei. Seine Freundlichkeit gegen Beltow verdoppelte er durch eine Grobheit gegen die andern Gäste. Das Zimmer war wirklich ein Durchgangszimmer: indem die Thüre geschlossen wurde, war die einzige anständige Verbindung zwischen dem Saale und dem Billardzimmer abgeschnitten, so daß Alle, die in dieses

gelangen wollten, durch die Küche gehen mußten. Ein großer Theil der Besucher unterwarf sich schweigend dieser Prüfung, wie sie sich allen andern Prüfungen unterwarfen, mit denen es dem Schicksal gefiel sie heimzusuchen. Doch fanden sich auch solche, die laut gegen diese grobe Rücksichtslosigkeit des Gasthalters ihre Stimme erhoben. Ein Assessor, der vor zehn Jahren im Militair gedient, war im Begriffe, einen Billardstock am Rücken des Wirths zu zerbrechen, er war dermaßen beleidigt, daß er seine energischen Exclamationen in folgender logischer Weise schloß: „Ich bin auch Edelmann; wenn er's irgend einem General überlassen hätte — hol' ihn der Teufel, dann wollt' ich noch nichts sagen: aber seht nnr, so 'nem Gelbschnabel, der aus Paris gekommen! Wenn ich fragen darf, worin steh' ich ihm nach? Ich bin auch Edelmann, der Aelteste in meiner Familie, habe die Medaille von 1812 ...." „Laß gut sein, Du Brausekopf," sagte ihm der Cornet Drägalow, der seine Absichten auf Beltow hatte.

Wie dem nun auch sein mochte, der Wirth schwieg, wich scherzend aus, und mit der apathischen Festigkeit, mit der gefälligen Unbeugsamkeit eines russischen Kaufmanns that er, was er wollte. Das Zimmer, durch dessen Erlangung Beltow den kitzligen point d'honneur so Vieler verletzte, konnte übrigens nur nach den vier greulichen Stuben gefallen, mit welchen der Wirth schlau genug seinen Gast abgeschreckt: denn eigentlich war es schmuzig, unbequem, und von Zeit zu Zeit erfüllte es ein Geruch schmorenden Fettes, der, mit der beständigen Tabaksatmosphäre verbunden, selbst einem Eskimos, welchem faule Fische eine Delikatesse sind, Uebelkeit erregen konnte.

Der erste Wirrwarr der Ankunft legte sich. Koffer, Reisesack, Schatulle wurden aus dem Wagen herbeigebracht, und unter all den schweren Sachen erschien Gregor Jermolaitsch, Beltow's Kammerdiener, mit dem Rest der

Reisevorräthe — einem Tabaksbeutel, einer halb geleerten Flasche Bordeaux und den Ueberbleibseln einer gebratenen Truthenne. Nachdem der Kammerdiener Alles, was er gebracht, auf Tische und Stühle hingelegt, begab er sich ins Buffet, einen Schnaps zu nehmen und versicherte dem Kellner, daß er sich in Paris gewöhnt habe, nach Beendigung jeder Arbeit ein großes Glas zu trinken. (In Rußland fängt man jede Arbeit damit an.) Eine Menge Neugieriger, welche die nähern Verhältnisse des Angekommenen aus der Quelle zu erfahren wünschten, umschwärmte ihn gleich, aber man muß sagen, der Kammerdiener gab nicht viel von sich und behandelte die Leute etwas vornehm. Er hatte einige Jahre im Auslande gelebt und war sich dieses Vorzugs stolz bewußt. — Beltow war unterdessen allein. Nachdem er eine Weile auf dem Divan gesessen, trat er ans Fenster, aus welchem man die halbe Stadt übersehen konnte. Die schöne Ansicht, die sich ihm bot, war die allgemeine, uniformirte jeder Provinzialstadt. Ein schlechtangestrichener Wartthurm, mit dem beweglichen Polizeisoldaten oben, fiel ihm zuerst in die Augen. Die Domkirche von alter Bauart ragte hinter dem langen gelben Amtsgebäude hervor, das in dem wohlbekannten Style gebaut war; dann zwei drei Pfarrkirchen, deren jede einige Epochen der Architektur darstellte — die altbyzantinischen Mauern waren mit griechischem Portal oder mit gothischen Fenstern geschmückt oder mit beiden zugleich. Ferner das Haus des Gouverneurs, die Vorhalle mit zwei, drei bärtigen Supplikanten staffirt. Zuletzt die Häuser der Einwohner, ganz in der Art, wie in allen unsern Städten, mit schwindsüchtigen, dicht an die Wand geklebten Säulen, mit einem Halbgeschoß, das wegen der großen italienischen Fenster im Winter nicht zu bewohnen war, mit einem verräucherten Flügel für die Dienerschaft und einem Stalle für die Pferde. Diese Häuser bezeichneten, wie es in Rußland Sitte ist, die galanten Männer als

Eigenthum der Frauen. Etwas seitwärts zogen sich die Kaufhallen hin, von außen weiß, innerlich dunkel, ewig feucht und kalt: da war Alles zu haben, Kattun, Flor, Piqué — nur nicht das, was man gerade brauchte. Von diesem Bilde, das sich vor seinen Augen entfaltete, ein wenig gerührt, brannte Beltow eine Cigarre an und setzte sich ans Fenster. Draußen war Thauwetter — Thauwetter hat immer Aehnlichkeit mit dem Frühling: das Wasser tropfte von den Dächern; über die Straßen lief der zerronnene Schnee in Bächen. Man glaubte fast zu empfinden, daß die Natur nach abgeworfener Eisdecke schon wieder auflebe; aber so etwas empfand auch nur ein Neuling, der vergeblicher Weise in den ersten Tagen des Februar Frühling in N. zu sehen hoffte. Die Straße wußte wohl, daß schon wieder Frost und Stöberwetter kommen, und daß bis zum 27. Mai kein grünes Blatt zu erblicken sein würde. Sie freute sich nicht; eine schläfrige Unthätigkeit herrschte auf ihr. Zwei, drei schmuzige Weiber saßen an den Mauern der Kaufhalle mit Birnen und anderm getrockneten Obst; da ihnen die Finger nicht froren, benutzten sie die Gelegenheit, Strümpfe zu stricken, und sprachen selten miteinander; sie zählten die Maschen, stocherten sich die Zähne mit Schwefelhölzchen, seufzten und gähnten, wobei sie über den Mund ein Zeichen des Kreuzes machten. Nicht weit von ihnen saß ein alter Verkäufer, ein Siebziger mit grauem Bart, in hoher Zobelmütze auf einem Feldstuhl und schlief sanft. Dann und wann liefen die Handlungsdiener aus einem Laden in den andern; mehrere schlossen bereits. Niemand schien Etwas zu kaufen, es ging fast Niemand über die Straße. Doch es kam allerdings ein Polizeioffizier vorbei, in seinen Pelzmantel gehüllt, raschen Schrittes, mit besorgter Miene und einer Papierrolle in der Hand. Die Ladendiener zogen ehrerbietig den Hut, der Polizeioffizier aber beachtete sie nicht. Dann kam noch eine Kutsche von sonderbarer Gestalt vorbei; sie

glich einem Kürbis, aus welchem genau der vierte Theil herausgeschnitten ist. Diesen Kürbis zogen vier abgetriebene Pferde; der Haiduck als Vorreiter und der graubärtige dürre Kutscher waren in grobes Tuch gekleidet, und hinten wackelte der Lackai in grünem galonnirtem Mantel. In dem Kürbis saß ein anderer Kürbis, ein braver, dicker Familienvater und Gutsbesitzer, dessen Nase und Wangen mit einer eigenthümlichen Musterkarte von blauen Adern gezeichnet waren; neben ihm seine unzertrennliche Lebensgefährtin, die nicht sowol einem Kürbis ähnelte, als vielmehr einer Pfefferschote. Sie stak in einer seidenen Hütte, die einen Hut vorstellte. Beiden gegenüber ein angenehmer Strauß dreier Dorfgrazien, wahrscheinlich die süße Hoffnung Mama's und Papa's, aber wol auch der Gegenstand ihrer zärtlichsten Besorgniß. Auch dieser bewegliche Küchengarten war vorüber, und abermals trat Stille ein. Da erscholl aus einem Quergäßchen ein lustiges russisches Volkslied und gleich darauf erschienen drei Bursche auf der Straße in kurzen rothen Hemden, mit geputzten Hüten, mit athletischen Körperformen und jener Keckheit auf dem Gesichte, die wir Alle kennen. Sie gingen Arm in Arm; der Eine trug eine Balalaika, doch nicht um Musik zu machen: er konnte die Füße kaum zurückhalten, so sehr, man sah es an der Bewegung seiner Schultern, hatte er Lust zu tanzen. Was hinderte ihn denn? Das war so. Ein Polizeidiener erschien plötzlich wie aus dem Boden gewachsen: er trat aus der Kaufhalle hervor, mit einem Stock in der Hand — und das Lied, welches auf einen Augenblick die langweilige Stille unterbrochen hatte, stockte im Nu, worauf sich der ehrenwerthe Wächter der Stille stolz wieder in die Halle begab, wie eine Spinne sich in die dunkle Ecke zurückzieht, wenn sie am Fliegenhirn sich sattgefressen. Nun wurde es noch stiller; es fing an dunkel zu werden. Beltow sah hin, und fühlte sich schrecklich beklommen; es lag ihm centnerschwer auf

der Brust, er hatte offenbar nicht Luft genug zum Athmen, vielleicht durch den Fettgeruch und Tabaksdunst, der aus der untern Etage hereindrang. Er griff nach seiner Mütze, zog den Paletot an, verschloß die Thür und trat hinaus auf die Straße.

Die Stadt war nicht groß, und bald von einem Ende zum andern durchmessen. Ueberall dieselbe Oede. Freilich begegneten ihm auch jetzt wieder einige Menschen: eine erschöpfte Magd klomm mit einer Trage auf der Schulter den Berg hinan; sie ging barfuß über das Glatteis und blieb oft athemlos vor Ermattung stehen; ein starker Mann von freundlichem Aeußern saß im Hausrock an der Thür und sah ihr ruhig zu. Noch begegneten ihm angetrunkene Schreiber oder ein dicker Rath — und Alles war so schmuzig, so schlecht gekleidet, nicht aus Armuth, sondern aus Unreinlichkeit. Alles ging so prätentiös und affectirt einher; der Titularrath schritt so würdevoll, als sei er römischer Senator, und der Collegienregistrator, als sei er Titularrath. Auch der Polizeimeister kam im Schlitten vorbei; mit höchster Grazie grüßte er die Räthe, und wies sorgenvoll auf ein Papier, das er an die Brust gesteckt: das bedeutete, daß er mit dem Tagesrapport zu Sr. Excellenz fuhr. Endlich kamen noch zwei dicke Kaufmannsfrauen des Weges: die Köchin, die hinter ihnen herging, trug einen Korb und Badebesen. Ihre rothen Wangen zeigten, daß sie die Besen nicht umsonst mitgenommen hatten. Weiter begegnete Beltow Niemanden.

Was bedeutet diese Stille, dachte er: tiefe Gedanken oder tiefe Gedankenlosigkeit? Trauer oder nichts als Faulheit? Ich begreife es nicht. Und warum ist mir diese Stille so drückend, daß ich gleich fort möchte, warum preßt sie mir das Herz ab? Ich liebe sonst die Stille. Die Stille auf der See, im Wald, ja selbst auf dem Felde, auf der weiten Ebene erfüllt mich mit einer eigenen poetischen Andacht, und ich versenke mich so gern in sie.

Hier ist es anders. In jener Stille ist Schrankenlosigkeit, hier ist Alles drückend, eng, klein, ringsum elende Gebäude . . . ja, wenn es nur Ruinen wären, aber so aufgeputzt, so frisch geweißt.... Und wo sind denn die Bewohner? Ist diese Stadt etwa gestern mit Sturm erobert worden, oder hat die Pest sie heimgesucht? Mit nichten! Die Bewohner sind zu Hause, die Bewohner ruhen aus; aber wann haben sie denn gearbeitet? . . . Da versetzte sich Beltow unwillkürlich in die geräuschvollen, volkbelebten Straßen anderer Städtchen, die nicht so patriarchalisch und dem Getriebe der Welt mehr zugeneigt waren. Er empfand jenes unbehagliche Gefühl, das in der Regel jeden falschen Schritt im Leben begleitet, besonders, wenn wir dessen inne werden, und begab sich traurig nach Hause. Als er an den Gasthof kam, erscholl dumpfhallendes Läuten vom Kloster in der Nähe der Stadt; dieser Klang erinnerte Wladimir an eine längst vergangene Zeit — er ging demselben eine Weile nach, plötzlich aber lächelte er, schüttelte den Kopf, und eilte raschen Schrittes nach seiner Wohnung.

Armes Opfer eines zweifelvollen Jahrhunderts, nicht in N. wirst du Ruhe finden!

Nach einigen Tagen, welche Beltow im gründlichen Lesen und Durchstudiren der Verordnungen über die Adelswahlen zubrachte, ging er, mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet, die nothwendigsten Besuche zu machen. Drei Stunden später kam er mit heftigem Kopfweh, sichtlich verstört und ermüdet nach Hause, verlangte Pfeffermünzthee, und befeuchtete sich den Kopf mit Eau de Cologne. Das brachte seine Gedanken einigermaßen wieder in Ordnung, und allein auf dem Sopha liegend runzelte er bald die Stirn, bald lachte er fast auf — er wiederholte sich nämlich im Geiste Alles, was er gesehen. Er war im Antichambre des Gouverneurs, wo er einige Minuten sehr angenehm mit einem Gendarm, zwei Kaufleuten erster Gilde und zwei Lackaien zugebracht, welche alle

Eintretenden und Fortgehenden in höchst origineller Weise grüßten: sie sagten z. B. „wir gratuliren zu den verflossenen Feiertagen," wobei sie stolz wie Briten die Hand hinreichten, jene Hand, die das Glück hatte, dem General täglich in den Wagen zu helfen. Er war im Salon des Adelsmarschalls, wo ihm der ehrenwerthe Repräsentant des glänzenden Adels von N. versichert hatte, man könne die Civilformen nirgends so gut erlernen, als im Kriegsdienst: denn dieser verleihe dem Menschen das Hauptsächlichste, und es verstehe sich von selbst, daß, wenn man das Hauptsächlichste habe, alles Andere leicht zu erwerben sei; er hatte schließlich Beltow gestanden, daß er ein wahrer Patriot sei, in seinem Dorfe eine steinerne Kirche bauen lasse, und jene Edelleute nicht leiden könne, die statt in der Cavallerie zu dienen und sich mit ihren Gütern zu befassen, Karten spielen, Französinnen unterhalten und nach Paris reisen: alles Das sollte eine Art Stichelei auf Beltow sein. Die ganze Reihe Personen, die Beltow gesehen, wollte ihm nicht aus dem Sinne. Bald schwebte ihm der Gouvernementsprocurator vor, der in wenigen Minuten Zeit gehabt hatte, ihm sechs Mal zu sagen: „Sie sind selbst ein Mann von Bildung, Sie werden begreifen, daß der Gouverneur für mich eine Nebenperson ist. Ich wende mich direct an den Justizminister: der Justizminister, das ist der Generalprocurator. Wenn der Gouverneur gut ist, so thu' ich ihm auch Alles zu Liebe, was ich kann — vidi, vidi, vidi, abgemacht; ist er's nicht, so begegne ich ihm zwar mit voller Hochachtung, wie es seinem Range gebührt, weiter aber thu' ich Nichts, zwingen lass' ich mich nicht, ich bin nicht etwa ein Kanzleirath," und dabei holte der gute Mann jedesmal aus seiner silbernen Dose eine Prise Tabak, der äußerlich dem französischen frappant ähnlich war, sich aber durch häßlichen Geruch von demselben unterschied. Bald sah Beltow den Vorsitzenden des Civiltribunals, einen

langen, hagern, schmuzigen Mann, einen Geizhals, der durch Unsauberkeit seine Uneigennützigkeit beweisen wollte. Bald sah er den General Kräschtschow, umgeben von zwei abgesetzten Kreisrichtern, von armen Landedelleuten, Hühnerhunden, Hundewärtern, einem zahlreichen Hausgesinde, drei Nichten und zwei Schwestern. Er hörte im Geiste den General noch ebenso laut schreien, wie in dessen Hause, wo derselbe den Burschen aus dem Vorsaal hereinpfiff, und mit größter Menschenfreundlichkeit seinen Hühnerhund behandelte. Dann schwebte ihm der uns wohlbekannte Präsident des Criminalgerichts vor, Anton Antonowitsch in seinem froschfarbenen Schlafrock und der ihm befreundete Rath mit dem Annenorden. Nach und nach trat in Beltow's Gedanken diese ehrenwerthe Gesellschaft in den Hintergrund, und Alles floß in die phantastische Gestalt eines kolossalen Beamten zusammen: der runzelte die Stirn, war einsilbig, nachgebend, wehrte sich aber auch seiner Haut. Beltow sah, daß dieser Goliath nicht zu besiegen sei, daß ihn nicht allein keine gewöhnliche Schleuder zu Boden würfe, sondern auch nicht der Granitblock, auf welchem das Monument Peter's I. ruht.

Seit seiner Reise ins Ausland hatte Beltow in Ideen und Leidenschaften, in fortwährender Aufregung des Geistes und des Herzens gelebt. Leuten aber, in denen irgend ein mächtiger Gedanke sich regt, geht das Leben nicht umsonst hin: freilich merkt man's kaum, Alles scheint ganz gewöhnlich, heute ist wie gestern — doch sieht man sich plötzlich um, so gewahrt man mit Staunen, daß man eine furchtbar weite Strecke zurückgelegt, daß man unendlich viel gewonnen und verlebt. So war es mit Beltow; auch er hatte unendlich viel durchlebt, aber noch nicht Halt gemacht. Zum zweiten Male kam er nun mit der Wirklichkeit in Berührung, unter denselben Bedingungen wie damals in der Kanzlei — und von neuem erschrak er vor ihr. Es fehlte ihm an

jenem praktischen Sinne, welcher den Menschen die Ereignisse des Lebens im Zusammenhange fassen lehrt, er hatte zu wenig Gemeinschaft mit der ihn umgebenden Welt. Das war erklärlich. Joseph hatte ihn zu einem Menschen im Allgemeinen gebildet, wie Rousseau den Emil. Die Universität entwickelte diese allgemeine Bildung weiter; ihn umgab ein Freundekreis von fünf bis sechs Jünglingen, voller Träumereien, voller Hoffnungen, die um so größer waren, als sie das Leben außerhalb des Auditoriums nicht kannten. Dies alles erhielt Beltow immer mehr in einer Ideenwelt, die seiner Lebenssphäre fremd und fern war. Endlich schlossen sich die Pforten der Schule, und der Freundekreis, den er einen ewigen und bis ans Grab dauernden gewähnt, erblich immer mehr und blieb nur in der Erinnerung zurück, oder tauchte bei zufälligen unerwünschten Begegnungen auf, oder beim Glas Wein. Andere Pforten öffneten sich ein wenig geräuschvoll: Beltow trat ein, und sah sich in einer Gegend die ihm völlig unbekannt, die ihm so fremd war, daß er sich in Nichts finden konnte. Nach keiner Seite hin sympathisirte er mit dem um ihn wogenden Leben. Es ging ihm die Fähigkeit ab, ein tüchtiger Gutsbesitzer, ein ausgezeichneter Offizier, ein eifriger Beamter zu werden, und nächstdem blieb ihm in der wirklichen Welt nur die Stellung der Müßiggänger, der Spieler und der Zechbrüderschaft. Zum Lobe unsers Helden müssen wir gestehen, daß er für die letztere Klasse weit mehr Sympathie hatte, als für die erstern. Aber auch da konnte er sich nicht gehen lassen: sein Geist war zu sehr entwickelt und die Ausschweifungen dieser Herren zu schmuzig, zu roh. Nachdem er es mit der Medicin und der Malerei versucht, ein wenig gepraßt und gespielt, reiste er ins Ausland. Eigentliche Beschäftigung, wie man sich denken kann, fand er auch da nicht; er beschäftigte sich systemlos mit Allem in der Welt. Die deutschen Specialisten bewunderten in ihm die Vielseitig-

keit des russischen Geistes, die Franzosen seinen Tiefsinn; aber während die Deutschen und Franzosen sehr viel förderten, machte er Nichts, verschwendete er seine Zeit, schoß nach der Scheibe, saß bis spät in die Nacht in Restaurationen, oder gab Leib und Seele und Börse irgend einer Lorette hin. Ein solches Leben mußte endlich ein krankhaftes Bedürfniß nach Thätigkeit herbeiführen. Obgleich bei scheinbarem Müßiggang in Beltow fortwährend Ideen und Leidenschaften arbeiteten, so blieb ihm doch von seiner Jugend der Mangel an praktischem Sinn in allen Lebensverhältnissen. Das war der Grund, daß Beltow im Drange nach irgend einer Thätigkeit fürs Erste den schönen und löblichen Vorsatz faßte, sich bei den Adelswahlen um ein Amt zu bewerben, und darum verwunderte er sich nicht blos, als er die Leute sah, die er seit seiner Geburt kennen mußte, oder nach denen er sich hätte erkundigen sollen, bevor er in so nahe Beziehungen zu ihnen trat, sondern er ließ sich von ihrer Sprache, ihren Manieren, ihrer Denkweise dermaßen verblüffen, daß er ohne Kampf, ohne Ueberwindung bereit war, ein Vorhaben aufzugeben, welches ihn mehre Monate hindurch beschäftigt hatte. Glücklich Derjenige, der Begonnenes fortsetzt, der eine Thätigkeit überkommt: er gewöhnt sich früh daran und verliert nicht die Hälfte seines Lebens in der Wahl eines Berufs; er concentrirt sich, beschränkt sich, um nicht auseinanderzufließen, und wird productiv. Wir Russen aber fangen zumeist von vorn an; wir erben von unsern Vätern nur das bewegliche und unbewegliche Vermögen, und wissen auch das schlecht zu erhalten. Darum wollen wir größtentheils Nichts thun, und thun wir Etwas, so verschwärmen wir uns ins Weite, überall hin, kommen aber nirgends ans Ziel. Das ist unsere vielseitige Unthätigkeit, unsere thätige Faulheit. Beltow gehörte ganz und gar zu solchen Leuten; er war nicht mündig trotz der Reife seiner Gedanken, mit einem Worte, im dreißigsten

Lebensjahre bereitete er sich noch immer wie ein sechzehnjähriger Jüngling zum Leben vor, und bemerkte nicht, daß die offene Thür, der er näher und näher rückte, nicht die war, zu welcher die Gladiatoren hereinkommen, sondern jene, durch die man deren Leichen hinausträgt. Allerdings, werdet Ihr sagen, ist Beltow an Vielem schuld. Ich bin ganz derselben Meinung: Andere dagegen glauben, daß manche Schuld besser ist, als alles Recht. So verkehrt ist Alles in der Welt.

Noch war kein Monat seit Beltow's Niederlassung in N. vergangen, und schon hatte er sich den Haß des ganzen Adelszirkels zugezogen, was übrigens die Beamten ihrerseits nicht hinderte, ihn auch zu hassen. Unter seinen Feinden gab es Viele, die ihn nicht einmal von Ansehen kannten, und unter denen, die ihn gesehen, Viele, die in gar keine Berührung mit ihm kamen. Bei solchen war es ein ganz lauterer, uneigennütziger Haß. Allein auch die uneigennützigsten Gefühle haben irgend eine Ursache, und die Ursache dieser feindseligen Gesinnung gegen Beltow ist nicht schwer zu errathen. Die Edelleute und Beamten bildeten ihre eigenen, mehr oder weniger geschlossenen, aber intimen und verwandtschaftlichen Zirkel. Sie hatten ihre eigenen Interessen, ihre Streitigkeiten, ihre Parteiungen, ihre öffentliche Meinung, ihre eigenen Gewohnheiten, die übrigens allen Provinzialedelleuten und Provinzialbeamten im ganzen Reiche gemein sind. Käme aus der Stadt R. ein Rath nach der Stadt N., so wäre er in einer Woche ein vielbeschäftigter und geachteter Genosse und College; käme unser verehrter Freund, Gogol's Tschitschikow her, so würde der Polizeimeister auch ihm zu Ehren einen Schmaus veranstalten, man würde ihn auch hier umtanzen und ihn Herzchen nennen — so klar würden die Leute ihre Verwandtschaft mit Tschitschikow begreifen. Aber Beltow, ein Mann, welcher den Abschied genommen, als er noch vierzehn Jahre und sechs Monate zu dienen hatte,

um das erste Dienstzeichen zu erhalten, wie jener Assistent treffend bemerkte, Beltow, der alles Das liebte, was diese Herren nicht leiden können, der schädliche Bücher las, während sie mit dem nützlichen Kartenspiel sich beschäftigten, dieser rastlose Wanderer durch Europa, ein Fremdling in der Heimat, ein Fremdling in der Fremde, ein Aristokrat in seinen Manieren und seiuer Ueberzeugung nach ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts — wie konnte ihn die Gesellschaft einer Provinzialstadt aufnehmen! Er konnte weder in ihre, noch sie in seine Interessen eingehen, und sie haßten ihn, weil ihr Gefühl ihnen sagte, daß Beltow eine Protestation, eine Anklage gegen ihr Leben, ein Widerspruch gegen die ganze Ordnung desselben war. Zu alle dem kam noch eine Menge wichtiger Umstände. Er machte wenig Besuche, er machte sie spät, er erschien des Morgens überall im Rock, er sagte dem Gouverneur seltener als Andere „Excellenz", und den Marschall, einen verabschiedeten Dragoner-Rottmeister, titulirte er gar nicht, ungeachtet derselbe, seiner Stellung nach, eine Excellenz war. Seinen Kammerdiener behandelte er so artig, daß es jeden Fremden verletzte; mit Damen sprach er wie mit Menschen, und äußerte sich überhaupt „zu frei". Hierzu rechne man, daß er es mit der untern Schicht der Bureaukratie schon am ersten Tage seiner Ankunft wegen des Durchgangszimmers verdorben hatte. Indessen war der Haß gegen Beltow artig genug, nur hinter seinem Rücken sich gehen zu lassen: in Gegenwart seines Opfers aber umgab er dasselbe mit einer so plumpen, rohen Aufmerksamkeit, daß man es für pure Liebe hätte nehmen können. Jeder suchte den Fremden zu sich ins Haus zu ziehen, um mit seiner Bekanntschaft zu prahlen, um das Recht zu erwerben, in einer Unterhaltung zehn Mal einfließen zu lassen: „Als neulich Beltow bei mir war . . . wir sind . . ." was denn üblicherweise mit einer harmlosen Verleum-

dung schloß. Die guten Bewohner N.'s hatten alle Maßregeln ergriffen, Beltow bei den Wahlen durchfallen zu lassen, oder ihm ein Amt zu übertragen, das Keiner freiwillig übernimmt. Anfangs bemerkte er weder den Haß, den er sich zugezogen, noch diese parlamentarischen Intriguen; später wurde er's inne, und beschloß selbstverleugnend die Sache bis ans Ende zu verfolgen.... Doch erschreckt nur nicht, aus mir wohlbekannten Gründen, die ich aber mit schriftstellerischem Kunstgriff verschweigen will, werde ich meine Leser mit einer umständlichen Beschreibung der Wahlen in N. verschonen. Ich wende mich jetzt andern Ereignissen zu. Privatangelegenheiten, keine amtlichen.

Dritter Theil.

Erstes Capitel.

Die kleine Familie.

Ihr habt gewiß längst das Dasein zweier jungen Personen vergessen, welche durch die lange Episode weit in den Hintergrund gedrängt wurden — Lubinka und den bescheidenen lieben Cruciferski. In ihrem Leben aber ist unterdeß viel geschehen; als wir sie verließen, waren sie so gut wie verlobt, jetzt finden wir sie als Mann und Frau, und mehr noch, sie führen einen dreijährigen bambino an der Hand, den kleinen Jascha.

Von diesen vier Jahren ist Nichts zu sagen. Beide waren glücklich, und die Zeit ging ihnen ruhig und heiter hin. Das Glück der Liebe, zumal einer erfüllten, von unruhiger Erwartung freien Liebe, ist ein Geheimniß, ein Geheimniß, das Zweien angehört; da ist ein Dritter überflüssig, da bedarf es keines Zeugen. In diesem ausschließlichen Eingeweihtsein nur zweier Menschen liegt der eigene unaussprechliche Reiz gegenseitiger Liebe. Die Geschichte ihres äußern Lebens läßt sich wol erzählen, lohnt aber der Mühe nicht. Tägliche Sorge, Mangel an Geld, Streitigkeiten mit der Köchin,

Einkauf von Möbeln — all dieser äußere Staub setzte sich auch ihnen an, wie jedem Andern, und war ihnen lästig, wurde aber einen Augenblick darauf spurlos verwischt und blieb ihnen kaum im Gedächtniß.

Cruciferski hatte durch Crupow die Stelle eines Oberlehrers am Gymnasium erhalten, gab Stunden und traf dabei natürlich auch auf solche Eltern, die ganz bezahlten. Sie konnten sonach in N. ein bescheidenes Leben führen, und ein anderes wünschten sie gar nicht. Herr von Negrow hatte, trotz allem Zureden Crupow's, Lubinka nicht mehr als 10,000 Rubel mitgeben wollen: dagegen übernahm er die Einrichtung der Neuvermählten. Diese schwierige Aufgabe löste er recht glücklich. Er schaffte aus seinem Hause und seiner Vorrathskammer zu ihnen alles Das, was er durchaus nicht brauchen konnte, wahrscheinlich in der Meinung, gerade dies brauche das junge Paar. Auf solche Weise gelangte der historische Wagen, über den Alexej Abramowitsch nachsann, als Glafira Lwowna sich in Gedanken an die unglückliche Tochter seiner sündigen Liebe vertiefte, nicht ohne viele Schwierigkeiten in das kleine Haus Cruciferski's. Die alte verrostete Kutsche mit gebrochenen Federn und einer bedeutenden Wunde an der Seite blieb in Ermangelung eines Schuppens lange Zeit die Herberge der frommen Hühner. Alexej Abramowitsch hatte auch ein Pferd hingeschickt: unterwegs aber starb es plötzlich, was dem armen Thiere während seines zwanzigjährigen tadellosen Dienstes noch nicht widerfahren war. Sei es, daß es zu alt geworden, oder fühlte es sich beleidigt, daß der Bauer, der es fortbrachte, sobald er sich von der herrschaftlichen Wohnung entfernt, es in die Deichsel spannte und das seinige nebenher gehen ließ — genug, es starb, und das bestürzte den Bauer dermaßen, daß er sechs Monate flüchtig war. Aber eins der vorzüglichsten Geschenke machte Alexej Abramowitsch den Neuvermählten am Tage ihrer Abreise. Er ließ den Niklas

und die Palascha rufen, einen schwindsüchtigen fünfundzwanzigjährigen Burschen und ein pockennarbiges junges Mädchen. Als sie eintraten, nahm Alexej Abramowitsch eine ernste, sogar strenge Miene an. „Verbeugt euch tief," sagte der General, „und küsset der Lubinka Alexandrowna und dem Dmitri Jakowlewitsch die Hand." Der letztere Befehl war nicht wohl auszuführen; das junge Paar zog die Hand weg, erröthete, küßte sich und wußte nicht, was es thun sollte. Aber das Haupt der Gemeine fuhr fort: „Das ist eure neue Herrschaft!" Diese Worte sprach er laut in einem solcher feierlichen Verkündigung angemessenen Tone. „Dient ihnen ordentlich, und ihr werdet's gut haben (das war eine Wiederholung, wie sich der Leser erinnern wird). Nun und Ihr, behandelt sie gut, seid freundlich gegen sie; machen sie aber dumme Streiche, dann schickt sie nur zu mir: ich habe eine gute Schule für liederliches Volk, ich stelle sie Euch seidenweich wieder zu. Verwöhnen dürft Ihr sie auch nicht, nein. Seht, das geb' ich Euch auf den Weg mit. Ich weiß ja doch, Ihr jungen Leute, Ihr seid an die Wirthschaft nicht gewöhnt, wie wollt Ihr mit freien Dienern durchkommen! Der freie Diener ist bei uns zu Lande eine Bestie, er weiß, daß ihm Nichts geschehen kann, nimmt sich seinen Paß und geht davon, als wär' er selbst ein Herr, und sucht sich einen andern Dienst.... Nun verbeugt euch wieder und geht!" schloß der General seine Rede. Niklas und Palascha bückten sich noch einmal zu Boden und traten hinaus. Damit war die Geschichte ihres Eintritts in ein neues Verhältniß zu Ende. Am selben Tag zogen unsere Neuvermählten nach der Stadt, von dem hustenden Niklas und der marmorirten Palascha begleitet.

Das junge Paar richtete sich vortrefflich ein. Sie machten so wenig Anforderungen an die Außenwelt, waren so ganz von einander befriedigt, von gegenseitiger Sympathie durchdrungen, daß man sie für Ausländer in

N. halten mußte. Sie glichen ihrer ganzen Umgebung nicht im Mindesten. Bemerkenswerth ist, daß es gute Leute gibt, die uns Russen und besonders unsere Provinzbewohner für patriarchal, für vorzugsweise häuslich halten, während wir unser Familienleben nicht über die Schwelle der Bildung bringen können. Noch bemerkenswerther vielleicht ist, daß wir uns auch keinem andern Leben zuwenden, wenn wir gegen das häusliche kalt geworden. Weder persönliche noch öffentliche Interessen entwickeln sich bei uns, und die Häuslichkeit verkümmert. In unserm Familienleben ist eine gewisse officielle Förmlichkeit; es besteht eben nur darin, daß es wie eine theatralische Decoration zur Schau gestellt wird, und wenn der Mann nicht mit der Frau zankte, wenn die Eltern nicht ihre Kinder tyrannisirten, so würde man gar nicht begreifen, was diese Menschen miteinander gemein haben, warum sie einander belästigen und beisammenleben. Wer sich bei uns am Familienleben freuen will, muß es im Salon suchen, darf aber nicht ins Schlafzimmer kommen. Wir sind keine Deutsche, die in allen Zimmern des Hauses dreißig Jahre hindurch gewissenhaft glücklich sind. Es gibt freilich Ausnahmen, und eine solche Ausnahme bildete unser Paar. Sie richteten sich einfach und bescheiden ein. Wie Andere lebten, wußten sie nicht; sie lebten, so gut sie's verstanden, sie eiferten nicht Andern nach, opferten nicht ihre letzten spärlichen Mittel um in den Schein des Reichthums zu kommen, knüpften nicht zwanzig bis dreißig überflüssige Bekanntschaften an; mit einem Worte, ein Theil der künstlichen Bande, der gegenseitigen Schulhudeleien, die man Gesellschaftsleben nennt, über die Jeder lacht und Keiner sich hinauszusetzen wagt, blieb dem Hause des bescheidenen Gymnasiallehrers fern. Selbst Doctor Crupow versöhnte sich mit dem Familienleben, wenn er auf seine „lieben Kinder" hinsah.

Einige Tage nachdem Beltow mißvergnügt und von

einer gewissen Ahnung sowie von dem wirklichen Mangel an Leben in der Stadt gequält, finsteren Gesichts umherschweifte, hätte er in einem der Häuser, an welchen er voll Unmuth und Bitterkeit vorüberkam, damals so gut wie jetzt eines jener beruhigenden, schönen Familienbilder sehen können, welche die Möglichkeit des Glückes auf Erden mit den deutlichsten Zügen beweisen. Dieses Bild hatte einige Aehnlichkeit mit einem Frühlingsabend im Garten, bei stiller Luft, wenn der Teich, von der Sonne vergoldet, wie ein metallener Spiegel sich hinbreitet, in der Ferne zwischen den Bäumen ein kleines Dörfchen sichtbar ist, der Thau niederfällt, die Heerde mit durcheinanderschallendem Geschrei, Getrappel und Geblök heimzieht, wenn man aus vollem Herzen schwören möchte, daß man nichts Schöneres im Leben wünscht. Wie gut, daß ein solcher Abend in einer Stunde vorüber ist und der Nacht weicht, damit er nicht um seinen Ruf kommt, daß man sich nach ihm zurücksehnt, ehe man seiner überdrüssig wird!

In einem kleinen saubern Zimmer saß auf dem Divan Doctor Crupow, als einziger Ehrengast. Ein junges Weib stopfte ihm lächelnd die Pfeife. Ihr Mann saß im Lehnstuhl und blickte mit ungetrübter Ruhe und Liebe bald auf die Frau, bald auf den Greis. Einen Augenblick darauf wackelte ein dreijähriger Knabe ins Zimmer und begab sich geraden Weges, d. h. nicht um den Tisch, sondern unter demselben zu Crupow, den er sehr lieb hatte wegen der Repetiruhr und der zwei Carneolpetschafte, die jenem unter der Weste heraushingen.

„Guten Tag, Jascha!“ sagte der Doctor, seinen kleinen Freund unter dem Tische hervorziehend und setzte ihn sich aufs Knie. Jascha griff nach dem Petschaft und zog die Uhr heraus.

„Er läßt Sie nicht trinken und rauchen, geben Sie ihn mir,“ sagte die Mutter, fest überzeugt, daß ihr Jascha Niemand stören könne.

— „Bitte, lassen Sie nur: ich thu' ihn schon selbst fort, wenn ich genug habe.“ Der Doctor ließ seine Uhr schlagen; Jascha hörte es mit Entzücken, hielt dann die Uhr dem Doctor ans Ohr hin, dann der Mutter, und als er die unzweifelhaftesten Zeichen ihrer Verwunderung sah, hielt er sie an den Mund.

— „Kinder sind doch ein großes Glück im Leben,“ sagte Crupow: „besonders einem so alten Manne wie mir, thut es gar wohl, kleine Krausköpfchen zu streicheln und in diese hellen Aeuglein zu blicken. Wahrlich, man wird nicht so roh und so stumpf, wenn man diese jungen Pflanzen betrachtet. Aber aufrichtig gesagt, ich beklage es nicht, daß ich keine Kinder habe. Wozu auch? Da hat mir ja Gott einen Enkel gegeben; wenn ich zu alt werde, mache ich bei ihm die Wärterin.“

„Wärterin ist dort,“ bemerkte Jascha, mit sehr zufriedener Miene nach der Thür zeigend.

„Nimm mich zur Wärterin,“ sagte Crupow.

Jascha war im Begriff, darauf mit einem fürchterlichen Schrei zu antworten, aber die Mutter kam dem zuvor, indem sie seine Aufmerksamkeit auf einen goldenen Knopf am Fracke Crupow's hinlenkte.

— „Ich liebe kleine Kinder,“ fuhr der Greis fort: „ich liebe überhaupt Menschen, und als ich jünger war, hatte ich auch ein hübsches Gesichtchen gern; wahrlich, ich war fünf Mal verliebt. Aber das Familienleben mocht' ich nicht. Der Mensch kann doch nur allein ruhig und glücklich leben. In der Familie ist Alles wie eigens dazu eingerichtet, daß die unter einem Dache Wohnenden sich gegenseitig lästig werden: unwillkürlich gehen sie auseinander. Wohnt man nicht beisammen, so ist ewige Freundschaft ohne Ende: Beisammensein ist drückend.“

„Warum nicht gar, Semen Iwanowitsch!“ entgegnete Cruciferski. „Was sagen Sie da! Eine ganze Seite des Lebens, die schönste und glückseligste, ist Ihnen unbekannt geblieben. Und was haben Sie von dieser

Freiheit, die im Mangel an aller Empfindung und in Egoismus besteht!"

— „Schon wieder! Wie oft habe ich es dir gesagt, Dmitri Jakowlewitsch, mich schreckst du nicht mit dem Wort Egoismus! Welcher Stolz, Einem alle Empfindung abzusprechen — wie wenn es keine Empfindung in der Welt gäbe, als die Abgötterei, die der Mann mit dem Weibe und das Weib mit dem Manne treibt, als der eifersüchtige Wunsch, sich einander so zu verschlingen, daß dem Nächsten nichts übrig bleibe — nur um eigenes Weh zu weinen und an eigenem Glück sich zu erfreuen! O, mein Bester, wir kennen diese selbstverleugnende Liebe. Ich will nicht prahlen, aber da wir einmal davon sprechen — sieh, wenn man zum Kranken kommt, und der Athem stockt Einem: es ging schlecht, man tritt so ängstlich ans Bett .... der Tausend! nun ist der Puls besser, und der Kranke sieht Einen mit mattem Blick an, drückt Einem die Hand .... ja, lieber Junge, das ist auch eine Empfindung! .... Egoismus! Aber wer außer Verrückten ist denn nicht Egoist? Nur daß es der Eine geradezu ist und der Andere, wißt Ihr, wie es im Sprichwort heißt: „derselbe Hecht, nur mit Meerrettig." Bei Lichte betrachtet, gibt es gar keinen bornirtern Egoismus als die Familienliebe."

„Ich weiß nicht, Semen Iwanowitsch," sagte Frau Cruciferski, „was Sie im Familienleben so abschreckt. Ich bin nun vier Jahre verheirathet, und fühle mich ganz frei: ich sehe weder von meiner noch von seiner Seite Opfer oder Beschwerden."

— „Wem es einmal geglückt ist, die Bank zu sprengen, der lobt das Spiel! Wunder geschehen genug in der Welt. Ihr seid eine Ausnahme und das freut mich sehr, aber es beweist Nichts. Vor zwei Jahren passirt es unserm Schneider (Ihr kennt ihn doch, es ist der Schneider Pankratow, auf der Moskauer Straße) daß sein

Junge aus der zweiten Etage auf das Pflaster stürzt. Der wird zerschmettert, sollte man glauben. Nicht im Geringsten! Blaue Flecke freilich und Contusionen — weiter nichts. Nun versucht's 'mal, werft einen andern Jungen zum Fenster hinaus. Und auch hier lief es nicht gut ab: der Knabe hat die Auszehrung."

„Das soll doch nicht etwa eine böse Prophezeiung für uns sein?" fragte das junge Weib, ihre Hand dem Doctor freundlich auf die Schulter legend. „Ich fürchte Ihre Prophezeiungen nicht mehr, seitdem Sie meinem Manne schreckliche Folgen von unserer Ehe geweissagt."

— „Ei, schämen Sie sich nicht mir Das nachzutragen? Und dieser Plauderhans mußte auch Alles erzählen: ein schöner Mann! Nun Gottlob, Gottlob, daß ich mich getäuscht. Vergeßt das ein= für allemal. Wer des Vergangenen gedenkt, sagt das Sprichwort, dem soll's Auge weg — ja, wär es auch ein so wunderbar schönes Auge, wie das da." Er deutete mit dem Finger.

„Wie gefällt dir Semen Iwanowitsch? Nun macht er gar noch Complimente."

— „Ich will Ihnen noch mehr und noch größere Complimente machen. Ihr habt mich wirklich einigermaßen mit dem Familienleben ausgesöhnt: aber bedenkt auch, daß ich, ein Mann von sechzig Jahren, in Euerm Hause zum ersten Mal gesehen habe, was man nur in Romanen und Gedichten liest, wahrhaftes häusliches Glück. Man hat nicht zu häufige Beispiele."

„Wer weiß?" entgegnete Lubinka: „vielleicht sind andere Paare unbememerkt an Ihnen vorübergegangen. Der echten Liebe liegt Nichts daran, sich zu zeigen; haben Sie sie aber auch gesucht? und wie? Es mag nur Zufall sein, daß Sie so wenig Leute gefunden, die ein glückliches Familienleben führen.... Und vielleicht, Semen Iwanowitsch," setzte sie spöttisch, sogar mit einiger Unzartheit hinzu, wie sie den Glücklichen oft eigen ist: „vielleicht glauben Sie, Ihre angenommene Rolle nun

einmal durchführen zu müssen; Sie fürchten, wenn Sie Ihr Unrecht eingestehen, damit das Urtheil über Ihr ganzes Leben zu sprechen, und wissen doch, daß Sie es nicht mehr gut machen können."

— „O nein!" rief der Greis lebhaft. „Darum machen Sie sich keine Sorge. Ich werde nie das Geschehene bereuen. Erstlich ist es thöricht das Unwiederbringliche zu beklagen; zweitens bin ich nun ein alter Mann und beschließe mein Leben ruhig, während Ihr das Eure schön beginnt."

„Ich weiß nicht," sagte Cruciferski, „in welcher Absicht Sie die letztere Bemerkung gemacht, aber sie hallt in meinem Herzen mächtig wieder; sie hat mich auf einen jener unabweislichen und traurigen Gedanken gebracht, die, einmal aufgestiegen, selbst den Moment des lebhaftesten Entzückens vergällen. Zuweilen erschrecke ich über mein Glück; gleich einem Besitzer großer Ländereien, fange ich an vor der Zukunft zu zittern. Wie wenn ..."

— „Wenn Sie nur nichts ausrechnen wollten! Ha ha ha, diese Schwärmer! Wer mißt denn Euer Glück, wer rechnet's denn aus? Was ist das für kindische Anschauung! Der Zufall und Ihr selbst habt Euer Glück begründet, darum kommt es Euch zu, und Euch dafür zu strafen, wäre Unvernunft. Freilich kann auch der Zufall, unvernünftig und unabwendbar, wie er ist, Euer Glück zerstören: aber was kann nicht Alles geschehen! Vielleicht sind die Balken dieser Decke morsch, vielleicht stürzt sie zusammen; so wollen wir schnell aus dem Zimmer — aber wohin? Draußen begegnet uns vielleicht ein toller Hund, auf der Straße kann uns ein Pferd zertreten. Ei, wenn man die Furcht vor dem möglichen Uebel an sich herankommen läßt, so ist's besser, man trinkt Opium und schläft für ewige Zeiten ein."

„Ich habe mich stets über die Leichtigkeit gewundert, Semen Iwanowitsch, mit der Sie das Leben hin-

nehmen. Das ist ein Glück, ein großes Glück; aber es ist nicht Allen gegeben. Sie sagen „Zufall" und beruhigen sich dabei: ich nicht. Mir wird darum nicht leichter ums Herz, wenn ich den unbekannten aber geahnten Zusammenhang meiner Erlebnisse Zufall nenne. Im Leben geschieht Nichts umsonst, und Alles hat einen hohen Sinn. Nicht umsonst haben Sie mich in meiner Dachstube gefunden; es gab ja genug Lehrer in Moskau — warum gerade mich? Weil ich das Werkzeug sein sollte, dies hohe reine Wesen zu befreien. Und was ich mir nicht zu träumen, nicht zu denken getraute, war auf einmal erfüllt, und ich bin glücklich über alles Maß. Wo wäre denn die Gerechtigkeit, wenn es so fortgehen sollte! Ich füge mich in mein Glück, wie sich Andere in ihr Unglück fügen, weil ich die Angst vor der Zukunft nicht los werden kann."

— „Das heißt, vor Dem was nicht da ist. Ich meinerseits gestehe, ich habe mein Lebtag diese krankhafte Phantasie nicht begriffen die einen Genuß darin findet, sich mit Träumen zu quälen, Unheil zu ersinnen und sich im Voraus darüber zu grämen. Ein solcher Charakter ist ein Unglück eigener Art. Nun ja, wenn Trübsal und Jammer über Einen kommt, da weint man unwillkürlich und läßt den Kopf hängen. Aber wenn man feinen Wein trinken soll, zu denken, daß man dafür morgen schlechten Quaß wird trinken müssen — das ist eine Art Wahnsinn. Die Unfähigkeit, der Gegenwart zu leben, die Zukunft zu würdigen und sich ihr hinzugeben, ist eine der moralischen Epidemien, die unsere Zeit am meisten entwickelt hat. Wir gleichen noch alle jenen Juden, die nicht trinken, nicht essen, und jeden Heller für eine böse Zeit zurücklegen. Welche böse Zeit aber auch kommt, wir rühren unsern Schatz nicht an. Was ist das nur für ein Leben!"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Semen Iwanowitsch," sagte Lubinka lebhaft. „Ich spreche oft davon mit mei-

nem Dmitri. Wenn es mir wohl geht, warum soll ich an die Zukunft denken? Für mich braucht sie gar nicht vorhanden zu sein. Er gibt mir selbst oft Recht: aber eine stille Trauer ist in ihm so tief gewurzelt, daß er sie nicht überwinden kann. Und warum sollt' er's übrigens?" fügte sie hinzu, ihren Mann heiter und voll Mitgefühl anlächelnd. „Auch diese Trauer liebe ich an ihm, es ist darin etwas so Tiefes, so viel Zärtlichkeit, so viel Liebe. Ich denke, Sie und ich verstehen oder theilen wenigstens diese Trauer darum nicht, weil wir oberflächlicher, für äußere Eindrücke empfänglicher sind, und dies uns beschäftigt und abzieht."

— „Sie fingen mit einer Gesundheit an und schlossen mit einer Grabeslitanei; Sie fingen so an, daß ich Ihnen die Hand küssen und Ihrem Manne sagen wollte: „das ist eine menschliche Auffassung des Lebens" — und schlossen damit, daß seine Träume Tiefsinn sind. Ein schöner Tiefsinn: sich zu quälen, wenn man genießen soll, und sich um Dinge zu grämen, die vielleicht nie sein werden!"

„Semen Iwanowitsch, warum sind Sie so ausschließend? Es gibt zart organisirte Naturen, die kein vollkommenes Glück auf der Erde kennen, die in ihrer Selbstverleugnung Alles hinzugeben bereit sind, nur nicht jenen klagenden Ton, der in ihrem innersten Herzen liegt und jeden Augenblick laut werden kann. . ., Man muß von gröberm Stoff sein, um glücklich zu sein: das denk' ich oft. Sehen Sie doch, wie ungetrübt glücklich sind z. B. die Thiere, weil sie weniger begreifen als wir."

— „Aber," bemerkte der unerbittliche Crupow, „für ein Wesen, das einmal bestimmt ist, nicht höher und nicht tiefer zu leben, als auf der Erde, ist es recht unangenehm, eine höhere Natur zu haben. Offen gestanden, ich nehme diese Höhe für physische Störung, für Nervenkrankheit. Man bade in kaltem Wasser und mache mehr Bewegung, so wird man die Hälfte überirdischer

Träumereien los. Sie, Dmitri Jakoblewitsch, sind von Geburt körperlich schwach; in schwachen Organismen sind die geistigen Fähigkeiten oft sehr entwickelt, aber fast immer etwas schief, zu etwas Abstractem, zum Phantastischen, zum Mysticismus hinneigend. Darum sagten die Alten: mens sana in corpore sano. Sehen Sie die bleichen blonden Deutschen an: warum hängen sie den Kopf und weinen viel? Das kommt von Skrofeln und vom Klima. Darum können sie Jahrhunderte lang über mystische Controversen phantasiren und gelangen zu keiner That."

„Nicht ohne Grund sagt man, daß die Beschäftigung mit der Medicin dem Menschen eine eigenthümliche trocken-materielle Anschauung des Lebens beibringt. Ihr macht Euch so genau mit der materiellen Seite des Menschen bekannt, daß Ihr darüber die andere vergesset, die dem Anatomirmesser entgeht, und die allein der rohen Materie Sinn gibt."

— „O, über diese Idealisten!" sagte der Doctor, der nun ärgerlich wurde. „Immer kommen sie doch mit Thorheiten! Wer hat ihnen denn nur gesagt, daß die Medicin einzig in der Anatomie bestehe? Haben sich's selber ausgedacht, und nun macht's ihnen Spaß. Eine rohe Materie!... Ich kenne keine rohe und keine feine Materie, sondern nur eine lebendige. Ihr wollt doch so gescheit sein, Ihr Gelehrten von heutzutage, und seid so seicht!... Das ist unser alter Streit, da werden wir nicht fertig. Hören wir lieber auf. Seht, wie wir den Jascha mit unserm Geschwätz eingelullt: er schläft ganz ruhig. Schlafe, mein liebes Kind! Noch hat dich dein Papa nicht die Erde und die Materie verachten gelehrt, noch hat er dir nicht eingeredet, daß diese hübschen Füßchen und Händchen Lehmstückchen sind, die dir ankleben. Lubinka Alexandrowna, lassen Sie um Himmels willen diese thörichten Vorstellungen in ihm nicht ausbilden. Mit Ihrem Manne haben Sie einmal Nach-

sicht — in Gottes Namen! Aber das unschuldige Kind verderben Sie mir ja nicht mit diesen Phantasien von klein auf. Was soll dann aus ihm werden? Ein Träumer, der bis in sein Alter nach Wundern späht, und das wirkliche Leben sich entgleiten läßt. Da, nehmen Sie ihn."

Der Greis gab den kleinen Jascha der Mutter, nahm seine Mütze und sagte, indem er seinen Frack langlam zuknöpfte: „Ach, ich hab' Euch was zu erzählen vergessen: dieser Tage machte ich zufällig die Bekanntschaft eines höchst interessanten Menschen."

— „Wohl Beltow?" fragte Lubinka. „Seine Ankunft hat hier soviel Aufsehen erregt, daß auch ich durch die Frau Directorin von ihm hörte."

„Richtig. Was hier Aufsehen erregt ist sein Reichthum: er ist aber wirklich ein bedeutender Mensch. Er weiß Alles, hat Alles gesehen, ist grundgescheit — etwas verwöhnt allerdings: nun ja, ihn hat auch nicht wie unsereins die Noth erzogen. Er hat ein sorgloses Leben geführt, und jetzt vergeht er hier vor langer Weile und wird Hypochonder. Könnt Euch denken wie's Einem ist der aus Paris hierherkommt."

— „Beltow! .... Erlauben Sie", sagte Cruciferski: „der Name ist mir bekannt. Hat er nicht zu meiner Zeit in Moskau studirt? Ein Herr von Beltow verließ die Universität, als ich meine Studien anfing: der galt schon damals für ungeheuer gescheit. Er hatte, glaube ich, einen Genfer zum Erzieher."

„Ganz recht; es ist derselbe."

— „Ich erinnere mich seiner; wir kannten uns ein wenig."

„Ich bin überzeugt, daß er sich sehr freuen würde, Sie zu sehen. In dieser Oede einen gebildeten Menschen zu treffen, ist für Jeden ein unschätzbarer Fund — zumal für Den. Soviel ich bemerkt habe, eignet er sich durchaus nicht zur Einsamkeit; er muß sich aussprechen,

seine Ideen austauschen können, und das Alleinsein macht ihn krank.“

— „Wenn Sie Nichts dagegen haben, so geh' ich hin.“

„Ja wahrlich, gehen wir.... Doch halt! Das war übereilt, so alt ich bin. Lieber Freund, er ist ein viel zu reicher Mann, als daß Sie ihn zuerst besuchen dürften. Morgen sag' ich's ihm; will er, so begleitet er mich zu Ihnen. Adieu, mein guter Disputant. Adieu!“

„Bringen Sie also ja morgen Ihren Beltow mit“, sagte Lubinka: „man hat mir soviel von ihm gesprochen, daß auch ich ihn gern sehen möchte.“

„Es lohnt sich auch der Mühe, wahrlich!“ entgegnete der Greis und trat in den Vorsaal hinaus.

Crupow stritt jedesmal mit Cruciferski, und jedesmal wurde er böse und sagte, daß sie immer mehr auseinander gingen. Dessen ungeachtet schlossen sie sich mit jedem Tage fester und inniger an einander. Der Alte fühlte sich bei Cruciferski wie bei den Seinigen; es zog ihn hin ein Herzensleben zu führen, denn sein Herz war noch warm — bei ihnen ruhte er aus und weidete sich an ihrem Glück. Cruciferski dagegen und seine Frau betrachteten Crupow wirklich für den Aeltesten der Familie, wie einen Vater oder Onkel — aber wie einen solchen Onkel, dem die Liebe, nicht die Bande des Blutes das Recht gegeben, dann und wann zu schmälen und zu zanken. Das verziehen ihm denn auch Beide von ganzem Herzen, und sahen sie ihn ein paar Tage nicht, so waren sie recht traurig.

Am andern Abend um sieben Uhr kam der Doctor in seinem mit gelbem Teppich bedeckten Bauernschlitten, und brachte Beltow mit. Der war natürlich herzensfroh die Bekanntschaft eines ordentlichen Menschen zu machen, und dachte gar nicht daran, daß er die erste Visite abstatte. Cruciferski und seine Frau wurden ein

wenig verlegen. Des Doctors Lobsprüche, der Ruf von Beltow's Leben im Auslande, sogar dessen Reichthum — Alls das fiel ihnen unwillkürlich ein, als er zur Thür hereintrat, und hatte zur Folge, daß der erste Empfang etwas gezwungen war. Das verlor sich jedoch bald. In Beltow's Manieren und Reden war soviel Offenheit, soviel Einfachheit, und dabei besaß er soviel Takt, diesen hohen Vorzug gebildeter und feingeistiger Naturen, daß nach einer halben Stunde der Ton der Unterhaltung ein ganz freundschaftlicher wurde. Selbst Lubinka, so wenig an Fremde gewöhnt, ward unwillkürlich in's Gespräch hineingezogen. Mit Cruciferski kam Beltow auf die Universitätsjahre, auf eine Menge Anecdoten aus jener Zeit, auf die damaligen Schwärmereien und Hoffnungen. Lange hatte er sich nicht so wohl gefühlt, und als Crupow ihn wieder an den Gasthof „Keresberg“ brachte, dankte er demselben herzlich für diese Bekanntschaft.

„Nun?“ fragte der Doctor später Cruciferski: „wie gefällt er Euch?“

— „Das braucht man gar nicht zu fragen“ entgegnete Cruciferski.

„Mir hat er sehr gefallen,“ sagte Lubinka.

Der Doctor, äußerst zufrieden, daß er Allen eine Freude gemacht, drohte ihr scherzend mit dem Finger.

Lubinka erröthete.

Familiengemälde haben etwas Verlockendes. Da ich jetzt eines beendet, kann ich mich nicht enthalten, ein anderes zu beginnen. Der innige Zusammenhang beider, ich versichere Euch, wird sich später offenbaren.

Zweites Capitel.

Häusliches Regiment.

Der Adelsmarschall des Dubasow'schen Bezirkes hatte eine Tochter und das wäre für den ehrenwerthen Marschall Karp Kondratitsch wie für dessen holdes Töchterlein Barbara Karpowna noch kein großes Unglück gewesen: allein er hatte außer der Tochter eine Frau und Bäbchen, wie sie zu Hause genannt wurde, hatte außer dem Vater eine liebe Mama, Maria Stepanowna. Das änderte die Sache wesentlich. Karp Kondratitsch war in seinem Familienkreise ein Muster von Sanftmuth. Es war merkwürdig, wie sich der Mann veränderte, wenn er aus dem Stall in den Speisesaal, von der Tenne ins Schlaf- oder Gastzimmer trat. Hätten wir nicht von bekannten Reisenden die sichersten Belege, daß ein und derselbe Engländer ein trefflicher Pflanzer und ein ausgezeichneter Familienvater sein kann, so würdeu wir selbst die Möglichkeit eines solchen Doppelwesens bezweifeln. Indessen leuchtet bei genauer Betrachtung ein, daß es so sein mußte. Außer dem Hause, d. h. im Stalle und auf der Tenne führte Karp Kondratitsch Krieg; da war er Feldherr und suchte dem Feinde soviel Schläge als möglich beizubringen. Seine Feinde waren natürlich die widerspenstigen Rebellen: Faulheit, mangelhafte Hingebung an seine Interessen, mangelhafter Eifer für die vier Braunen und andere Vergehungen. In seinem Salon dagegen fand Karp Kondratitsch die weiche Umarmung der treuen Gattin und die holde Stirn seiner Tochter zum Kuß. Er legte die schwere Rüstung gutsherrlicher Sorgen ab und wurde nicht sowol der gute Mensch, als der gute Karp Kondratitsch.

Mit seiner Frau verhielt es sich aber ganz anders. Seit zwanzig Jahren führte sie einen kleinen Partei-

gängerkrieg innerhalb des Hauses; selten machte sie kleine Ausfälle in die Hütten der Bauern. Unermüdete Gefechte mit den Stubenmädchen, dem Koch und dem Schenk erhielten sie fortwährend in gereizter Stimmung. Zu ihrem Lobe aber sei gesagt, daß diese kleinlichen Feindseligkeiten ihre Seele nicht ganz erfüllen konnten und daß sie mit Thränen in den Augen das siebzehnjährige Bäbchen an ihr Herz drückte, als das Mädchen in Begleitung ihrer Tante aus Moskau zurückkehrte, wo sie in einer Pension erzogen worden. Das war nun nicht mit dem Koch, nicht mit den Stubenmädchen zu vergleichen — ihre leibliche Tochter, ihr Fleisch und Blut, auch war's ja heilige Pflicht.

Anfangs hatte Bäbchen Ruhe und durfte, besonders in Mondnächten im Garten herumlaufen. Dem in der Enge der vier Wände erzogenen Mädchen war Alles neu, „bezaubernd, hinreißend", sie sah in den Mond und gedachte irgend einer angebeteten Freundin, fest überzeugt, daß auch jene in diesem Augenblick ihrer gedenke; sie schnitt ihre Namenszüge in Bäume ein.... Es war jene Zeit, die kalten Menschen geradezu lächerlich erscheint, uns aber nur ein Lächeln entlockt, kein dünkelvolles Lächeln der Verachtung, sondern jenes, mit dem wir spielende Kinder betrachten; wir können nicht mehr spielen, mögen sie's doch! Mit Unrecht, ganz mit Unrecht wirft man gewöhnlich Mädchen die eben die Pension verlassen haben, Geziertheit und Exaltation vor. In allen Träumereien dieses Alters, in all dem Liebesdrang, in diesem Mangel an Egoismus, dieser Hingebung und Selbstverleugnung ist heilige Aufrichtigkeit. Das Leben ist zu einer Krise gelangt und der Vorhang der Zukunft noch nicht aufgegangen. Er birgt bange und lockende Geheimnisse, das Herz leidet wirklich im Sehnen nach etwas Unbekanntem, und zu gleicher Zeit ist der Organismus erregt, das Nervensystem gereizt, die Thränen möchten unaufhaltsam hervordringen. Nach fünf, sechs

Jahren ändert sich Alles: heirathet das Mädchen, nun dann versteht sich das Weitere von selbst; heirathet sie nicht, und ist in ihr nur ein Funke gesunder Natur, so wartet sie nicht, daß Jemand anders ihr den geheimnißvollen Vorhang lüfte, sie hebt ihn selbst und gewinnt eine andere Lebensanschauung. Es ist lächerlich, wenn ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren die Welt mit den Augen einer Pensionärin betrachtet, und traurig ist's, wenn eine Pensionärin sie mit den Augen eines fünfundzwanzigjährigen Mädchens ansieht.

Barbara Karpowna war nicht schön; doch hatte sie reichlichen Ersatz dafür: jenes gewisse Etwas, das wie an gutem Wein die Blume nur vom Kenner gewürdigt wird. Und dieses Etwas, das noch Unentwickelte, Verheißende, Andeutende verlieh ihr im Verein mit der Jugend, die Alles schmückt und verklärt, einen besondern, feinen, nicht Allen erschlossenen Reiz. Betrachtete man ihr hageres braunes Gesicht, die jugendliche Unvollkommenheit ihrer Körperformen, ihre schmachtenden Augen mit den langen Wimpern, so dachte man sich unwillkürlich, wie diese Züge sich harmonisch ausbilden würden, wenn Idee und Empfindung und diese Augen — wenn Alles Klarheit, Bestimmtheit, Sinn und Bedeutung erlangte, und wie glücklich dann der sein müsse, auf dessen Schultern dieses Haupt sich lehnen würde.

Maria Stepanowna aber war mit dem Aeußern ihrer Tochter sehr unzufrieden, schalt sie häßlich und befahl ihr, jeden Morgen und jeden Abend sich mit Gurkenwasser zu waschen (in das noch ein gewisses Pulver gethan wurde,) damit der Sonnenbrand verginge, wie sie die braune Gesichtsfarbe des Mädchens nannte. Bäbchens Benehmen vor Fremden veranlaßte die Mutter, ihre ernstliche Aufmerksamkeit auf sie zu wenden. Bäbchen war nämlich schüchtern, entfernte sich in den Garten mit einem Buch, kokettirte nicht und liebäugelte nicht. Das Buch, als nächste Ursache, wurde ihr genommen;

darauf erfolgten mütterliche Ermahnungen, die kein Ende hatten. Maria Stepanowna glaubte zu bemerken, daß Bäbchen ihr nicht so ganz mit Freuden gehorche, daß sie sogar die Stirn runzele und bisweilen zu antworten wage. Gegen solche Dinge, das wird jeder zugeben, mußten entschiedene Maßregeln ergriffen werden. Maria Stepanowna unterdrückte eine Zeit lang ihre warme Liebe zur Tochter und begann sie auf jedem Schritt und Tritt zu verfolgen. Wollte das Mädchen spazieren gehen, so verbot sie's ihr: wollte sie zu Hause bleiben, so wurde sie fortgeschickt. Bäbchen mußte essen, wenn sie keine Lust hatte und jeden Tag wurde ihr vorgeworfen, daß sie nicht dicker würde. Diese mütterlichen Quälereien bildeten in Bäbchen ein fest geschlossenes Wesen; sie wurde noch scheuer und nahm noch mehr ab. Dem guten Karp Kondratitsch fiel es manchmal ein, daß seine Frau ohne Grund das arme Mädchen quäle; er versuchte sogar, dies seiner Frau leise anzudeuten: kaum aber sollte er sich etwas bestimmter ausdrücken, so empfand er eine unüberwindliche Angst, und begab sich eilends nach der Tenne, wo er für den augenblicklichen Schreck, den er selbst gefühlt, mit einem langen Schreck sich schadlos hielt, den er allen seinen Vasallen einjagte. So räumte er denn Maria Stepanowna das Feld und diese, die mit dem größten Eifer seine Leinwand, Tischtücher und Servietten zur künftigen Aussteuer ihrer Tochter zusammenkaufte, die sieben Stubenmädchen zwang, sich an Spitzenklöppeln die Augen blind zu arbeiten, während drei Andere allerlei unnützes Zeug für Bäbchen sticken mußten — sie verfolgte und drückte gleichzeitig dieselbe mit unglaublicher Hartnäckigkeit, wie ihren ärgsten Feind.

Als Karp Kondratitsch mit seiner Familie zu den Wahlen in N. ankam, zog er mit großer Mühe seine Adelsuniform an, (denn in den drei Jahren seines Marschallamtes hatte er recht zugenommen, während

die Uniform im Gegentheil eingelaufen war) und begab sich zu dem Gouverneur wie zu dem Adelsmarschall des Gouvernements, welchen er zum Unterschiede von jenem sehr witzig „unsre Seine Excellenz" nannte.

Maria Stepanowna beschäftigte sich indeß mit Anstalten zur Ausschmückung ihres Salons, und mit dem Ausladen verschiedenen Plunders, der in vier Fuhren vom Lande hergebracht worden. Darin unterstützten sie drei Lakaien mit struppigem, ungekämmtem Haar, in Jacken aus grauem Zeug, das kein rechter Fries und kein rechtes Tuch war. Die Arbeit ging rasch vorwärts, als auf einmal die Frau vom Hause wie von einer plötzlichen Idee ergriffen innehielt und mit lauter Stimme ausrief: „Bäbchen, Bäbchen! Wo versteckst Du Dich denn?"

Das arme Mädchen ahnte, daß dies nichts Gutes bedeutete und trat ängstlich ins Zimmer. „Hier bin ich, Mama!" —

„Wie siehst Du denn aus? Bist Du denn krank? Wahrlich, wenn man Dich von fern betrachtet, möchte man fast glauben, daß Du im elterlichen Hause ein schlechtes Leben hast. O über diese Pensionen! Zur Mutter mit solchem Gesichte hintreten!" hier machte Maria Stepanowna dem Mädchen ihr schmachtendes Aussehen nach. — „Ich war auch eine Tochter; wenn Mutter mich rief, so kam ich mit offenem heiterm Gesichte zu ihr." Dabei zeigte sie dies heitere lächelnde Gesicht. — „Du aber siehst immer so finster drein.... Er Tölpel, zerschlägt's ja! Was hat der Kerl nur für eine Lust, Alles herbeizuschleppen, nie lernt der was.... Ja, meine Liebe, der Spaß muß ein Ende haben; ich stelle Dir noch einmal ernstlich vor, daß Deine Aufführung mich ärgert. Auf dem Lande habe ich Dir viel nachgesehen, hier ab leide ich's nicht. Ich habe nicht darum eine so weite Reise gemacht, daß man von meiner Tochter sage: 's ist eine blöde Närrin. Hier werde ich

Dich nicht länger im Winkel sitzen lassen. Wie kommt es, daß Du keinen einzigen Cavalier für Dich zu interessiren weißt? Als ich funfzehn Jahr alt war, da ließen mir die Herren keine Ruhe mehr. Es ist Zeit, Dich zu versorgen, hörst Du wol.... Ach Du Elender, sagt' ich Dir doch, Du zerbrichst was! Komm her, zeig einmal; sieh nur Esel, in zwei Stücke hast Du's zerschlagen! Du sollst's kriegen, wenn der Herr nach Hause kommt. Ich würde Dich selbst an den Haaren herumzerren: aber es ekelt mich, Dich anzurühren. Wie Du Dich mit Oel bestrichen hast! Dieser Dieb Mitka vertheilt in der Küche herrschaftliches Oel: warte nur, dich nehm' ich auch schon vor.... Ja, ja, Barbara Karpowna, eh die Wahlen vorüber sind, mußt Du einen Mann bekommen. Ich finde schon einen heraus und nachgeben werde ich Dir nichts mehr. Was bildest Du Dir denn ein? bist Du etwa so schön, daß man Dir nachlaufen wird? Hast weder ein hübsches Gesicht, noch eine hübsche Gestalt, kannst keinen Schritt ordentlich gehen, kannst keine Toilette machen, weißt kein vernünftiges Wort zu sprechen, und hast ja doch in Moskau so viel gelernt! Nein, mein Schatz, weg mit den Büchern! Hast genug gelesen, viel zu viel. 'S ist Zeit, daß Du was Ordentliches machst. Du darfst mir nicht wieder unter die Augen, wenn sich dein Betragen nicht bessert."

Bäbchen stand da wie eine Verurtheilte; die letzten Worte der Mutter klangen ihr wie ein Trost.

„Wie solltest Du keinen Bräutigam finden! Bei unserm Vermögen! Vierhundert Bauern, und jeder einzelne so viel werth wie zwei von unserm Nachbar — und dann welche Aussteuer!... Aber ich sehe Du fängst zu weinen an; willst wol rothe Augen bekommen? So also lohnst Du die Sorgfalt deiner Mutter!"

Sie trat ganz nahe an sie heran, und bemerkte nun auch, daß Bäbchens Haare ganz trocken waren. Wer weiß, wie das geendet haben würde, wenn nicht im

selben Augenblick der Bär in der Bedientenjacke einen Teller hätte fallen lassen. Maria Stepanowna übertrug ihre ganze Wuth auf ihn. „Wer hat den Teller zerschlagen?“ schrie sie mit heiserer Stimme.

— „Hat sich von selbst zerschlagen,“ antwortete der Diener, der offenbar die Geduld verloren hatte.

„Wie, von selbst? von selbst?“ das wagst Du mir zu sagen! Von selbst!“... Das Weitere sprach sie mit den Händen; sie fand wahrscheinlich, daß ein aufgeregter Seelenzustand sich weit kräftiger durch Pantomime als in Worten äußert.

Das gemarterte junge Mädchen konnte es nicht länger ertragen. Sie fing auf einmal zu schluchzen an, und sank in heftigen Krämpfen auf's Sopha. Die Mutter erschrak und rief: „Leute her! Wasser, Tropfen, holt den Doctor, den Doctor!“

Der Krampfanfall war hartnäckig, und der Doctor kam nicht. Ein zweiter Eilbote wurde nach ihm gesandt, der brachte dieselbe Antwort: „Hat sagen lassen, Sie möchten sich ein Weilchen gedulden; er sei bei einer sehr schweren Entbindung.“

„Verflucht! wem macht denn nur die Niederkunft solche Noth?“

— „Des Procurators Köchin ist's“, antwortete der Bote.“

Das hatte nur noch gefehlt, um den tragischen Zustand Maria Stepanowna's zu vollenden. Sie wurde glühend roth, und ihr Gesicht, das nie reizend war, bekam einen widerwärtigen Ausdruck. „Die Köchin, die Köchin!...“ weiter konnte sie kein Wort hervorbringen.

Jetzt trat Karp Kondratitsch mit heiterer und zufriedener Miene ein. Der Gouverneur hatte ihm die Hand gedrückt, die Gemahlin Sr. Excellenz ihm einen Teppich gezeigt, den sie aus Petersburg für ihren Salon erhalten, und er seinerseits hatte den Teppich mit der Miene patriarchaler Einfalt betrachtet, hinter der sich bei uns

so gut Schmeichelei und Erniedrigung versteckt, und hatte die Bemerkung gemacht: „Wer anders aber, gnädige Frau, sollte auch solche Teppiche besitzen, als Ihre Excellenz!“ Mit allem dem war er sehr zufrieden, namentlich mit seiner geschickten Antwort. Und in solcher Stimmung überraschte ihn die erschreckende Familienscene. Die Tochter in Krämpfen, die Frau außer sich, auf dem Boden ein zerbrochener Teller; Maria Stepanowna ganz blaß, ihre rechte Hand aber sehr roth, fast so roth wie die linke Backe des Dieners Tereschka!

„Was geht hier vor? Was hat denn Bäbchen?“

— „Nun ja, von der Reise,“ entgegnete die zärtliche Mutter. „Ein so junges Mädchen, wie konnte die eine Fahrt von 120 Wersten aushalten! Sagt ich's doch, laß uns bis Mittwoch warten: nein und nein. Jetzt ist sie krank“.

„Aber ich bitte Dich! Mittwoch wären's doch nicht weniger Werste gewesen.“

— „Du willst Alles besser wissen. Daß Du mir diesen Bösewicht Crupow nicht mehr in's Haus läßt! Der Schuft! der Elende! Zwei mal hab' ich nach ihm geschickt — bin doch nicht die geringste Person in der Stadt.... Aber woher kommt das? weil Du Deine Würde nicht zu behaupten weißt. Du nimmst Dich schlechter wie ein Assessor. Ich schicke zu dem Menschen hin und er hält mich zum Besten; denk 'mal, entbindet des Procurators Köchin. Meine Tochter liegt im Sterben, und er ist bei des Procurators Köchin.... Der Jacobiner!“

„Der Schurke und Hundsfott!“ schloß der Marschall.

Noch hatte Maria Stepanowna den heißen Strom ihrer Worte nicht gehemmt, als die Thür aufging und der alte Doctor Crupow mit seiner etwas methodischen Miene und dem Stock in der Hand, in's Zimmer trat. Auch er war ungewöhnlich heiter gestimmt; seine Augen lächelten und ohne zu bemerken, daß der Herr und die

Frau vom Hause seinen Gruß nicht erwiederten, fragte er: „Wer bedarf hier meiner Hülfe?"

— „Meine Tochter!"

„Ah, Wära Michailowna! Was fehlt ihr?"

— „Meiner Tochter Name ist Barbara und der meinige Karp", bemerkte der Marschall nicht ohne Würde.

„Bitte um Entschuldigung; nun was fehlt denn Barbara Kyrillowna?"

„Erst beruhigen Sie mich nur", unterbrach ihn Maria Stepanowna mit vor Wuth zitternder Stimme: „ist des Procurators Köchin entbunden worden?"

— „Gut, sehr gut", erwiederte Crupow energisch. „Ein solcher Fall ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Ich glaubte wirklich, daß Mutter und Kind draufgehen. Die Hebamme war zu ungeschickt, meine Hände sind nun auch alt und ich sehe schlecht. Denken Sie nur, der Nabelstrang."...

„Ei, mein Herr, sind Sie bei Troste? Ich werd' auch solch ekelhaftes Zeug anhören! Wer sagt Ihnen das? Auf meinem Gute kommen Jahr aus Jahr ein funfzig Bäuerinnen nieder, ohne daß ich all' das häßliche Zeug erfahre. Dabei spuckte sie aus."

Crupow begriff kaum, was das sein sollte. Die ganze Nacht hatte er bei der armen Wöchnerin in einer engen Küche sich abgemüht und war noch so voll von dem Eindruck des glücklichen Erfolges, daß er den Ton der Frau Marschallin anfangs nicht verstand. Diese fuhr fort: „Bezahlt Sie denn der Procurator so außerordentlich, daß Sie seine Magd keinen Augenblick verlassen konnten, während meine Tochter fast im Sterben lag?"

„Nein, keinen Augenblick, gnädige Frau, weder um Ihrer Tochter noch um irgend eines Andern willen. Auch ist sie wol nicht so sehr krank; Sie beeilen sich ja gar nicht mich zu ihr zu führen. Das wußt' ich."

Diese Bemerkung verblüffte die zärtlichen Eltern, aber die Mutter faßte sich bald und versetzte: „Sie ist wohler; auch lasse ich Sie jetzt nicht zu meiner Tochter, Sie haben sich gewiß nicht einmal die Hände gewaschen.“

— „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doctor,“ fügte der Marschall hinzu: „ein so freches Verfahren und eine so freche Erklärung desselben hätte ich von Ihnen, einem alten verdienstvollen Arzte, nicht erwartet. Achtete ich nicht das Ordenskreuz an Ihrer Brust, ich bliebe vielleicht nicht in den Grenzen, in denen ich mich halte. Seit ich Marschall bin — das sind nun sechs Jahre — hat mich Keiner so beleidigt.“

„Aber um Himmelswillen, wenn in Ihnen kein Funke Menschenliebe ist, so bedenken Sie doch wenigstens, daß ich hier Inspector der Medicinalbehörde, daß ich in ärztlichen Dingen hier der Wächter der Gesetze bin. Und ich, ich sollte eine sterbende Frau im Stiche lassen, um zu einem gesunden Mädchen hinzueilen, das Migräne hat oder in Ohnmacht gefallen nach einem häuslichen Auftritt, oder so was Aehnliches! Das ist ja gegen alles Gesetz, und da sind Sie noch böse!“

Karp Kondratitsch war schließlich die feigste Memme. In den Worten des Arztes schien ihm ein Vorwurf des Liberalismus zu liegen. Da wurde es ihm grün vor den Augen und er antwortete rasch: „Das wußt' ich nicht, bei Gott, das wußt' ich nicht. Vor der Macht des Gesetzes verstumme ich. Da steht ja auch Bäbchen schon auf.“

Crupow trat zu ihr hin, betrachtete sie, fühlte ihr an den Puls, schüttelte den Kopf, that ein paar Fragen, und da er wohl wußte, daß er ohne das nicht loskommen würde, verschrieb er ein unbedeutendes Recept und setzte hinzu: „Vor allen Dingen Ruhe, sonst kann's schlimm werden.“ Damit ging er.

Von dem Krampfanfall der Tochter erschreckt, wurde Maria Stepanowna ein wenig sanfter. Als aber die

Kunde von Beltow zu ihr gelangte, schlug ihr das Herz hoch und pochte so gewaltig, daß das Bologneserhündchen, welches seit sechs Jahren beständig neben dem Taschentuch und einer kleinen Tabaksdose auf ihrem Schoos lag, zu knurren anfing und schnupperte und suchte, was da wol hüpfe.

Beltow! das wär' ein Freier! Beltow! das ist der Rechte!

Drittes Capitel.

Vergebliche Vorbereitungen.

Natürlich stattete Beltow auch Karp Kondratitsch einen Besuch ab. Gleich den andern Tag drängte Maria Stepanowna ihren Mann die Artigkeit zu erwiedern, und eine Woche drauf erhielt Beltow ein schmuziges Billet, das sehr nach Schafspelz roch, ein Geruch, welchen es am Busen des Kutschers angenommen, der es überbrachte. Es lautete folgendermaßen:

„Der Adelsmarschall des Dubasowschen Bezirks und seine Gemahlin beehren sich Herrn Wladimir Petrowitsch Beltow zum Mittagessen, morgen um drei Uhr, ergebenst einzuladen.“

Beltow las die Einladung mit Schrecken und warf das Billet auf den Tisch. Was Die nur für eine Lust ankommt, mich zu Gaste zu bitten! dachte er. Kostet viel Geld und sind doch die ärgsten Knicker. Ich werde mich zu Tode langweilen: aber was ist zu thun! Ich muß hin, sonst fühlen sie sich beleidigt.

Zwei Tage vor dem Diner begannen die Vorbereitungen Bäbchens. Die Mutter putzte sie vom Morgen bis zum Abend, wollte erst, daß sie ein rothes Sammtkleid trage, weil ihr das stünde, gab jedoch dem Rath ihrer

Cousine nach, welche die Gemahlin des Gouverneurs ohne Umstände besuchte und sich einbildete alle Moden zu kennen, weil Ihre Excellenz ihr versprochen hatte sie künftigen Sommer nach Karlsbad mitzunehmen. Abends ließ Maria Stepanowna Mandelkleie bringen, die von der für den morgenden Tag bereiteten Torte noch geblieben, und belehrte ihre Tochter, wie sie mit dieser Kleie sich den Nacken, das Gesicht und die Schultern reiben müsse. Hierauf begann sie in feierlichem Tone, während sie ihr offenbares Verlangen zum Zank überzugehen unterdrückte.

„Bäbchen, wenn mir Gott hilft, Dich mit Beltow zu verheirathen, dann sind alle meine Gebete erhört, dann wirst Du mir unschätzbar sein. Erfreue also Deine Mutter; Du bist ja nicht gefühllos, hast ja kein steinernes Herz. Kannst Du 's denn gar nicht? Wie solltest Du einem jungen Manne nicht zu gefallen wissen? Und ist denn hier ein solcher Ueberfluß an Mädchen? Kaum zwei, drei, die sich nennen lassen. Die gepriesenen Schönheiten, die Töchter des Präsidenten sind nach meiner Meinung häßlich, überdies sollen sie mit gewissen Secretairlein ein Verhältniß haben. Und dann von welcher Herkunft sind sie! Ihr Vater war Schreiber in der Finanzkammer. Wenn Du nur einen Funken Ambition hättest, so müßtest Du ihnen zum Possen.... Jene Unverschämten promeniren im offenen Wagen an seiner Wohnung vorbei, wird aber nichts draus, gar nichts. Doch ich quäle mich ab und rede, und Die steht da wie ein Stück Holz. Hat mir doch Gott meiner Sünden wegen eine Puppe statt einer Tochter bescheert!“

— „Aber, liebe Mutter,“ sagte Bäbchen halb laut, mit einer gewissen Verzweiflung in den Blicken, „was soll ich denn thun? Ich kann ja nicht anders. Bedenken Sie doch selbst, ich kenne diesen Mann gar nicht, und auch er wird vielleicht nicht die geringste Aufmerk-

samkeit auf mich wenden. Ich kann mich ihm doch nicht an den Hals werfen.“

„Grobes Geschöpf Du! wer sagt Dir denn, daß Du Dich ihm an den Hals werfen sollst? So also willst Du den Wunsch Deiner Mutter erfüllen.... Kennt ihn nicht! Denkst Du denn, Deine Mutter ist närrisch oder betrunken, daß sie keinen Bräutigam für Dich zu wählen weiß? Seht mir doch die Prinzessin!“... Sie hielt inne, aus Furcht, sie zu Thränen zu bringen, von welchen morgen ihre Augen roth sein könnten.

Endlich brach der Tag der Prüfung an; von zwölf Uhr wurde Bäbchen frisirt, pomadirt, parfümirt. Maria Stepanowna selbst schnürte das ohnedies hagere Mädchen fest ein, sodaß sie die Gestalt einer Wespe erhielt. Dagegen wußte aber auch die Mutter mit weiser Umsicht hie und da zu wattiren. Gleichwol war sie nicht ganz zufrieden. Bald kam ihr der Kragen zu hoch vor, bald schien ihr eine Schulter Bäbchens niedriger als die andere, Alles das machte sie böse, sie gerieth außer sich, gab dem Stubenmädchen aufmunternde Stöße, lief in den Speisesaal lehrte die Tochter kokettiren und den Diener die Tafel decken. Es war ein mühevoller Tag für Maria Stepanowna, aber die Mutterliebe vermag viel!

Begreiflicher Weise ist dies Alles ganz gut und nothwendig im Hauswesen. Bei aller Schwärmerei muß man denn doch auf die Zukunft und das Wohl der Tochter bedacht sein; nur bringen leider diese vorbereitenden Maßregeln hinter den Coulissen ein Mädchen um die schönsten Momente einer ersten, unerwarteten, offenherzigen Begegnung. Sie enthüllen ihr ein Geheimniß, das noch unenthüllt bleiben sollte und zeigen ihr zu früh, daß es zum Erfolg nicht der Sympathie, nicht des Glückes, sondern eines falschen Spiels bedarf. Diese Vorbereitungen machen ein Verhältniß gemein, das nur dann wahrhaft und heilig sein kann, wenn es eben nicht gemein wird. Strenge Moralisten möchten noch hinzu-

fügen, daß solche Maßregeln ein Mädchenherz mehr verderben, als der sogenannte Fall: so tief lassen wir uns nicht ein. Und dann sage man, was man wolle, die Töchter müssen denn doch Männer bekommen, dazu sind sie geboren. Dies werden, denk' ich, alle Moralisten zugeben.

Um drei Uhr saß das geputzte Bäbchen im Gastzimmer, wo seit einer halben Stunde schon sich einige Gäste eingefunden und von dem Präsentirteller auf dem Sophatisch bereits die Hälfte des Caviars verschwunden war. Plötzlich trat ein Lakai ein und überreichte Karp Kondratitsch einen Brief.

Karp Kondratitsch holte seine Brille aus der Tasche, strich mit dem schmuzigen Tuch die Gläser, und nachdem er die paar Zeilen, der Dauer nach zu schließen, wahrscheinlich buchstabirend durchgelesen, verkündigte er in merklich unruhigem Tone:

„Liebe Maria, Herr von Beltow bittet um Entschuldigung: er ist unwohl, hat sich erkältet, und kann bei dem besten Willen nicht kommen. — Sage dem Diener, wir bedauerten sehr."

Maria Stepanowna wechselte die Farbe und warf einen Zornblick auf die Tochter, als sei sie daran schuld, daß Beltow sich erkältet. Bäbchen triumphirte. Nie hatte sich Maria Stepanowna so lächerlich gemacht. Sie dauerte Einen fast. Nun haßte sie Beltow von ganzem Herzen. „Das ist geradezu ein Affront," murrte sie vor sich hin.

„Das Essen ist aufgetragen," sagte der Lakai.

Der Provinzialmarschall führte Maria Stepanowna zu Tische.

Viertes Capitel.

Theeklatsch.

Drei Wochen nach dieser Begebenheit saß Maria Stepanowna beim Thee. Wenn sie allein war, oder mit intimen Freunden, trank sie gern viel Thee und zwar den Zucker im Munde aus der Untertasse, was ihr schon darum zusagte, weil sie bei dieser Methode weniger Zucker brauchte. Vor ihr saß eine lange hagere Frauengestalt, die immer ein wenig den Kopf schüttelte, wodurch die Bänder an ihrer Haube in fortwährender Bewegung blieben. Sie strickte eine wollene Schärpe an zwei großmächtigen Nadeln und betrachtete ihre Arbeit durch eine schwere Brille, deren silberner Bügel eher an eine Kanonenlaffette erinnerte, als an ein Ding, welches auf einer menschlichen Nase ruhen sollte. Ein abgetragenes dunkles Ueberkleid und ein Ridicüle von außerordentlicher Größe, aus welchem noch mehre Stricknadeln hervorguckten, zeigte, daß diese Person zu den Vertrauten des Hauses gehörte, und nicht reich war. Letzteres konnte man am deutlichsten aus dem Tone Maria Stepanowna's entnehmen. Diese Alte hieß Anna Jakimowna; sie war aus gutem adligen Hause und in jungen Jahren Witwe geworden. Ihr Vermögen bestand aus vier Leibeigenen, der vierzehnte Theil einer Erbschaft, die sehr wohlhabende Verwandte mit ihr getheilt. Diese hatten in Berücksichtigung ihres Witwenstandes ihr und ihren Bauern mit freigebiger Hand einen Sumpf zugemessen, der an wilden Enten und Schnepfen überreich, zur friedlichen Beschäftigung des Ackerbaues indeß nicht recht geeignet war. Von einem solchen Gute ließ sich bei allen Bemühungen Anna Jakimowna's kein großer Grundzins erheben. Auch ihr Mann hatte ihr nicht viel hinterlassen: nämlich den Oberstlieutnantsrang,

einen einzigen Sohn und eine Sammlung pferdearzneilicher Recepte, auf deren jedem ein frappantes Beispiel glücklicher Curen verzeichnet stand. Der Sohn kam, neunzehn Jahr alt, in ein Regiment, wurde aber bald wegen Trunkenheit und tumultuarischen Benehmens cassirt. Seitdem wohnte er in einem Flügel des mütterlichen Hauses, zog Citronenliqueur ab, und prügelte sich beständig bald mit der Dienerschaft, bald mit guten Freunden. Die Mutter fürchtete ihn wie das Feuer, versteckte vor ihm Geld und Sachen und schwor ihm, daß sie keinen Groschen habe, besonders seit er einmal den Deckel ihrer Schatulle mit einem Beil aufgebrochen und zweiundsiebzig Rubel, sowie einen Türkisring herausgenommen, welchen sie vierundfunfzig Jahre hindurch zum Andenken an einen treuen Freund ihres verstorbenen Mannes aufbewahrt hatte. Außer den Bauern und den Recepten besaß Anna Jakimowna drei junge Stubenmädchen, ein altes und zwei Lakaien. Die jungen Mädchen bekamen nie Kleider von ihr, und merkwürdiger Weise waren sie doch immer gut gekleidet. Anna Jakimowna sah mit Vergnügen, daß sie sich so viel erarbeiten konnten, ungeachtet sie selbst sie vom Morgen bis zum Abend beschäftigte, und schwieg wohlweislich, wenn sie hin und wieder Etwas bemerkte, was nicht sein sollte. Die Lakaien, zwei misgestaltete Greise, die nur dem Wein lebten, theilten mit den Stubenmädchen ihren Gewinn und fertigten außerdem für die halbe Stadt ziegenlederne Schuhe, die stark rochen. Natürlich ließ auch der Herr Sohn Jakim Ossipitsch die Gelegenheit nicht vorbei, seine Rechnung zu finden, und machte sich menschliche Schwächen zu Nutze.

Das ehrwürdige Haupt dieses patriarchalen Phalansteriums leerte nun die vierte Tasse Thee bei Maria Stepanowna. Sie hatte bereits zum hundertsten Male erzählt, wie ein grusinischer Fürst um sie gefreit, der als General en Chef starb, wie sie im Jahr 1809 zu ihren

Verwandten nach Petersburg gereist, wie bei ihren Verwandten sich jeden Tag die gesammte Generalität versammelte, und wie sie nur darum nicht dort geblieben, weil sie das Newawasser nicht vertragen konnte. Als sie ihre aristokratischen Erinnerungen mit der vierten Tasse Thee beschloß, hub sie plötzlich an, indem sie die Tasse laut umstürzte (was übrigens ein trügerisches Signal *) war).

„Ja, meine liebe Maria Stepanowna, wenn mich der Herr nur würdigt, Ihr Bäbchen versorgt zu sehen, so etwa wie Sie, Maria Stepanowna, dann bleibt mir nichts zu wünschen übrig. Das Herz lacht Einem, wenn man Ihre Familie ansieht, Ihr Haus ist gesegnet, von allen Seiten hoch geachtet. Wie gut wär's, und wie würde es Sie freuen, wenn Bäbchen heirathete!"

— „Warum haben Sie Ihre Tasse umgestürzt? trinken Sie doch noch."

„Ich habe wahrlich genug; ich trinke in der Regel nur drei Tassen, und bei Ihnen habe ich schon vier getrunken. Ich danke gehorsamst. Ihr Thee ist vorzüglich."

— „Ja, ich sage es immer, meinetwegen einen Rubel mehr auf's Pfund, das thut nichts — nur muß es ordentlicher Thee sein. Nehmen sie doch noch eine Tasse (Anna Jakimowna nahm die fünfte). Freilich, Anna Jakimowna, Alles liegt in Gottes Hand. Aber Bäbchen ist ja noch jung, wie sollte sie jetzt schon heirathen! Und aufrichtig gesagt, was sind das für Freier: die können ein Mädchen unglücklich machen! Ach, und wenn ich bedenke, daß ich mich von ihr trennen soll — das überlebe ich nicht, ich überleb's wahrlich nicht."

„Ei doch, meine Herzige, wer verheirathet nicht seine Töchter! das ist keine solche Waare, die man zurück-

*) Das Umkehren der Tasse ist nämlich in den gewöhnlichen russischen Theegesellschaften ein Zeichen, daß man nicht mehr trinken will. A. d. U.

behält, die verliegt leicht. Nein, meine Meinung ist, wenn die heilige Mutter Gottes ihren Segen gibt, so wäre es gut eine avantageuse Partie zu machen. Jetzt ist ja der Sohn von Sophia Alexewna hier. Der ist ein entfernter Verwandter von uns. Freilich heutzutage nimmt man nicht viel Notiz von seinen Verwandten, besonders wenn sie arm sind. Er hat bedeutendes Vermögen: zweitausend Bauern auf einem Fleck, und seine Güter sind im besten Stand."

— „Ja, aber was ist's für ein Mensch! Sie denken immer nur an's Geld. Der Reichthum ist aber mehr eine Last, als ein Glück, bringt Mühen und Beschwerden. Das nimmt sich Alles von fern recht schön aus, das gleißt und schimmert; aber bei Lichte betrachtet untergräbt Reichthum nur die Gesundheit. Ich kenne den Sohn der Sophia Alexewna. Er hat meinen Mann besucht. Wir haben ihn natürlich artig aufgenommen; uns geht's ja nichts an — aber es ist ihm auf's Gesicht geschrieben, daß er ein höchst ausschweifender Mensch ist. Was für Manieren! Im Hause eines Edelmanns benimmt er sich, als wär' er im Wirthshaus. Haben Sie ihn gesehen?"

„Von fern, auf der Straße. Er fährt und geht oft an meiner Wohnung vorbei."

— „Wo geht er denn da hin?"

„Das weiß ich nicht, meine Beste. Wie sollte ich in meinen Jahren und bei meinen schweren Krankheitszuständen (dabei seufzte sie tief) mich darum bekümmern, wohin er geht; ich habe meiner Kümmerniß genug.... Vor Ihnen will ich, wie vor Gott, nichts verheimlichen: mein Jakim hat wieder tolle Streiche gemacht. Er bringt mich in's Grab"... Hier brach sie in Thränen aus.

— „Wie wär's, wenn Sie den Küster der Kreuzkirche zu Rathe zögen. Er curirt wunderbar. Nimmt gewöhnlichen Branntwein, bespricht ihn, und gibt dem Kranken einen Schluck, den Rest trinkt er selbst, das ist

Alles. Da zeigen sich dem auch die Teufel und all der Höllenspuk, und dann ist das Uebel wie verschwunden."

„Ich fürchte nur, er verlangt zu viel. Sie kennen meine Umstände."

— „Nicht doch, er hat unsern Koch curirt, und bekam in Allem fünf Rubel."

„Half's denn?"

„Freilich half's; er hatte zwar Rückfälle, da gebrauchte Karp Kondratitsch noch ein anderes Heilmittel. Du, sagte er, begreifst die herrschaftliche Gnade nicht, ich habe fünf Rubel an Deine Cur gewandt, und Du bist immer noch nicht geheilt, Du Schuft! Und nun ließ er ihm, verstehen Sie mich, auf gut russisch aufzählen. Seitdem trinkt der Kerl nicht mehr. Ich werde Ihnen den Küster schicken. — Aber ich an Ihrer Stelle hielt's doch nicht aus, ich erführe, wohin der junge Herr schlendert."

„Ich habe allerdings auch meine Wasiliska gefragt — das Mädel ist gar gewandt — so aus langer Weile sagte ich zu ihr: «wohin fährt doch dieser Herr hier vorbei?» Und Tags darauf meldete sie mir: Sie beliebten gestern zu fragen, wohin der Herr von Beltow fahre; er besucht immer mit dem alten Doctor den Lehrer Negrow's."

— „Mit Crupow?" Zu dem Lehrer Negrow's?" fragte Maria Stepanowna, eine angenehme Regung kaum bergend, über die sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte.

„Ja wohl, es ist Derselbe, der hier am Gymnasium angestellt ist."

— „Dahin also geht er! Dacht' ich mir's doch, daß er ein höchst ausschweifender Mensch ist. Was Wunder! Sein Lehrer hat ihn von klein auf zum Freimaurer gemacht. Wie konnte es anders kommen. Der Junge lebte ohne alle Aufsicht in der französischen Residenz; na, der Name sagt schon, was da für eine

Moralität herrscht.... Also der Pflegetochter Negrow's macht er den Hof? Herrlich! Wir leben in einer schönen Zeit!

„Der arme Mann dauert mich, Maria Stepanowna, obgleich er mir wildfremd ist. Es soll ein solider Mensch sein; sie aber — na, ihre Abkunft ist danach! Ich habe mein Lebtag Viele gekannt; Bauernblut verleugnet sich nicht.“

— „Und was sagen Sie zum Doctor? Der spielt eine schöne Rolle! Der alte Sünder, wenn der sich doch vor Gott schämte! Aber er ist auch so ein Maurer, und hilft seinen Sinnesgenossen. Mag auch hübsches Geld von ihm bekommen — wofür? Um ein Weib unglücklich zu machen. Und sagen Sie mir nur, Anna Jakimowna, was braucht dieser Filz noch Geld? Steht ganz allein da, hat keine Verwandten, gibt den Armen keinen Pfennig. Verfluchte Habgier! Der Judas Ischariot! Und was hat er davon? Wird verrecken wie ein Hund, und dann kommt Alles in die Stadtkasse.“

Die Unterhaltung währte noch eine Viertelstunde in demselben Geiste und derselben Richtung, worauf Anna Jakimowna, die in der Glut des Gespräches noch drei Tassen Thee geleert, sich zum Nachhausegehen anschickte. Sie legte ihre Brille ab, that sie in's Futteral und ließ im Vorsaal fragen, ob der Peter da sei, der sie nach Hause abholen sollte. Als sie hörte, daß der Peter da sei, erhob sie sich. Lange hatte Maria Stepanowna sie nicht so freundlich aufgenommen. Sie gab ihr sogar das Geleit bis in den Vorsaal, wo der unrasirte Peter, ein närrischer sechzigjähriger Alter, schmuzig und nach schlechtem Fusel riechend, in der einen Hand die Pelzsaloppe der Anna Jakimowna hielt und mit der andern die hölzerne Tabaksdose in die Tasche steckte. Peter war sehr verstimmt: er war eben im Begriffe gewesen, einen Stein auf dem Damenbret zu ziehen und hatte schon den schmuzigen Finger danach hingestreckt, als seine Herrin die Thür aufmachte. „Verdammte Krähe!“

brummte er zornig und warf die Salappe über die dürren Schultern der verwitweten Anna Jakimowna.

„Der Dummkopf hier hat noch immer nicht gelernt, wie er mir die Saloppe umthun soll!“ bemerkte sie.

— „Schaffen Sie sich einen gescheitern an“, murrte Peter.

„Sehen Sie, liebe Freundin, so gehts einer Witwe. Von Allem muß ich leiden, selbst von dem untersteu Diener. Was soll eine Frau machen! Ja, wenn mein seliger Mann noch lebte, wie würde es diesem Taugenichts ergehen! Der sollte sich wundern. Ach, ja, es ist ein bittres Loos, behüte Sie der Himmel davor!“

Diese Rede rührte den Peter nicht. Während er seine Herrin am Arme die Treppe hinunterführte, gewann er noch Zeit sich zu den andern Dienern umzuwenden und ihnen zuzuwinken, indem er auf Anna Jakimowna hindeutete, was der Dienerschaft des Dubasow'schen Marschalls lange herzlichen Spaß machte.

Ich überlasse es dem Leser sich die Freude und die Zufriedenheit der guten Maria Stepanowna zu denken, als dieselbe eine solche Neuigkeit erfahren hatte, und somit in den Stand gesetzt war, eine scandalöse Geschichte nicht nur von Beltow, sondern auch von Crupow zu verbreiten. Dabei mußte freilich auch der gute Ruf eines Weibes zertreten werden; Das war recht schade — aber was thun! Es gibt wichtige Fälle, in denen einzelne Persönlichkeiten großen Plänen zum Opfer gebracht werden.

Fünftes Capitel.

Eine Todesnachricht.

Um dieselbe Zeit, als die verehrliche Witwe Anna Jakimowna bei der nicht minder ehrenwerthen Maria Stepanowna Thee trank und beide mit jener zärtlichen Aufmerksamkeit, die nur dem weiblichen Herzen eigen ist,

sich mit Beltow beschäftigten, saß dieser äußerst traurig in seiner Stube, und dachte bekümmert an etwas sehr Trübes und Schweres. Hätte er die Gabe des Hellsehens besessen, er hätte sich leicht trösten können: er würde deutlich vernommen haben, wie, nur durch eine lange schmuzige Straße und ein kleines schmuziges Quergäßchen von ihm getrennt, zwei Frauen einen verwandtschaftlichen Antheil an seinem Schicksal nahmen, und daß Eine von ihnen gewiß ohne verletzende Gleichgültigkeit die Andere anhörte. Allein Beltow war kein Hellseher. Und war er wenigstens ein echter Russe, von keinen europäischen Neuerungen verdorben, so würde er zu schlucken angefangen und dies ihm die Gewißheit gegeben haben, daß dort, dort, irgendwo in der Ferne, im Stillen seiner gedacht wird. Aber in unserm negirenden Jahrhundert hat der Schlucken seinen mystischen Charakter verloren, und ist nichts als eine elende gastrische Erscheinung.

Beltow's Trauer hing übrigens nicht im Mindesten mit der bekannten Unterhaltung bei der sechsten Tasse Thee zusammen. Er war an jenem Tage spät aufgestanden, mit schwerem Kopfe; Abends las er viel, aber er las unaufmerksam und halb schlummernd. — In den letzten Tagen hatte sich in ihm mehr und mehr ein krankhaftes Unbehagen entwickelt, worüber er sich noch nicht klar wurde, was ihn aber zu trübem Sinnen stimmte. Es fehlte ihm immer Etwas, und er konnte sich nicht sammeln. Schon seit einer Stunde hatte er seine Cigarre ausgeraucht, seinen Kaffee getrunken, und sann lange, womit er den Tag beginnen sollte, mit Lectüre oder mit einem Spaziergang? Er entschloß sich zu Letzterm, und warf seine Pantoffel ab: da fiel ihm ein, daß er sich das Wort gegeben, in den Frühstunden die neuesten Werke über politische Oekonomie zu lesen. Er zog daher seine Pantoffel wieder an, nahm eine neue Cigarre, und wollte sich nun ganz mit politischer Oekonomie be-

schäftigen: zum Unglück aber lag neben der Cigarrenkiste der Byron. Beltow streckte sich aufs Sopha hin, und las bis fünf Uhr den Don Juan.

Als er die Lectüre beendet und nach der Uhr sah, wunderte er sich sehr, daß es schon so spät war; er rief seinen Kammerdiener und verlangte schnell seine Kleider. Uebrigens war sowol jene Verwunderung als der dem Kammerdiener ertheilte Befehl mehr instinktartig: er wollte eigentlich nirgends hin, und es galt ihm völlig gleich, ob es sechs Uhr Morgens oder zwölf Uhr Nachts war. Nachdem er sich mit jener Sorgfalt und Sauberkeit angekleidet, an die wir uns bei längerm Aufenthalt im Auslande gewöhnen und die wir in der Provinz so schnell verlernen, legte er sich mit dem festen Vorsatz, politische Oekonomie zu treiben, wieder auf denselben Platz und schlug eine englische Brochüre über Adam Smith auf, während der Kammerdiener seinerseits einen kleinen Tisch aufschlug und zu decken anfing. Der Kammerdiener war vom Schicksal begünstigter als der Herr. Gregor deckte den Tisch mit aller Seelenruhe, setzte eine Flasche Wasser und eine Flasche Lafitte hin, auf einen andern Tisch ein Fläschchen Absinth und Käse, dann betrachtete er ruhig das Gethane, und nachdem er sich überzeugt, daß Alles an seinem rechten Orte sei, ging er hinaus, die Suppe zu holen. Nach einer Minute brachte er — nicht die Suppe, sondern einen Brief.

„Woher?“ fragte Beltow, kein Auge von der Brochüre verwendend.

— „Wahrscheinlich aus dem Auslande: es ist kein russischer Stempel und der Brief ist überdies recommandirt.“

„Gieb her!“ sagte Beltow und warf die Brochüre hin. „Von wem das nur sein mag! „Ich kann mir gar nicht denken... Aus Genf!... Sollte gar... doch nein, da muß....

Einfacher wäre es freilich gewesen, den Brief zu öffnen und auf der letzten Seite nachzusehen, von wem

er sei, als zu rathen. Das unterliegt keinem Zweifel. Aber warum rathen Alle so gern bei einem Brief? Es ist dies ein Geheimniß des menschlichen Herzens, und hat übrigens seinen Grund darin, daß es dem Menschen schmeichelt, sich als scharfsinnig anzuerkennen.

Endlich erbrach Beltow den Brief und begann zu lesen. Bei jeder Zeile wurde sein Gesicht blässer und Thränen traten ihm in die Augen.

Der Brief war von einem Neffen des Mr. Joseph; derselbe benachrichtigte Beltow von dem Tode des Greises. Das Leben dieses Edeln erlosch, wie es dahin geflossen, still und klar. Er war seit mehren Jahren Oberlehrer in einer Dorfschule unweit Genf. Zwei Tage hatte er sich unwohl gefühlt, am dritten schien es ihm besser zu gehen; kaum konnte er sich auf den Füßen halten, so begab er sich in den Lehrsaal, dort aber fiel er in Ohnmacht. Man brachte ihn nach Hause und ließ ihm zur Ader. Er kam zu sich und nahm bei vollem Bewußtsein Abschied von den Kindern, welche schweigend und bestürzt sein Bett umstanden, foderte sie auf, nach seinem Grabe hinauszuspazieren und darauf herumzuspringen; dann erbat er sich das Portrait Woldemar's, betrachtete es lange mit Liebe und sagte zu seinem Neffen: „Welch ein Mensch hätte aus ihm werden können!... Aber der alte Onkel muß es doch wol besser gewußt haben... Schicke dieses Portrait dem Woldemar zurück, wenn ich... die Adresse findest Du in meiner Mappe, in der alten, auf welcher Washington abgebildet ist.... Es thut mir leid um Woldemar... sehr leid...."

„Hier" — schrieb der Neffe — „begann der Kranke zu phantasiren. Sein Gesicht nahm den majestätisch-ernsten Ausdruck der letzten Lebensminuten an. Er bat, daß man ihn in die Höhe richte und indem er seine hellen Augen öffnete, wollte er den Kindern etwas zurufen, aber die Zunge versagte ihm. Er lächelte ihnen

zu, und sein graues Haupt sank ihm auf die Brust. Wir haben ihn auf unserm Dorfkirchhofe zwischen dem Organisten und dem Küster beerdigt."

Beltow las den Brief zu Ende, legte ihn auf den Tisch, trocknete eine Thräne, ging im Zimmer auf und ab, blieb am Fenster stehen, nahm den Brief wieder zur Hand und las ihn noch einmal von Zeile zu Zeile durch. „Wunderbarer Mensch!" murmelte er vor sich hin: „und dabei ein höchst glücklicher Mensch! Er wußte sich zu begnügen, wußte zu streben und zu wirken an jedem Orte, wohin ihn das Schicksal brachte.... Jetzt habe ich auf dem ganzen Erdenrund nur meine Mutter und weiter Niemand, Niemand.... Ich hatte zwar selten Nachricht von dem Greise, aber auch das that mir wohl. Nun ja, mir genügte schon das Bewußtsein, daß er lebte. Jetzt ist er nicht mehr! Ach wie schwer ist das Alles zu tragen! Wahrlich, wenn man die Bedingungen des Lebens voraus wüßte, es fänden sich wenige Thoren, die zu leben wünschten."

— „Die Suppe wird kalt, Wladimir Petrowitsch", hub der Kammerdiener an, der theilnehmend merkte, daß der Inhalt des Briefes kein erfreulicher war.

„Gregor", sagte Beltow, „erinnerst Du Dich unseres Hauslehrers?"

— „Wie sollt' ich mich des Schweizers nicht erinnern, gnädiger Herr!"

„Er ist todt", sagte Beltow, und wandte sich von Gregor ab um seine Rührung zu bergen."

— „Gott habe ihn selig!" versetzte Gregor: „er war ein guter Mensch und so freundlich gegen Unsereins. Neulich sprach ich noch mit Maxim Fedorowitsch, der bei Ihrer Frau Mama als Mundschenk dient; ich meine, wir sprachen von Ihnen. Aufrichtig gestanden, Maxim Fedorowitsch kann sich nicht genug über Sie wundern. Ich habe durch Ihre Gnaden mancherlei Völker und deren Sitten kennen gelernt, er aber ist sein Lebelang

hier in der Provinz geblieben, da kommt ihm denn Alles wunderbar vor. Ach wol, sagte er: der Herr hat ein gutes Herz, ganz wie die gnädige Frau; nun und von seinem Lehrer konnte man, so zu sagen, auch was Rechtes lernen. Ich erinnere mich, wie er einmal dem Wladimir Petrowitsch befahl, vor einem Bauernjungen, der ihn grüßte, die Mütze abzunehmen. Auch der, sagte er, ist ein Ebenbild Gottes."...

Beltow schwieg, und setzte sich traurig zu Tische.

Die Nachricht von Joseph's Tode weckte natürlicherweise in Beltow alle Erinnerungen seiner Jugend, und damit trat ihm Alles, was er erlebt, vor die Seele. Er gedachte der Lehren Joseph's, wie er dieselben begierig vernahm, wie er fest an sie glaubte, und wie sich doch im Leben Alles ganz anders erwies. Seltsam genug, Alles was Joseph gesprochen, war schön und wahr nach jeder Seite: aber an Beltow hatte es sich durchaus nicht bewährt.

Er verglich Das, was er jetzt war, mit Dem, was er damals gewesen, und siehe, es waren zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten, die nichts mit einander gemein hatten, die nur durch das Band der Erinnerung zusammenhingen. Einst so reich an Hoffnungen, mit dem Glauben der Selbstverleugnung, zu den mühevollsten Thaten, zu den uneigennützigsten Anstrengungen bereit, und jetzt — ein Hoffnungsloser, der den äußern Umständen gewichen, der nur noch irgend etwas zur Zerstreuung suchte.

Gregor brachte das Portrait von der Post. Rasch schnitt Beltow den Umschlag auf und zog es mit großer Ungeduld hervor.... Er wechselte die Farbe, als er einen Blick auf seine einstigen Züge warf, und hätte sich fast davon abwenden mögen. Da war Alles ausgeprägt, was seinen Geist durchschwärmte. Welch frisches, heiteres Knabengesicht! Um den Mnnd, in den Blicken jener nicht zu bezeichnende Zug von unbestimmtem Sin-

nen, wie es der Entwickelung mächtiger Gedanken vorangeht. Großes muß aus diesem Jüngling werden, würde jeder Theoretiker gleich Hrn. Joseph gesagt haben — und doch wurde aus ihm nur ein müßiger Tourist, welchem ein Amt bei den Adelswahlen in N. der letzte Anker war!

Damals, dachte Beltow, mit einer Selbstanklage das Bild betrachtend, war ich vierzehn Jahre alt: jetzt bin ich ein Dreißiger, und was habe ich vor mir? Nichts als graues Dunkel, nichts als das langweilige, einförmige „Fortsetzung folgt." Ein neues Leben zu beginnen, ist zu spät, das alte fortzusetzen unmöglich. Wie viele Anfänge, wie viele Anknüpfungen, und Alles endete mit Müßiggang und Einsamkeit!...

Das Erscheinen des Doctor Crupow unterbrach diese trüben Betrachtungen, die sich jedoch im Gespräche fortspannen.

„Wie ist Ihr Befinden, Wladimir Petrowitsch?"

— „Ah, guten Tag, lieber Doctor! Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Ich kann die Schwermuth und Sehnsucht nicht mehr aushalten. Wahrhaftig, ich bin krank, ich bin in einem fieberhaften Zustande, der zwar nicht bedeutend ist, aber mich in fortwährender Aufregung erhält."

„Sie führen eine unregelmäßige Lebensweise", entgegnete Crupow, indem er den langen Rockärmel zurückschlug, um Beltow gründlich an den Puls zu fühlen. „Sie leben doppelt so schnell, als man darf; Sie schonen weder Räder noch Theer: so kann man nicht lange fahren."

— „Ich empfinde selbst, daß ich moralisch und physisch zu Grunde gehe."

„Viel zu früh. Die jetzige Generation beschleunigt ihr Leben. Aber Sie müssen sich ernstlich mit Ihrer Gesundheit beschäftigen und Maßregeln ergreifen."

— „Welche Maßregeln?"

„Gar viele. Gehen Sie rechtzeitig zu Bette, stehen

Sie früh auf, lesen Sie weniger, denken Sie weniger, spazieren Sie mehr, verscheuchen Sie die trüben Gedanken, trinken Sie nicht viel Wein, starken Kaffee meiden Sie ganz."

— „Das Alles, meinen Sie, sei so leicht, namentlich das Verscheuchen der Gedanken.... und auf wie lange verdammen Sie mich zu solcher Diät?"

„Fürs ganze Leben!"

— „Danke gehorsamst: das ist langweilig und widerwärtig, verlohnt auch nicht der Mühe."

„Wie, es lohnte sich nicht? Es scheint mir doch wol der Mühe werth, irgend ein Opfer zu bringen um ein spätes Alter zu erreichen, um länger zu leben."

— „Wozu denn lange leben?"

„Sonderbare Frage! Weiß selbst nicht wozu; nun ja, um zu leben. Es ist doch besser leben, als sterben; jedes Thier hat Liebe zum Leben."

— „Wenn sich nun aber eins findet, das sie nicht hat", bemerkte Beltow bitter lächelnd. „Byron sagt mit Recht: ein ordentlicher Mensch könne nicht länger als fünfunddreißig Jahre leben. Was soll auch ein langes Leben? Das muß gar zu langweilig sein."

„Verwünschte Sophismen, die Sie aus den deutschen Philosophen herausgelesen haben!"

— „Erlauben Sie mir in diesem Falle die Deutschen in Schutz zu nehmen. Ich bin ein Russe, und habe aus dem Leben denken gelernt, nicht in Ideen gelebt. Gut, daß wir auf diese Frage kommen. Ueberlegen Sie's recht, und sagen Sie mir aufrichtig, welchen Nutzen bringt's, wenn ich nicht zehn, sondern noch funfzig Jahre lebe? Wer bedarf meiner außer meiner Mutter, die auch keine lange Zukunft mehr zu hoffen hat? Sei es Schwäche, oder Mangel an Charakter — soviel ist gewiß, ich bin ein unnützer Mensch, und da ich einmal die Ueberzeugung davon habe, so denke ich, bin ich allein Herr meines Lebens. Noch ist es mir nicht so

verhaßt, daß ich mich erschießen sollte, aber auch nicht mehr so lieb, daß ich eine strenge Diät beobachte, mich am Gängelband führen lasse, alle heftigen Gemüthsbewegungen und schmackhaften Speisen meide, nur um das kranke leidensvolle Leben recht zu verlängern."

„Ich verstehe; Sie ziehen einen chronischen Selbstmord vor", versetzte Crupow, der schon böse zu werden anfing. „Freilich, Sie haben das Leben satt, aus Müßiggang. Nichts thun ist sehr langweilig, und Sie, wie alle reichen Leute, sind an Arbeit nicht gewöhnt. Wenn Sie das Schicksal zu einer bestimmten Beschäftigung drängte, wenn Sie Ihr Gut Bälo-Pole nicht hätten, so würden Sie arbeiten müssen — nehmen wir an, um Ihrer selbst willen, um's Brod, Andere aber würden den Nutzen davon haben. So geschieht Alles in der Welt."

— „Ich bitte Sie, lieber Doctor! Glauben Sie denn, außer dem Hunger gäbe es keinen mächtigen Antrieb zur Arbeit? Schon der Wunsch, sich mitzutheilen, sich auszusprechen, treibt einen ja zu arbeiten. Ich meinerseits würde im Gegentheil um's Brod mich nicht abmühen. Das ganze Leben arbeiten um nicht Hungers zu sterben, und nicht Hungers sterben um zu arbeiten — Das heiße ich die Zeit vernünftig und nützlich zubringen!"

„Nun, Sie haben ja zu essen, und den Wunsch sich auszusprechen: haben Sie darum viel gethan?" fragte der Greis immer ärgerlicher.

— „Das ist's ja eben! Aus Lust habe ich wahrlich kein müßiges und mir lästiges Leben gewählt. Aber zum gelehrten Specialisten bin ich nicht geschaffen, so wenig wie zum Musiker, und die übrigen Bahnen scheinen nicht für mich geschaffen zu sein."

„Damit also beruhigen Sie sich: die Erde ist Ihnen zu eng, Sie haben nicht Raum genug! Ihnen fehlt es an festem Willen, an Ausdauer. Gutta cavat...."

— „Lapidem", fiel Beltow ein. „Sie sind ein Mann von Fach und haben gut reden."

„Ach, das sind schöne Worte!" bemerkte der Doctor: „ich glaube, ein guter Arbeiter bleibt nicht ohne Arbeit."

— „Meinen Sie also, jene Arbeiter in Lyon, die verhungern, weil sie bei aller Lust zur Arbeit keine haben, können nichts, oder treiben schlechten Spaß? Ach, lieber Doctor, verurtheilen Sie doch nicht so schnell und verordnen Sie nicht gleich Seelenruhe und Kräuter. Jene ist unmöglich, diese helfen nichts. Wenig Krankheiten sind so arg wie das Bewußtsein unnützer Kräfte. Was soll da Diät! Denken Sie an die Antwort, die Napoleon dem Dr. Antommarchi gab: „Das ist kein zurückgetretener Krebs, es ist das zurückgetretene Waterloo." Jeder hat sein Waterloo rentré! Lassen Sie uns zu Cruciferski's gehen: bei denen bin ich schon ein paar Mal meinen Mismuth los geworden. Solche Mittel helfen besser als alle Decocte."

„Von Ihnen erwarte Einer Dank und Anerkennung! Wer hat Ihnen denn dies Haus verordnet?"

— „Entschuldigen Sie, daß ich's vergessen. O ja, Sie sind der größte aller Söhne des Hippokrates!" erwiderte Beltow, indem er seine Cigarren einsteckte und dem Doctor gutmüthig zulächelte.

Was war es denn aber, fragen auch wir mit Maria Stepanowna, was war es eigentlich, das Beltow in das bescheidene Haus des Lehrers hinzog? Fand er einen Freund in diesem, einen Gleichgesinnten, oder war er wirklich in dessen Frau verliebt? Diese Fragen zu beantworten wäre ihm selbst, bei dem besten Willen die Wahrheit zu sagen, äußerst schwer gewesen. Viele Umstände brachten ihn dieser Familie nahe. Die Wahlen gingen zu Ende, mit den üblichen Diners und Bällen. Wie sich von selbst versteht, wurde Beltow zu nichts gewählt und er blieb in N. nur, um einen gewissen Proceß im Civiltribunal zu beenden. Der Leser mag die Lange-

weile ermessen, die ein solcher Mensch in N. empfinden mußte, wäre er nicht mit Crucifersky bekannt gewesen. Das stille, ungetrübte Leben dieses Paares hatte für Beltow etwas Neues und Anziehendes; er hatte sich immer in allgemeinen Fragen, in wissenschaftlichen Theorien bewegt, er war in fremden Städten, wo es schwer ist, mit dem häuslichen Leben in Berührung zu kommen, und in Petersburg, wo es wenig häusliches Leben gibt. Er hatte daher geglaubt, häusliches Glück sei eine Erdichtung oder werde nur gemeinen und kleinlichen Naturen zu Theil. Crucifersky aber und seine Frau waren keine solchen.

Crucifersky's Charakter ist schwer zu bezeichnen. Ein weiches Gemüth von höchster Innigkeit und weiblicher Hingebung, so offenherzig und so rein, daß man ihn lieben mußte, obgleich seine Reinheit in Unerfahrenheit und kindische Unkenntniß überging. Es gab nicht leicht einen Menschen, der das praktische Leben weniger kannte; was er wußte, wußte er aus Büchern, daher unklar, unbestimmt, romantisch. Er hegte einen heiligen Glauben an die von Shukowski besungene Welt, an überirdische Ideale. Aus der Abgeschiedenheit seines Studentenlebens, wo er in die Welt der Kämpfe und Leidenschaften nur von der Galerie des Moskauer Theaters Blicke gethan, trat er an einem grauen Herbsttag still ins Leben. Hier empfing ihn drückende Noth, Alles erschien ihm feindlich, fremd, und so gewöhnte sich der junge Candidat mehr und mehr allen Trost und alle Beruhigung in einer Welt der Träume zu finden, in die er vor den Menschen und den Verhältnissen sich flüchtete. Die äußere Noth war es auch, die ihn in das Haus Negrow's trieb; diese Berührung mit der Wirklichkeit concentrirte sein Innenleben noch mehr. Von Natur sanftmüthig, dachte er gar nicht daran, einen Kampf mit der Wirklichkeit aufzunehmen; er wich ihrem Angriff aus, er wollte nur Ruhe haben. Da

kam die Liebe, wie sie in solchen Organismen sich zeigt, nicht wild, nicht rasend, aber für alle Ewigkeit, aber mit der völligsten Seelenhingebung. Nervöse Gereiztheit erhielt ihn fortwährend in einem begeistert melancholischen Zustand; er war immer zur Trauer, zum Weinen geneigt; er sah an stillen Abenden gern nach dem Himmel, und wer weiß, welche Gesichte ihm in dieser Stille vorschwebten. Oft drückte er seiner Frau die Hand, und betrachtete sie mit unaussprechlichem Entzücken: aber in dieses Entzücken mischte sich eine so tiefe Trauer, daß Lubinka selbst sich der Thränen nicht enthalten konnte. In all seinem Thun zeigte sich dieselbe Sanftmuth und Milde, dieselbe Offenheit, dasselbe ängstliche Sinnen, wie auf seinem Gesichte.

Braucht noch gesagt zu werden, wie ein solcher Mensch seine Frau lieben mußte? Seine Liebe wuchs ununterbrochen, zumal ihn nichts abzog. Er konnte nicht zwei Stunden hinbringen, ohne in die dunkelblauen Augen seiner Frau geblickt zu haben; er zitterte, wenn sie ausging und nicht zur bestimmten Stunde wieder kam. Mit einem Worte, man sah deutlich, daß sein ganzes Dasein in ihr wurzelte. Viel trug hierzu die Umgebung bei, in die er gerieth. Die Lehrer des N.'schen Gymnasiums waren, wie das sonst an unsern Schulen wol zu sein pflegte, größtentheils Leute, die, im Provinzialleben träge und roh geworden, groben, materiellen Gewohnheiten ergeben, jedes Verlangen nach Wissen in sich betäubt hatten. Wir glauben nicht, daß Cruciferski den Beruf hatte, die Wissenschaft zu fördern, sich ihren Fragen ganz zu widmen und sie zu seinen eigenen Lebensfragen zu machen: aber er hatte Sinn dafür, und Vieles war ihm zugänglich, nur die Mittel fehlten ihm. Er selbst konnte nicht daran denken, Bücher zu verschreiben: das Gymnasium schaffte einige an, aber nicht solche, die einen jungen Gelehrten zu interessiren vermochten. Das Leben in unsern Provinzialstädten ist überhaupt für

Diejenigen verderblich, die mehr als ihr unbewegliches Vermögen sich wahren wollen. Bei dem völligen Mangel geistiger Interessen, an dieser Stätte moralischer Schlafsucht muß Jeder in einen wenn auch nicht süßen doch langen Schlummer versinken. Der Mensch bedarf äußerer Aufreizung, er muß Zeitungen haben, die ihn täglich mit der ganzen Welt in Berührung bringen, Schriften, die ihm alle Ideen der Gegenwart und ihre Bewegungen mittheilen; er braucht Unterhaltung, Theater. Freilich kann man alles Das sich abgewöhnen und sich inbilden, daß es denn doch entbehrlich sei: dann wird es Einem in der That entbehrlich, aber dann liegt auch am ganzen Menschen nichts.

Cruciferski gehörte keineswegs zu den kräftigen und beharrlichen Naturen, die sich Alles schaffen, was in ihrer Umgebung fehlt; der Mangel an allem menschlichen Interesse um ihn wirkte auf ihn mehr negativ als positiv, schon darum, weil es in der schönsten Epoche seines Lebens war, nämlich kurz nach seiner Vermählung. Dann aber gewöhnte sich daran und verharrte in seinen Träumereien, bei einigen höheren Ideen, die schon einige Jahre alt waren, bei einer allgemeinen Liebe zur Wissenschaft, bei längst gelösten Fragen. Für die wesentlicheren Bedürfnisse seines Herzens suchte er Befriedigung in der Liebe, und er fand Alles in der kraftvollen Natur seines Weibes. Die Disputationen mit Crupow, seit vier Jahren, erhielten ebenfalls den stabilen Charakter des Provinziallebens. In diesen vier Jahren besprachen sie Tag für Tag eins und dasselbe. Cruciferski nahm den Spiritualismus in Schutz, und der alte Crupow schlug ihn rauh und unwillig mit seinem medicinischen Materialismus.

In so sanftem Lauf floß das Leben unserer Freunde hin, als plötzlich unter sie ein Geist von anderm Gepräge gerieth, ein innerlich thätiger Geist, dem alle Fragen der Zeit erschlossen waren, eine Encyklopädist von kühner und rascher Denkkraft. Cruciferski unterwarf sich

unwillkürlich dem energischen Wesen seines neuen Freundes; dagegen konnte dieser sich dem Einflusse Lubinka's durchaus nicht entziehen. Einem starken Geiste, den nichts Besonderes beschäftigt, ist es fast unmöglich den Einfluß eines energischen Weibes abzuwehren. Man muß entweder sehr beschränkt, oder sehr stumpf oder ganz charakterlos sein, um der sittlichen Macht gegenüber, wenn sie in der schönen Gestalt eines jungen Weibes erscheint, seine Unabhängigkeit wahren zu wollen. Allerdings hatte bei dem feurigen Beltow, der sich nicht zu zügeln verstaud, und sich nur zu oft hinreißen ließ, jede Kokette, jedes hübsche Gesicht leichtes Spiel. Er war mehre Male rasend verliebt gewesen: bald in eine Prima Donna, bald in eine Tänzerin, bald in eine zweideutige Schöne, die sich an den Badeorten vereinsamte, bald in eine deutsche Blondine, die Ansprüche auf Schwärmerei machte, die stets bereit war, eine Schillersche Liebesheldin zu spielen, und beim Gesange der Nachtigall ewige Treue zu schwören — zuletzt in eine leidenschaftliche Französin, die sich der Lust und der Genußsucht ungeheuchelt ergab... aber solchen Einfluß hatte Beltow nicht erfahren. Anfangs dachte Beltow mit Lubinka ein wenig schön zu thun, hatte er sich doch Mittel genug dazu angeeignet. Ihn konnte man nicht leicht durch aristokratischen Schimmer oder durch gleißnerische Strenge einschüchtern. Selbstvertrauend, weil er's mit sehr zugänglichen Schönen zu thun gehabt, gewandt und von gefährlicher Kühnheit im Ausdruck, besaß er Alles, um das Gewissen einer Dame in der Provinz zu betäuben. Aber der einsichtige Beltow begriff gleich, daß seine Netze für solches Wild zu schwach waren, und gab dies triviale Schönthun auf. Das Weib, welches ihm in dieser Oede erschien, war so einfach, so natürlich, und so voller Kraft und Geist, daß er sehr bald die Lust verlor, mit ihr eine Intrigue anzuknüpfen. Es war schwer, einen Angriff auf sie zu machen, weil sie sich gar nicht wehrte, sich nicht en garde stellte.

Ein anderes, mehr geistiges Verhältniß brachte sie Beltow schnell nahe. Sie begriff seine Trauer, begriff jene scharfe Säure, die in ihm gohr und ihn quälte, sie faßte es tiefer und tausendmal besser als z. B. Crupow. Da sie es einmal begriff, konnte sie nicht ohne Antheil, ohne Sympathie ihn betrachten, und da sie ihn so betrachtete, erkannte sie ihn mehr und mehr, entdeckte sie immer neue Seiten an diesem Manne, der dazu verdammt war, einen furchtbaren Reichthum an Kräften, eine ungeheure Ideenfülle in sich zu ersticken. Beltow ermaß gleich den Unterschied zwischen dem gewissenhaft ermahnungsvollen Antheil Crupow's, dem romantischen zu Thränen geneigten Mitgefühl Cruciferski's und jenem sichern Takte, den er an Lubinka wahrnahm. Mehrmals geschah es, wenn sie alle beisammen saßen, daß Beltow seine innersten Ueberzeugungen aussprach: theils aus Gewohnheit, sie zu verschweigen, theils aus Neigung versetzte er sie fast immer mit Ironie oder warf sie flüchtig hin. In dem größern Theile seiner Zuhörer fanden sie keinen Nachhall: wenn er aber seinen trüben Blick auf Lubinka warf, so überflog sein Antlitz ein leises Lächeln. Er sah, daß er verstanden wurde. Unmerklich gestaltete sich zwischen ihnen (ich vergleiche es ungern damit, aber was ist zu thun!) ein ähnliches Verhältniß, wie einst zwischen Lubinka und Cruciferski im Hause Negrow's, wo Beide, noch bevor sie zwei Worte mit einander gesprochen, es fühlten, daß sie sich verstanden. Sympathien der Art lassen sich nicht hervorrufen, nicht ersticken; sie sind die feststehende Thatsache verschwisteter Entwickelung in zwei Menschen, wo und wie dieselben sich auch begegnen; sobald sie sich erkennen, sobald sie ihre Verwandtschaft inne werden, opfert jeder, wenn es die Umstände gebieten, der höhern Verwandtschaft alle Stufen der niedern.

— „Rathen Sie doch, wer ist das?“ sagte Beltow, Lubinka sein Portrait reichend.

„Das sind Sie ja!“ schrie Lubinka fast auf, und ihr Gesicht erglühte. „Ihre Augen, Ihre Stirn.... Wie schön waren Sie als Jüngling! Welch heiteres, freies Gesicht!“

— „Es gehört viel Muth zu dem Entschlusse, einer Dame zur Vergleichung sein vor funfzehn Jahren gemaltes Portrait zu bringen: aber ich hatte einen unbesiegbaren Drang, es Ihnen zu zeigen, damit Sie selbst sehen —

Ich war doch anders im Erblühen!

Wahrlich, ich wundere mich, daß Sie es erkannt: ich habe keinen Zug mehr davon.“

„Zu erkennen ist es schon“, antwortete Lubinka kein Auge von dem Bilde verwendend. „Warum haben Sie mir's nicht längst gebracht?“

— „Ich bekam's erst heute. Mein guter Joseph ist vor einem Monat gestorben. Von seinem Neffen habe ich dieses Portrait und einen Brief erhalten.“

„Der arme Joseph! Nach Allem, was Sie mir von ihm erzählt, ist er mir wie ein naher Bekannter.“

— „Der Greis starb mitten unter seinen stillen Beschäftigungen. Sie, die ihn nie gesehen, eine Schaar von Kindern, die er unterrichtete, ich und meine Mutter gedenken seiner mit Liebe und Trauer. Sein Tod ist für Viele ein harter Schlag. In dieser Hinsicht bin ich glücklicher als er. Sterbe ich nach meiner Mutter, so bin ich überzeugt, ich werde Niemanden eine bittere Minute bereiten, weil ich Niemand angehe.“

Beltow sprach dies ganz aufrichtig, kokettirte aber auch ein wenig: er wollte Lubinka zu einer warmen Antwort herausfodern.

„Das glauben Sie selbst nicht“, entgegnete sie, ihn unverwandt ansehend; er schlug die Augen nieder.

„Na, mir ist's völlig gleich, wer nach meinem Tode weinen oder lachen wird“, bemerkte Crupow.

„Da kann ich Ihnen nicht beistimmen“, versetzte

Cruciferski: „ich begreife wohl alles Schreckliche des Todes, wenn man nicht allein an seinem Sterbebette, sondern auch in der ganzen Welt keine liebende Seele hat, wenn eine fremde Hand kalt eine Schaufel Erde über uns wirft und dann ruhig nach dem Hute greift. Lubinka, wenn ich todt bin, so besuche recht oft mein Grab, das wird mir das Herz leicht machen."

„Ja gewiß sehr leicht", fiel der Doctor ärgerlich ein: „so leicht, daß man's selbst mit chemischer Wage nicht wird wägen können."

„Und außer Joseph hätten Sie keinen Freund?" fragte Lubinka. „Das wäre möglich?"

— „Ich hatte eine Menge der wärmsten, der hingebendsten Freunde, ich hatte noch mancherlei! Ich hatte ja auch ein ganz anderes Gesicht als jetzt. Uebrigens braucht man keine Freunde. Die Freundschaft ist eine liebe Jugendkrankheit. Wehe Dem, der sich nicht selbst genug sein kann!"

„Aber Joseph stand denn doch, so viel ich weiß, Ihnen bis an sein Ende nahe."

— „Weil wir von einander entfernt lebten: wir blieben Freunde, weil wir in funfzehn Jahren uns einmal sahen. Und bei diesem flüchtigen Wiedersehen verdeckte ich mit Erinnerungen den Unterschied, den ich zwischen uns wahrnahm."

„Sie haben ihn also noch wieder gesehen, nachdem er Rußland verlassen?"

— „Ein einzig Mal."

„Wo denn?"

— „An dem Orte, wo er sein Leben beschlossen."

„Ist's lange her?"

— „Vor einem Jahre."

„Statt daß Sie so schwermüthige Reden führen, erzählen Sie uns doch lieber von Ihrem Zusammentreffen mit dem Greise."

— „Mit vielem Vergnügen. Ich beschäftige mich nur

zu gern mit ihm; es thut mir wohl, von ihm zu sprechen. Das war so. Zu Anfang des vorigen Jahres kam ich aus dem südlichen Frankreich nach Genf — wozu, läßt sich schwer sagen. Ich wollte nicht nach Paris gehen, weil ich da zu keiner Beschäftigung gelangte und immerfort von Neid verzehrt wurde. Alle um mich waren thätig, machten sich mit ernsten Dingen oder mit Narreteien zu schaffen, während ich in den Kaffeehäusern Zeitungen las und ein theilnehmender, aber fremder Zuschauer blieb. In Genf war ich noch nicht gewesen: es ist eine stille, abgelegene Stadt, darum wählte ich sie zu meinem Winteraufenthalt. Ich wollte mich dort mit politischer Oekonomie beschäftigen und in Muße erwägen, was ich den künftigen Sommer vornehmen, wohin ich reisen sollte. Es versteht sich von selbst, daß ich schon am zweiten oder dritten Tag nach meiner Ankunft mich bei Lohndienern, Banquiers und aller Orten erkundigte, ob Jemand etwas von Herrn Joseph wußte oder gehört. Niemand konnte mir Auskunft geben. Ein alter Uhrmacher sagte mir, daß er allerdings Joseph gekannt, der sein Schulkamerad gewesen und nach Petersburg gegangen sei: er habe ihn aber seitdem nicht gesehen. Aergerlich gab ich meine Nachsuchungen auf; mit meinen Studien wollte es nicht recht vorwärts. Es war im Frühjahr, die Luft rein und kühl. Mein Wanderleben hat mir eine Leidenschaft zum Herumschweifen zurückgelassen. Ich entschloß mich, einige kleine Fußpartieen in den Umgebungen Genfs zu machen. Reisen übt auf mich einen ungeheuern Einfluß. Ich lebe auf, besonders wenn ich zu Fuße gehe oder reite. Das Wagengerassel ist zerstreuend, die Gegenwart des Fuhrmanns stört die Einsamkeit. Wenn ich aber allein bin, zu Pferde, oder mit dem Stock in der Hand, dann treibt's mich immer weiter: der Weg zieht sich wie ein Faden vor meinen Augen hin und verliert sich irgendwo in der Ferne, um mich nichts als Bäume, ein Bach, ein aufflatternder Vogel … o, da ist's wunderschön! So wan-

derte ich einmal einige Meilen von Genf; lange ging ich allein, da kamen plötzlich von einem Feldweg herüber zwanzig Bauern auf die Landstraße. Sie führten ein sehr eifriges Gespräch mit lebhafter Geberdung; sie gingen so nahe an mir hin, und beachteten den Fremden so wenig, daß ich ihre Unterredung recht gut hören konnte. Es handelte sich um gewisse Wahlen im Dorfe: die Bauern waren in zwei Parteien getheilt. Am folgenden Tage sollte die entscheidende Abstimmung stattfinden. Man sah, daß sie sich ganz in die eine Frage vertieft: sie gestikulirten mit den Händen und hoben ihre Mützen in die Höhe. Ich setzte mich unter einen Baum, die Schaar der Wähler ging vorüber und lange noch vernahm ich Bruchstücke demagogischer Reden und conservativer Einwendungen. An mir nagt immer Neid, wenn ich Menschen sehe, die irgend etwas beschäftigt, die etwas ganz einnimmt. Ich war daher schon recht verstimmt, als ein neuer Gefährte auf der Straße erschien, ein schlanker Jüngling in dicker Blouse und grauem breitkrämpigen Hut, mit einem Felleisen auf dem Rücken und einer Pfeife zwischen den Zähnen. Er setzte sich auch unter den Baum; als er sich niederließ, griff er an den Rand seines Hutes. Ich erwiderte seinen Gruß, da nahm er den Hut ganz ab und trocknete den Schweiß von seinem Gesichte und dem schönen kastanienbraunen Haar. Ich lächelte, da ich die Vorsicht des neben mir Sitzenden errieth. Er hatte darum den Hut nicht zuvor abgenommen, damit ich nicht glauben sollte, daß es mir gelte. Nach einer Weile wandte sich der junge Mann an mich mit der Frage: „Wo gehen Sie hin?“

„Das wird mir schwerer zu beantworten als Sie denken; ich gehe ohne Ziel.“

„Sie sind wol ein Ausländer?“

„Ich bin Russe.“

„Ah, so weit her! Bei Ihnen zu Lande ist jetzt wol noch grimmige Kälte?“... Bekanntlich spricht kein

Ausländer von Rußland, ohne die Kälte und das schnelle Fahren mit der Post zu erwähnen, ungeachtet man endlich wissen sollte, daß man bei uns weder so außerordentlich friert, noch so fabelhaft schnell fährt.

„Ja wol", entgegnete ich, „in Petersburg ist noch hoher Winter."

— „Wie gefällt Ihnen nun unser Klima?" fragte der Schweizer mit Stolz.

„Es ist recht schön", antwortete ich. „Sind Sie von hier?"

— „Ich bin nicht weit von hier gebürtig und komme jetzt aus Genf zu den Wahlen in unserm Dorfe. Ich habe noch kein Recht, eine Stimme in der Versammlung abzugeben, mir bleibt aber eine andere Stimme, und kommt sie auch nicht in Rechnung, so findet sie doch vielleicht Zuhörer. Wenn es Ihnen gleich ist, wohin Sie gehen, so begleiten Sie mich. Das Haus meiner Mutter steht Ihnen zu Diensten; mit Käse und Wein können wir aufwarten. Morgen sollen Sie sehen, wie unsre Partei den Sieg davon tragen wird über die Alten."

Ah, das ist ein Radikaler, dachte ich, und maß ihn wieder mit den Augen.

„Gut, ich gehe mit Ihnen", sagte ich, ihm die Hand reichend: „mir ist's ganz gleich."

— „Ihnen mag's wol interessant sein, den Wahlen beizuwohnen: in Ihrer Heimath gibt es ja keine."

„Wer hat Ihnen das gesagt?" entgegnete ich. „Sie müssen in Ihrer Schule einen schlechten Lehrer der Geographie haben. Bei uns gibt es im Gegentheil recht viele Wahlen: Adelswahlen, Kaufmannswahlen, Bürgerwahlen, Bauernwahlen; selbst in den Dörfern der Gutsbesitzer heißt der Aelteste der Gewählte."

Der junge Mann wurde roth. „Es ist schon lange her, daß ich Geographie getrieben", sagte er: „auch habe ich mich nicht viel damit beschäftigt. Aber bei aller Hochachtung für Sie, muß ich Ihnen sagen, daß unser Lehrer

ein ausgezeichneter Mann ist. Er war selbst in Rußland. Wenn Sie wollen, mache ich Sie mit ihm bekannt. Er ist ein solcher Philosoph, daß er Gott weiß was sein könnte. Er will aber nicht, und zieht es vor, bei uns Lehrer zu bleiben."

„Danke sehr", erwiderte ich; ich hatte nicht die geringste Lust, den Dorfschulmeister kennen zu lernen.

— „Er war wirklich in Ihrem Vaterlande."

„Wo denn?"

— „In Petersburg und in Moskau."

„Wie heißt er?"

— „Wir nennen ihn père Joseph."

„Père Joseph!" wiederholte ich, meinen Ohren nicht trauend.

— „Nun, worüber wundern Sie sich da?" versetzte der junge Mann.

Daß ich es kurz sage: nachdem ich noch ein paar Fragen gethan, hatte ich die vollste Gewißheit, daß dieser père Joseph Niemand anders als mein Joseph war. Wir verdoppelten unsere Schritte. Der junge Mann konnte sich nicht genug freuen, daß er mir ein so unerwartetes Vergnügen verschafft und mehr noch darüber, daß er es auch Joseph verschaffen würde, den er über die Maßen liebte und verehrte. Ich fragte ihn nach der Lebensweise des Greises und aus allen Einzelheiten entnahm ich, daß er derselbe geblieben war, einfach, edel, jugendlich begeistert. Ich wurde aus der Schilderung inne, daß ich Joseph an Jahren vorangeeilt, daß ich älter geworden, als er. Fünf Jahre waren es, seit er das Amt des Oberlehrers und Inspektors der Schule übernommen. Er leistete dreifach mehr als seine Pflicht ihm auferlegte. Er besaß eine kleine Bibliothek die dem ganzen Dorfe zu Gebote stand und einen Garten, in welchem er in freien Stunden mit den Kindern grub und pflanzte. Als wir vor dem saubern Häuschen des Schulmeisters stehen blieben, welches die Strahlen der untergehenden Sonne

und der Wiederschein eines hohen Berges hell beleuchteten, schickte ich meinen Begleiter voran, um den Greis durch die Ueberraschung nicht zu sehr aufzuregen und ließ ihm sagen, daß ein Russe ihn zu sprechen wünsche. Père Joseph war im Garten: auf den Spaten gelehnt, ruhte er auf einer Bank aus. Bei dem Wort „Russe" fuhr er zusammen und eilte mir raschen Schrittes entgegen. Ich fiel ihm um den Hals. Das Erste, was mich an ihm überraschte, war die kränkende Macht der Zerstörung, welche die Zeit geübt. Es waren nicht zehn Jahre, seit ich ihn zuletzt gesehen — und welche Veränderung! Er hatte fast alles Haar verloren, sein Gesicht war eingefallen, sein Gang nicht mehr fest, seine Haltung gebeugt: nur seine Augen waren noch so jung, wie in früherer Zeit. Ich kann Ihnen die Freude nicht beschreiben, mit welcher er mich empfing. Der Greis weinte, lachte, überschüttete mich mit Fragen, fragte mich sogar nach meinem Neufundländer und erinnerte mich an meine Jugendstreiche. So im Gespräch gelangten wir in die Laube, wo er mich ausruhen hieß, und den Charles (meinen Begleiter) fortschickte, eine Flasche des besten Weines aus dem Keller zu holen. Ich gestehe, daß ich kaum jemals mit solchem Genuß den ausgezeichnetsten Champagner getrunken, wie ich Glas auf Glas von dem sauern Weine Joseph's verschlang. Ich war neubelebt, jung, glücklich: aber der Greis riß mich bald aus meiner trefflichen Stimmung durch die Frage:

„Was hast Du denn die ganze Zeit gemacht, Woldemar?"

Ich erzählte ihm die Geschichte aller meiner misglückten Unternehmungen und schloß damit, daß allerdings mein Leben einen schönern Verlauf hätte nehmen können, daß ich aber keine Reue empfände. Hätte ich auch den jugendlichen Glauben verloren, so hätte ich mir dafür eine nüchterne Anschauung angeeignet, eine vielleicht trostlose, betrübende, aber doch wahre.

„Woldemar", versetzte der Greis, „hüte Dich vor all zu nüchterner Anschauung — es könnte Dein Herz dabei erkalten und Deine Liebe erlöschen. Vieles was Du erlebt habe ich vorausgesehen. Du hattest Schweres zu tragen, aber man muß nur nicht gleich die Waffen strecken. Im Kampfe liegt die Würde des Manneslebens; der Lohn will errungen sein."

Ich hatte schon damals eine einfachere Ansicht von den Dingen in der Welt: gleichwol machten die Worte des Greises einen mächtigen Eindruck auf mich.

— „Lassen Sie mich, père Joseph", sagte ich, „lieber etwas von Ihnen hören. Wie haben Sie diese Jahre zugebracht? Mein Leben ist verfehlt, weg damit! Ich bin wie der Held in unsern Volksmärchen, die ich Ihnen einmal übersetzet habe; ich trat an jeden Kreuzweg und rief: ist auf dem Felde ein lebendiger Mensch? aber kein lebender Mensch antwortete mir... das war mein Unglück! Allein auf dem Felde ist man kein Kämpfer mehr. Da trat ich ab und kam zu Ihnen."

„Viel zu früh hast Du Dich ergeben", bemerkte der Greis kopfschüttelnd. „Was soll ich Dir von mir erzählen? Mein Leben geht still hin. Nachdem ich Euer Haus verlassen, lebte ich in Schweden, darauf reiste ich mit einem Engländer nach London und unterrichtete zwei Jahre dessen Kinder. Aber meine Sinnesart wich zu sehr von den Meinungen des verehrten Lords ab: darum verließ ich ihn. Ich sehnte mich nach Hause, und ging direct nach Genf. Hier fand ich von den Meinigen nur den Sohn meiner Schwester, einen Knaben. Ich sann und sann, was ich gegen das Ende meines Lebens noch beginnen sollte, da wurde die Lehrerstelle an hiesiger Schule vacant. Ich nahm sie an, und bin mit meiner Beschäftigung recht zufrieden. Es können und sollen auch nicht Alle in den Vordergrund treten; thue Jeder in seinem Kreis das Seine — zu thun gibt's überall, und nach vollbrachter Arbeit entschlummert man sanft'

wenn die Zeit der letzten Ruhe kommt. Unser Verlangen nach geräuschvollen und in die Augen fallenden gesellschaftlichen Stellungen zeigt den hohen Grad unsrer Unreife. Zum Theil ist Stolz der Grund, zum Theil Mangel an Selbstachtung. Beides macht den Menschen von Aeußerlichkeiten abhängig. Glaube mir, Woldemar, so ist es."

In diesem Tone dauerte unser Gespräch eine Stunde.

Von dem Wiedersehen ergriffen, war ich ungemein empfänglich und außerordentlich gut gestimmt. Mir erschlossen sich alle jugendlichen, halb vergessenen Träume. Ich betrachtete das vollkommen ruhige, ungetrübte Gesicht Joseph's, und bedauerte mich selbst; es drückte mich, daß ich so alt, so überreif geworden. Wie schön war der Greis! Das Alter hat seine eigene Schönheit, es ist keine Leidenschaft entzündende, keine Sturm erregende, sondern eine beruhigende, versöhnende. Die Reste seines grauen Haares bewegte der Abendwind, sein beseelter Blick glühte sanft. Mit jugendlichem Glücksgefühl sah ich ihn an, und mir schwebten die katholischen Mönche früherer Jahrhunderte vor, wie die Meister der italienischen Schule sie darstellten. Auch Jene waren jung, dachte ich, auch er mit seinem grauen Haar ist jung, und ich bin alt! Warum habe ich soviel erfahren müssen, was Jene nicht wußten? Joseph erhob sich um ins Zimmer zu gehen, nahm mich an der Hand und wiederholte mit tief inniger Liebe: „Ich muß nun nach Hause, Woldemar, nach Hause." Ich blieb bei ihm zu Nacht. Die ganze Nacht quälten mich tausend Entwürfe und Pläne. Das Beispiel Joseph's wirkte zu mächtig. Er, der mittellose Greis, sagte ich mir, hat sich eine Thätigkeit geschaffen, in welcher er Beruhigung findet, und ich habe aus Verdruß die Heimat verlassen, treibe mich als Fremder und überflüssiger Mensch in aller Herren Ländern herum und thue nichts! Das Alles ist Stolz, Verwöhntheit, Nachlässigkeit....

Am andern Morgen eröffnete ich dem Greise, daß

ich direct nach N. reisen, und mich bei den Adelswahlen um ein Amt bewerben wollte. Er brach in Thränen aus, legte mir die Hand auf den Kopf und sagte: „Geh hin, Geliebter! Du wirst sehen, wer offen und ehrlich ans Werk schreitet, vermag viel. Und — setzte der Greis mit bebender Stimme hinzu — möge Ruhe in Dein Herz einziehen!"

Wir schieden. Ich ging nach N. und er in jene Welt. Das ist Alles. Das war meine letzte jugendliche Aufwallung. Seit der Zeit ist meine Erziehung beendet."

Lubinka betrachtete ihn mit tiefer Theilnahme. Auf seinem Gesichte sprach sich wirklich ein schwerer Kummer aus. Seine Trauer überraschte um so mehr da sie nicht in seinem Charakter lag, wie z. B. bei Cruciferski. Der aufmerksame Beobachter erkannte wohl daß äußere Umstände lange diese heitere Natur gedrückt, daß finstere Elemente gewaltsam in sie hineingedrängt, ihr fremd waren und sie deshalb verzehrten.

„Warum sind Sie hergekommen?" fragte Lubinka mit leiser Stimme.

— „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich für diese Frage", erwiderte Beltow.

„Wahrlich, es ist seltsam", bemerkte Cruciferski: „es ist geradezu unbegreiflich, warum den Menschen solche Kräfte und Neigungen verliehen werden, die sie nirgends gebrauchen können. Jedes Thier ist von der Natur einer bestimmten Lebensform geschickt angepaßt. Und der Mensch... waltet da nicht irgend ein Irrthum? Der Geist und das Herz sträubt sich, die Möglichkeit anzunehmen, daß herrliche Kräfte und Neigungen den Menschen nur gegeben worden, um ihre eigene Brust zu verzehren. Wozu denn nun?

— „Sie haben ganz recht", versetzte Beltow mit Wärme — „und von diesem Gesichtspunkte kommen Sie aus der Frage nicht heraus. Die Kräfte an sich werden nun einmal fortwährend entwickelt und vorbereitet, ihren

Bedarf aber bestimmt die Geschichte. Sie wissen sicherlich, daß in Moskau jeden Morgen eine Menge Arbeiter, Tagelöhner und andere Leute, die ihre Dienste anbieten, sich an einem freien Platze versammeln: die Einen werden geholt und bekommen Arbeit, die Andern warten lange, dann schleichen sie gesenkten Hauptes nach Hause und am öftersten in die Schenke. So ist's in allen menschlichen Dingen. Bewerber gibt es überall genug: braucht sie die Geschichte, so nimmt sie sie, wo nicht, so mögen sie zusehen, wie sie das Leben hinbringen. Daher kommt denn auch jenes spaßhafte à propos bei Allen, die Großes gewirkt. Frankreich brauchte Feldherren — da fanden sich Dumouriez, Hoche, Napoleon mit seinen Marschällen und zahllose Andere; nun kamen Friedenszeiten und da hört und sieht man nichts von militairischen Talenten."

„Aber was wird denn aus den Uebrigen?" fragte Lubinka in traurigem Ton.

— „Wie sich's gerade trifft; ein Theil von ihnen geht unter und verliert sich in der Menge, ein Theil bevölkert ferne Länder, die Galeeren, und verschafft den Nachrichtern Praxis. Natürlich kommt das nicht auf einmal. Erst werden es Wirthshaushelden, Spieler und dann, je nach ihrem Beruf, Touristen auf großen Straßen oder kleinen Quergäßchen. Bisweilen wechselt plötzlich die Decoration und aus dem Räuber Jermak wird der Eroberer Sibiriens. Am seltensten werden gute, stille Leute aus ihnen: am häuslichen Herde stacheln sie unruhige Gedanken auf. Es gehen Einem in der That seltsame Dinge im Kopfe herum, wenn man sich keine Luft verschaffen kann, wenn der Thatendurst das Gehirn, das Herz krankhaft erregt, und man muß die Hände in den Schooß legen, während die Muskeln kraftgeschwellt, die Adern von Blut überwallen ... Nur Eins vermag dann einen Mann noch zu retten und ihn zu erfüllen ... dies ist das Begegnen eines ... eines ..."

Er sprach es nicht aus.

Lubinka fuhr zusammen.

„Ist das ein Brausekopf!" bemerkte der Doctor. Was hat er da nicht Alles zusammen gesprochen! Ein Chaos, ein wahres Chaos! Na, das muß man sagen, ein schöner Candidat zu einer Assessor- oder Kreisrichterstelle!"

Alle lächelten.

Sechstes Capitel.

Ein Spaziergang.

Unter andern Sehenswürdigkeiten der Stadt N. verdient der öffentliche Garten besondere Beachtung. In dem reichen Mittelstriche unsers Vaterlandes sind öffentliche Gärten ein wahrer Luxus, daher genießt sie Niemand, d. h. an Werkeltagen, wogegen an Sonn- und Festtagen von sechs bis neun Uhr Abends die ganze Stadt hier anzutreffen ist; aber da versammelt sich das Publikum nicht um des Gartens willen, sondern um sich sehen zu lassen. Ist der Gouverneur in gutem Einvernehmen mit dem Regimentsbefehlshaber, so finden sich an solchen Tagen Trompeter oder Tambours, je nach dem im Gouvernement stehenden Militair ein, und Ouvertüren aus der „Lodoiska", dem „Khalifen von Bagdad", nebst französischen Quadrillen, welche an die undenklichen Zeiten des griechischen Freiheitskrieges und des „Moskauer Telegraphen" erinnern, ergötzen das Ohr der sommerlich, d. h. in Atlas und Sammt gekleideten Kaufmannsfrauen, sowie jener Provinzialfräulein, denen Niemand mehr den Hof macht, von denen aber auch fast keine unter vierzig Jahren ist. An Werkeltagen, wie gesagt, sind die Gärten leer; höchstens daß ein Fremder aus Verzweiflung

darüber, daß er keine Postpferde bekommt, aus Verzweiflung, daß auch diese Stadt allen andern ähnlich sieht, sich in den Garten begiebt, wo er wenigstens eine leidliche Aussicht zu finden hofft. Dichter haben längst die Bemerkung gemacht, daß die Natur gegen das Treiben der Menschen empörend gleichgiltig ist, daß sie über Verse nicht weint, über Prosa nicht lacht und ihren eigenen Weg geht. So machte es die Natur auch in N. und kümmerte sich gar nicht darum, daß im Garten Niemand spazieren ging. Kam aber Jemand hin, so wandte er seine Aufmerksamkeit nicht auf die Bäume, sondern auf die vortreffliche Laube im chinesisch-griechischen Geschmack. Diese Laube war wirklich einzig in ihrer Art; die Gemahlin des Gouverneurs hatte sie treffend „Monrepos“ benannt. Beruhigend war namentlich das aus Blech ausgeschnittene, lebkuchenartige Pferdchen auf der Spitze, das die Stelle einer Wetterfahne versah: es drehte sich in einem fort und gab einen eigenthümlich kläglichen Ton von sich, welcher zu Träumereien stimmte und die Gewißheit verschaffte, daß der Wind, der Einem den Hut nach der linken Seite fortgetragen, wirklich von der rechten her wehete. Außer diesem Wetterpferd waren zwischen den Säulen grimmige Löwenköpfe aus Alabaster angebracht, die, vom Regen gesprungen, auf jeden Vorübergehenden ihre Nase oder ihre Ohren fallen zu lassen drohten. Trotz dem kläglichen Geheul des Wetterpferdes und dieser Gefahr, durch die Löwen umzukommen, wie in Daniel's Löwengrube, entfaltete sich die gleichgiltige Natur in üppigster Fülle, besonders in den Seitenalleen, was sie aber nicht aus Bescheidenheit that, sondern weil der frühere Garteninspector in der Hauptallee die alten Linden hatte beschneiden lassen, deren willkürliches Wachsthum ihm mit seiner strengen Amtspflicht unvereinbar schien. Ihrer Wipfel beraubt, mit emporstarrenden Aesten, glichen diese Linden russischen Sträflingen, denen man, um sie an der Flucht zu verhindern, die Hälfte des Haupthaars weg-

rasirt; es war, als wiederholten sie mit Titanentrotz den Vers Oserow's:

Giebt's Götter, wenn auf Erden Frevler herrschen?

Auf den kleinern Alleen dagegen hatten die Bäume volle Freiheit fortzuwachsen nach Lust und Kraft. In einer derselben spazierte an einem warmen Apriltag — der wahrscheinlich den Bewohnern N's nur die ganze Kälte des darauf folgenden Maimonats fühlbar machen sollte — eine Dame in weißem Bournous mit einem schwarzgekleideten Herrn. Der Garten lag hoch auf einem Berg; oben auf der Anhöhe standen zwei Bänke, gewöhnlich mit allerlei Zeichnungen von unbekannter Hand illustrirt. Der Polizeicommissär bemühte sich vergebens, die Urheber zu ertappen und schickte resignirt vor jedem Feiertag einen Soldaten der Löschmannschaft (der einmal an Zerstörung gewöhnt war) diese periodischen künstlerischen Erzeugnisse auf der Bank zu vernichten. Die Dame und der Herr nahmen auf derselben Platz. Sie hatten keine üble Aussicht. Die freilich etwas schmuzige Landstraße wand sich rings um den Garten und verlor sich in den Fluß. Der Fluß war ausgetreten; auf beiden Seiten standen Wagen, Karren, Postchaisen, ausgespannte Pferde, Weiber mit Körben, Soldaten und Bauern: zwei Fähren gingen in einem fort hin und zurück; voll gepfropft mit Menschen, Pferden und Equipagen, bewegten sie sich langsam mit den vielen Rudern, wie vielfüßige Insecten, die ihre Füße nacheinander heben und senken. Es ließen sich die verschiedenartigsten Laute hören: Räderknarren, Schellengeklingel, das Geschrei der Fährleute, die kaum vernehmliche Antwort von der andern Seite; auf der Fähre das Zanken der sich drängenden Passagiere, das Getrampel der Pferde, das Brüllen der angebundenen Kühe; am Ufer das Hin- und Herreden der um ein Feuer versammelten Bauern. Die Dame und der Herr hielten in ihrem Gespräche inne und blickten und horchten schwei-

gend in die Ferne. Warum wirkt alles das aus der Ferne so gewaltig auf uns? warum ergreift es uns? Ich weiß nicht: aber gewiß, die Viardot und Rubini könnten sich glückwünschen, wenn man sie mit solchem Herzklopfen hörte, wie ich auf manches endlose Lied eines Schifferknechtes gehorcht, der Nachts die Barke bewachte. Sein Lied klang so traurig, vom Plätschern des Wassers und dem zwischen den Weiden rauschenden Wind unterbrochen. Und was kam mir nicht alles bei jenem eintönigen, wehmüthigen Gesang in den Sinn! Mir war, als ob mit diesem Liede der arme Bursch aus der engen Sphäre in eine andere emporstrebe, daß er, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, seinen Kummer zu betäuben suche, daß seine Seele töne, weil sie betrübt sei, sich gedrückt fühle u. s. w. Ich war damals jung!

„Wie schön ists hier!" sagte endlich die Dame im weißen Bournous. „Sie müssen doch zugeben, daß auch im Norden die Natur herrlich ist."

— „Wie überall. Wo immer und wann der Mensch die lebendige Natur mit offenem Herzen, mit geradem Sinn und ohne Selbstsucht betrachtet, bietet sie ihm unerschöpflichen Genuß."

„Wol wahr. An Allem in der Welt kann man Freude haben, wenn man nur will. Mir fällt oft eine sonderbare Frage ein: warum kann der Mensch sich an Allem ergötzen, in Allem etwas Schönes finden, nur nicht im Menschen?"

— „Zu begreifen ist es schon, doch bessert das nichts. Wir knüpfen an unsere Beziehung zu den Menschen einen Hintergedanken, der das poetische Verhältniß sofort mit der gemeinsten Prosa vernichtet. Der Mensch sieht im Menschen immer einen Feind, den er bekämpfen, überlisten, dem er die günstigsten Friedensbedingungen abgewinnen muß. Woran sollte man sich da erfreuen? Wir haben das aber einmal von kleinauf überkommen, und können uns davon nicht losmachen. Es ist in uns

Allen jene bürgerliche Eigenliebe, mit der man sich immer umblickt und sich vorsieht. An der Natur hat der Mensch keinen Nebenbuhler, sie fürchtet er nicht: darum fühlen wir uns so leicht, so frei in der Einsamkeit; da geben wir uns den Eindrücken ganz hin. Schon in Gegenwart des nächsten Freundes können wir's nicht mehr."

„Ich komme freilich mit wenig Leuten zusammen und die Wenigsten stehen mir nahe: indessen glaube ich, möglich ist jedenfalls zwischen Menschen eine Sympathie vor der jedes hemmende Misverständniß ganz verschwindet, so daß sie einander in keinem Lebensverhältniß stören können."

— „Ich zweifle an einer so vollständigen Sympathie auf die Dauer. Alles das klingt nur so. Leute, die vollkommen sympathisiren, haben sich noch nicht über jene Dinge gegen einander ausgesprochen, über die sie entgegengesetzter Meinung sind; über kurz oder lang müssen sie's doch."

„Nun, so haben sie doch wenigstens bis dahin Augenblicke voller Uebereinstimmung, wo sie einander im Genusse der Natur und der Freundschaft nicht stören."

— „Das sind auch die einzigen Momente, an die ich glaube. Das sind die heiligen Augenblicke verschwenderischer Seelenhingebung, wo der Mensch nicht geizt, sondern Alles, Alles hingibt und über seinen eigenen Reichthum und seine Liebesfülle erstaunt. Allein diese Augenblicke kommen höchst selten, und wenn sie da sind, dann wissen wir sie meist nicht zu schätzen, nicht werth genug zu halten, lassen sie uns sogar sehr oft entschlüpfen, vernichten sie durch allerlei Thorheiten, und so gehen sie vorüber und lassen nur eine krankhafte Beklemmung des Herzens, eine dumpfe Erinnerung an etwas zurück, was schön hätte werden können, es aber nicht geworden. Man muß gestehen, der Mensch richtet sein Leben sehr thöricht ein: neun Zehntel davon verbringt er in nichtigen und kleinlichen Dingen, und das letzte Zehntel weiß er nicht zu benutzen."

„Warum sollte aber solche Augenblicke Der verloren gehen lassen, der ihren Preis kennt? Sie haben eine doppelte Verantwortlichkeit“, bemerkte Lubinka lächelnd: „Sie sehen und begreifen so klar.“

— „Mir sind nicht nur solche Momente, mir ist jeder Genuß theuer; aber es ist leicht gesagt: verlieren Sie solche Augenblicke nicht! Eine einzige falsche Note, und um die Harmonie ists geschehen. Wie will man sich ganz hingeben, wenn man gleich allerlei Gespenster sieht, die mit dem Finger drohen und höhnen?“...

„Was sind das für Gespenster? wol gar die eigenen Launen?“ bemerkte Lubinka.

— „Sie fragen?“ rief Beltow, dessen Stimme vor innerer Aufregung zu stocken anfing: „es würde mir schwer sein, Ihnen das zu erklären, aber mir ist es sehr klar. Der Mensch hat sich dermaßen eingeengt, daß er keiner einzigen Empfindung freien Lauf zu lassen wagt. Wolan denn, hören Sie mich an: ich will Ihnen ein Beispiel nennen — gerade das, wovon ich schweigen sollte. Aber ich will es nur sagen; da ich einmal angefangen, bin ich nicht mehr im Stande zurückzuhalten. — Seit den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft habe ich Sie lieb gewonnen. Ist es Freundschaft, Liebe, Sympathie?... So viel ist gewiß, daß Sie, daß Ihre Gegenwart mir unentbehrlich geworden; das weiß ich, daß ich ganze Vormittage in kindischer Ungeduld, in krankhafter Erwartung des Abends hingebracht... Endlich kam der Abend, ich eilte zu Ihnen, athemlos bei dem Gedanken, daß ich Sie sehen würde. Von Allem entblößt, von allen Seiten mit Kälte umgeben, betrachtete ich Sie als meinen letzten Trost... Glauben Sie, daß in diesem Augenblicke mir nichts ferner ist als Redensarten... Mit klopfendem Herzen schritt ich über die Schwelle Ihres Hauses, und trat kaltblütig ein, und sprach von Nebendingen, und so vergingen Stunden... Wozu diese alberne Komödie?... Mehr noch, auch Sie sind gegen mich nicht gleichgiltig

geblieben, auch Sie mögen mich manchen Abend erwartet haben; ich sah in Ihren Augen die Freude bei meinem Erscheinen, und da schlug mein Herz so heftig, daß mir der Athem stockte... Sie aber empfingen mich mit gezwungener Höflichkeit, setzten sich fern von mir, und wir thaten fremd gegeneinander. Warum das?... War denn in der Tiefe meiner oder Ihrer Seele irgend etwas, dessen man sich zu schämen, das man vor den Augen der Menschen zu bergen brauchte? Nein! Doch was sage ich, vor den Augen der Menschen!... Noch lächerlicher, wir bargen es uns gegenseitig, wie nahe wir einander standen. Jetzt reden wir zum ersten Mal davon, und auch jetzt, glaube ich, verschweigen wir die Hälfte. Das reinste Gefühl wird scharf und brennend und trübt sich, um nicht ein anderes Wort zu gebrauchen, wenn man es fürchtet; sobald man es versteckt, kommt es sich selbst verbrecherisch vor, und wird es dann. Etwas heimlich zu genießen, wie der Dieb gestohlenes Gut, bei geschlossener Thüre, auf jedes Geräusch horchend — wahrlich, das erniedrigt den Menschen, wie den Gegenstand des Genusses."

„Sie sind ungerecht", versetzte Lubinka mit zitternder Stimme: „ich habe meine Freundschaft zu Ihnen nie verhehlt, ich brauchte es nicht."

— „So sagen Sie", entgegnete Beltow, ihre Hand ergreifend und fest drückend: „warum hatte ich, gequälten Herzens, mit einer Seele voll Liebe, voll Verlangen, sich zu offenbaren, sich auszusprechen — warum hatte ich denn nicht die Kraft, zu dem geliebten Weibe hinzugehen, sie an der Hand zu fassen, ihr in die Augen zu blicken, ihr Alles, Alles zu sagen und mein müdes Haupt an ihre Brust zu lehnen?... warum konnte sie mich nicht mit den Worten begrüßen, die ich auf ihren Lippen sah, die aber nie über ihre Lippen kamen?...

„Darum", entgegnete Lubinka mit einer gewissen verzweifelten Energie — „darum, weil dieses Weib einem Andern gehört, und ihn liebt... ja, ja, von Herzen liebt!"

Beltow ließ ihre Hand los.

— „Denken Sie, just diese Antwort hatte ich nicht erwartet, und nun scheint es mir selbst, daß sich nichts Anderes antworten läßt. Allein müssen Sie sich denn unbedingt von dem Einen abwenden, weil Sie den Andern lieben? Der Mensch ist ja doch auf kein bestimmtes Maß von Liebe beschränkt!"

„Mag sein: ich aber fasse kein Doppellieben. Und von Allem abgesehen, hat mein Mann schon durch seine grenzenlose Liebe sich große, heilige Rechte auf die meine erworben."

— „Weshalb suchen Sie da die Rechte Ihres Mannes zu vertheidigen, die Niemand angreift? Und Sie vertheidigen sie schlecht. Wenn also seine Liebe ihm solche Rechte gegeben, warum hat denn die wahre, tiefe Liebe eines Andern gar keine? Das ist doch seltsam!... Hören Sie, Lubinka! Sein Sie offen, nur einmal, aber ganz offen — dann will ich meinetwegen schweigen, sogar fortgehen, wenn Sie wollen. Sie sagen, daß Sie die Möglichkeit nicht fassen, außer Ihrem Manne noch Jemand zu lieben? Sie fassen es also wirklich nicht? Greifen Sie doch tiefer in Ihr Herz, jetzt gleich, und sehen Sie, was darin vorgeht. Nun, so haben Sie doch den Muth zu gestehen, daß ich Recht habe! Sagen Sie wenigstens, daß Sie alles Das jetzt erst fühlen, jetzt erst denken: ich weiß es ja doch, ich lese ja diese Gedanken auf Ihrer Stirn, in Ihren Augen!"

„Ach Beltow, Beltow! wozu dies alles? wozu dieses Gespräch?" sagte Lubinka im Tone tiefster Trauer: „es war uns so wohl, nun ist's vorbei... Sie werden sehen."

— „Also nur so lange wir die Dinge nicht bei ihrem rechten Namen nannten? Wie kindisch!"

Beltow schüttelte traurig den Kopf und blinzelte mit den Augen. Sein Gesicht, das eben noch Begeisterung und grenzenlose Zärtlichkeit ausgedrückt, nahm eine spöttische Miene an.

Mit Angst und Thränen betrachtete ihn das erschrockene Weib. Lubinka war in diesem Moment überraschend schön; sie hatte den Hut abgenommen, ihr schwarzes, vom feuchten Abendwinde gelöstes Haar wallte auseinander; jeder Zug ihres Gesichtes war belebt, sprechend, und Liebe strömte aus ihren blauen Augen. Bald drückte sie mit zitternder Hand das Tuch, bald ließ sie es fallen und zupfte an dem Band ihres Hutes. Ihre Brust hob sich tief athmend, doch schien es ihr an Luft zu fehlen.

Was wollte dieser stolze Mann von ihr? Er verlangte ein Wort, er wollte triumphiren, als ob es dieses Wortes bedurfte! Wäre sein Herz jünger gewesen, hätten nicht schmerzliche und seltsame Ideen sich in seinem Kopfe so lange festgesetzt, er würde nach diesem Worte nicht gefragt haben.

„Sie sind ein schrecklicher Mensch", hub endlich die arme Lubinka an und sah mit ängstlichem Blick zu ihm empor. Er hielt diesen Blick aus und sagte:

— „Wo mag nur der Doctor bleiben? Er wollte gleich kommen. Sucht er uns nicht etwa in den andern Alleen? Gehen wir ihm entgegen, sonst wird es ganz dunkel."

Sie rührte sich nicht von der Stelle. Der Ton der letzteren Worte beleidigte sie. Nach einer Pause blickte sie wieder auf und sagte mit leiser flehender Stimme:

„Ich stehe in Ihren Augen jetzt tiefer; Sie haben vergessen, daß ich ein einfaches, schwaches Weib bin." Thränen entstürzten ihren Augen. Da besiegte, wie immer, des Weibes Liebe und Innigkeit den anspruchsvollen Stolz des Mannes. In tiefster Seele gerührt, ergriff Beltow ihre Hand und preßte sie an seine Brust. Sie fühlte das Klopfen seines Herzens, sie fühlte, wie heiße Thränen auf ihre Hand tropften... er war so schön, so hinreißend in seiner stolzen Leidenschaft... ihr selbst wallte das Blut so sehr, ihr Kopf war so wirr, ihr Herz so glücklich, so reich an Gefühlen, daß sie in unwillkürlichem Drang in seine Arme stürzte und ihre Thränen stromweise auf seine gelbe Weste flossen.

Fast im selben Moment erscholl die Stimme des Dr. Crupow. „Wo seid Ihr denn?“ rief er, „seid Ihr da?“ — „Hier“, antwortete Beltow, und reichte Lubinka den Arm.

Beltow war berauscht von seinem Glück. Seine in Schlaf versunkene Seele erwachte urplötzlich mit all ihrer Kraft. Die so lange zurückgehaltene Liebe entfaltete sich in ihm, sein ganzes Wesen empfand eine unaussprechliche Seligkeit — als wäre er jetzt erst inne geworden, daß er liebte. Von Cruciferski's Wohnung kehrte er in den Garten zurück und warf sich auf dieselbe Bank; die Brust war ihm so übervoll und Thränen strömten aus seinen Augen. Er wunderte sich, daß er noch so viel Jugend und Frische hatte. Bald freilich mischte sich einiges Unbehagen in seine Freude, etwas, worüber er die Stirn runzelte: als er jedoch nach Hause kam, ließ er sich von Gregor eine Flasche Champagner geben, und darin versank das unbehagliche Gefühl, während das freudige noch heller klang.

Lubinka hatte sich, auch vom Doctor begleitet, Beltow an ihrer Wohnung empfohlen. Sie war todtenbleich, sie wagte das Geschehene nicht zu fassen, wagte es nicht, sich dessen klar zu entsinnen. An Eines aber mahnte es sie von selbst, mahnte sie fürchterlich ihr ganzer Organismus ... das war jener lange glühende Kuß ... sie hätte ihn vergessen mögen, und doch war er so schön, daß sie um nichts in der Welt die Erinnerung daran hätte hingeben können. Der Doctor wollte sich entfernen. da erschrak sie und bat ihn, mit einzutreten; sie wagte es nicht, allein die Schwelle zu überschreiten, ihr war so bange.

Sie traten ein. Dmitri Jakowlewitsch saß am Tische und las ein Journal.... Er sah ruhiger und heiterer aus als gewöhnlich. Mit freundlichem Lächeln begrüßte er die Eintretenden, legte das Journal hin, und sagte, seiner Frau die Hand reichend:

„Wo seid Ihr so lange herumspaziert? Ich wartete, wartete auf Dich, ich wurde schon ganz schwermüthig.“

Die Hand seiner Frau war mit kaltem Schweiß bedeckt, wie bei Sterbenskranken.

— „Wir sind im Garten gewesen“, antwortete Crupow statt ihrer.

„Was fehlt Dir?“ fragte Cruciferski. „Deine Hand ist eiskalt, mein Liebchen! Du bist ja ganz bleich!

„Sei ruhig, Dmitri ... ein wenig Schwindel ... ich will ins Schlafzimmer gehen und Wasser trinken, es ist gleich vorüber.“

— „Wo eilen Sie hin? lassen Sie mich doch sehen. Haben Sie vergessen, daß ich Arzt bin? ... Was ist das? ihr wird übel! Dmitri Jakowlewitsch, lassen wir sie aufs Sopha nieder. Fassen Sie sie am Arm, so, so. Hab's schon unterwegs bemerkt, daß ihr nicht recht war. Schärfe im Blut, die Frühlingsluft, die Ausdünstungen vom zerthauten Eis; aller Unrath thaut jetzt auf. Wenn nur englischer Senf da wär', daß man ein kleines Pflästerchen machte, etwa handgroß, mit Schwarzbrod und Essig.... Ist Ihre Köchin zu Hause? ... Schicken Sie doch zu meinem Karp, er weiß schon ... nur schlechtweg Senf verlangen.... Das legen wir an die Füße, und wenn's nicht hilft, noch ein paar unter die Achseln“...

„Mir fehlt nichts, mir fehlt nichts“, wiederholte mit schwacher Stimme Lubinka, als sie zu sich kam, und zitterte am ganzen Leibe. „Dmitri, komm her zu mir, Dmitri ... mir fehlt nichts, gib mir Deine Hand!“...

„Was hast Du nur, mein Engel?“ fragte sie der Mann, der sich selbst schon krank fühlte, und in Thränen ausbrach.

Sie sah ihn mit einem seltsam traurigen Blick an, konnte aber nicht sagen, weshalb sie ihn gerufen. Er fragte sie noch einmal.

„Gib mir ein Glas Wasser, und laß mich ein wenig schlafen, dann bin ich wieder wohl, mein Guter.“

Ein paar Stunden darauf lag Lubinka in tiefem Schlaf oder in lethargischer Betäubung im Bette, für den Kuß Beltow's innerlich mit Gewissensbissen und äußerlich mit Senfflaster bestraft. Die Erschütterung war zu heftig gewesen, der Organismus hatte sie nicht ertragen.

Im Gastzimmer lag Doctor Crupow ganz angekleidet auf dem Sopha; er war sowol um der Kranken als um Cruciferski's willen geblieben, der vor Schreck alle Besinnung verloren hatte. Crupow ärgerte sich sehr über die Federn des Sophas, welche demselben nicht die geringste Elasticität gaben, sondern es vielmehr jenem Fasse ähnlich machten, in welchem die Carthager den Regulus herumgewälzt. Nach einer Viertelstunde entschlief er sanft mit aller Ruhe eines Menschen, dem weder das Gewissen, noch der Magen belastet war.

Am Bette der Kranken brannte in einer Untertasse ein Nachtlicht und warf einen hellen, zitternden Schein an die Decke des Zimmers, der je nach der Bewegung der Flamme bald kleiner bald größer wurde. Cruciferski saß bleich und verstört an dem Tischchen, auf welchem das Nachtlicht stand. Wer jemals am Bette eines Schwerkranken, eines Freundes, Bruders, einer Geliebten, Nächte durchwachte, besonders so ewig lange Winternächte, wie wir sie haben, der kann sich denken, wie dem nervenschwachen Cruciferski zu Muthe war. Ein dumpfes Gefühl der Hilflosigkeit, dabei die Angst vor der Zukunft mit der heißen Anstrengung des Nachtwachens, hatte ihn in einen eigenthümlich gereizten Seelenzustand versetzt. Immer wieder richtete er sich auf und betrachtete sie, legte seine Hand an ihre Stirn, fand, daß die Hitze sich gemindert und dachte, das sei vielleicht schlimmer, die Krankheit könne sich auf innere Theile geworfen haben. Er erhob sich, setzte die Nachtlampe und das Medicinfläschchen zurecht, sah nach der Uhr, hielt sie ans Ohr, und legte sie wieder hin, ohne gesehen zu haben, welche Zeit es sei. Dann setzte er sich

wieder, heftete die Augen auf den flimmernden Lichtschein an der Decke, sann und träumte, und seine entflammte Phantasie streifte fast an Wahnsinn.

„Nein“, dachte er, „das kann nicht sein, das ist unmöglich, geradezu unmöglich. Wie, ich habe ja Niemand als sie auf der Welt, und sie ist so jung! Gott sieht meine Liebe, er wird sich unser erbarmen. Das hat nichts zu bedeuten, das geht vorüber. Ja, ja, Schärfe des Blutes, die kalte, feuchte Luft, das Thauwetter; aber Erkältungen im Frühjahr haben schreckliche Folgen: Nervenfieber, Schwindsucht.... Wie kommt es, daß man die Schwindsucht noch immer nicht heilen kann? Eine furchtbare Krankheit. Uebrigens ist sie nur bis zum achtzehnten Jahre gefährlich. Aber die Frau unsers französischen Lehrers war dreißig Jahre alt und starb doch an der Schwindsucht, gewiß, gewiß.... Wie, wenn...“

Nun trat ihm lebhaft ein erschütterndes Bild vor die Seele. Er sah einen Sarg im Zimmer, hörte das Todtengebet; der Doctor stand traurig daneben, die Wärterin, die den kleinen Jascha hielt, hatte ein weißes Tuch umgebunden.... Dann malte er sich noch Schrecklicheres, wie auch der Sarg verschwunden... in der Stube Alles aufgeräumt, gescheuert, und es rieche nur nach Weihrauch.

Er erhob sich, einer Ohnmacht nahe, und trat zu seiner Frau hin. Ihre Wangen glühten, sie athmete schwer, ein krankhafter Schlaf fesselte ihre Glieder. Cruciferski faltete die Hände und weinte bitterlich.... O, dieser Mensch liebte! Man brauchte ihn nur anzusehen. Er kniete hin, ergriff die heiße Hand seiner Frau und preßte sie an seine Lippen.

„Nein“, sagte er laut, „nein! Er wird sie mir nicht nehmen, sie wird mich nicht verlassen; was sollte aus mir werden ohne sie?“

Er hob die Augen zum Himmel und betete.

Jetzt trat der Doctor mit ganz verschlafenem Gesichte herein: sein linkes Auge wollte sich durchaus nicht

öffnen, wie sehr er auch den eigens hierzu bestimmten Muskel anstrengte.

— „Sie hat wohl zu phantasiren angefangen, was?“

„Nein, sie schläft ruhig.“

„Hab's selbst gehört: sollt' es mir geträumt haben?“

„Es muß Ihnen wol geträumt haben, lieber Doctor,“ versetzte Dmitri Jakowlewitsch mit der Miene eines ertappten Schulknaben.

Crupow trat ans Bett.

„Noch ein wenig Hitze. Hat aber nichts zu bedeuten. Sie sollten sich hinlegen, Dmitri Jakowlewitsch; was haben Sie davon, daß Sie sich abquälen!“

„Nein, ich bleibe auf“, antwortete Cruciferski.“

— „Wie Sie wollen“, versetzte der Doctor gähnend und lenkte seine Schritte nach dem Sopha hin, auf welchem er ganz ruhig bis halb acht Uhr schlief. Um diese Stunde stand er alle Tage auf, gleichviel, ob er um zehn Uhr des Abends oder um sieben Uhr des Morgens zu Bette gegangen.

Nachdem er die Kranke besichtigt, entschied er, daß es ein leichtes Erkältungsfieber sei, wie er sich ausdrückte, und setzte hinzu: „Das liegt jetzt in der Luft.“

Was nach diesem Fieber geschah, mag Lubinka selbst erzählen.

Siebentes Capitel.

Aus Lubinka's Tagebuch.

18. Mai.

Länger als einen Monat habe ich nichts in dieses Buch geschrieben.... Einen Monat! und zuweilen kommt mir's vor, als wären seit jenem Tage, wo ich krank wurde, Jahre vergangen. Nun, glaube ich, ist Alles vorüber und wir werden wieder ein ruhiges, stilles Leben führen. Gestern verließ ich zum ersten Mal das Zimmer. Wie

freute ich mich, die Luft zu athmen! Es war reizendes Wetter.... Ich bin aber von meiner Krankheit noch recht angegriffen. Wie ich ein paar Mal durch unser Gärtchen ging, wurde ich so müde, daß ich Schwindel bekam. Dmitri erschrak, doch es ging gleich vorüber. Mein Gott, wie er mich liebt! Der gute, gute Dmitri! Wie hat er mich gepflegt! Ich brauchte in der Nacht nur die Augen aufzuthun, mich nur zu rühren, so stand er vor mir und fragte mich was ich wünsche. Der Arme, er hat so abgenommen, als sei er selbst krank gewesen. Welche Liebesfülle! Man muß ein steinernes Herz haben, um einen solchen Menschen nicht zu lieben. O gewiß, ich liebe ihn, es wäre mir unmöglich, ihn nicht zu lieben. Jener Vorfall im Garten hat nichts zu bedeuten: meine Krankheit war schon im Anzug, ich befand mich in einer eigenthümlichen Stimmung, meine Nerven waren gereizt. Gestern sah ich ihn zum ersten Mal seit meiner Krankheit. Seine Stimme hatte ich wie im Traume gehört, ihn selbst aber nicht gesehen. Er war sehr aufgeregt, obgleich er es barg, seine Stimme zitterte, als er zu mir sagte: „So sind Sie endlich, endlich wohler! Dann sprach er wenig; eine gewisse Idee beschäftigte ihn, er fuhr ein paarmal mit der Hand über die Stirn, als wollte er sie verwischen, aber sie trat immer wieder hervor. Nicht die leiseste Anspielung auf das Vorgefallene: er hat wol begriffen, daß es ein krankhafter Rausch war. Warum habe ich nicht Alles meinem Dmitri erzählt? An jenem Abend, als er mir so herzlich die Hand reichte, wollte ich ihm um den Hals fallen und ihm Alles, Alles sagen: aber es fehlte mir an Kraft, es wurde mir übel. Auch ist Dmitri so zartfühlend, ihn hätte das fürchterlich gekränkt. Später erzähl' ich's ihm unbedingt.

20. Mai.

Gestern war ich mit Dmitri im Garten. Er wollte sich auf jene Bank setzen, aber ich sagte, daß ich den

Luftzug vom Strome fürchte — diese Bank hatte etwas Schreckliches für mich, ich glaubte, es müsse für Dmitri beleidigend sein, auf ihr zu sitzen. Ist es denn wahr, daß man Zwei lieben kann? Ich begreife es nicht. Freilich kann man nicht blos Zwei, sondern auch Mehrere lieben, aber in anderer Bedeutung des Wortes. Mit eigentlicher Liebe liebt man nur Einen, und so liebe ich meinen Mann. Dann bin ich Crupow zugethan und scheue mich nicht es zu gestehen, auch Beltow. Es ist ein so starker Geist, daß er mich unwiderstehlich fesselt. Dieser Mann ist zu Großem berufen, es ist ein ungewöhnlicher Mensch, aus seinen Augen leuchtet das Genie. Jener Liebe bedarf ein solcher Mann nicht. Was kann ein Weib ihm sein? sie verliert sich in seiner schrankenlosen Seele.... Ihm thut eine andere Liebe noth. Er leidet, leidet tief, und die zarte Freundschaft eines Weibes könnte wol dieses Leiden lindern. Er findet sie stets bei mir, nur faßt er diese Freundschaft zu feurig auf, er faßt Alles so feurig. Zudem ist er so wenig an Aufmerksamkeit, an Sympathie gewöhnt; er war stets einsam, und daß sein gekränktes, verbittertes Herz bei der Stimme des Mitgefühls plötzlich aufwallt, ist sehr natürlich.

23. Mai.

Man hat zuweilen seltsame Momente, ein gewisses stürmisches Verlangen nach einem noch vollern Leben. Ist's Undank gegen das Schicksal, oder ist der Mensch einmal so beschaffen? Ich empfinde oft, besonders seit einiger Zeit, einen Drang, der sehr schwer zu bezeichnen ist. Ich liebe meinen Dmitri herzlich: aber bisweilen verlangt meine Seele nach etwas Anderm, was ich in ihm nicht finde. Er ist so sanft, so zärtlich, daß ich jeden Gedanken, jede kindische Vorstellung ihm gern mittheile: er würdigt Alles, belächelt nichts höhnisch, verletzt nie mit einem kalten Wort oder einer gelehrten Bemerkung. Aber das ist nicht genug; es gibt noch ganz andere For-

derungen, man sehnt sich nach Kraft, nach kühnen Ideen. Warum hat Dmitri nicht jenes Bedürfniß, zur Wahrheit durchzudringen, sich mit Ideen abzumühen? Ich pflege mich oft mit einer ernsten Frage, mit einem Zweifel an ihn zu wenden, und er beruhigt mich, tröstet mich, will mich einlullen, wie man's mit Kindern macht... aber das ist's durchaus nicht, was ich möchte. Er lullt auch sich mit diesem kindlichen Glauben ein, ich vermag's nicht.

24. Mai.

Jascha ist krank. Zwei Tage lag er in Fieberhitze, heute hat sich ein Ausschlag gezeigt. Semen Iwanowitsch täuscht mich. Es ist zehnmal besser, alles offen zu sagen; man muß die Phantasie erschrecken, und sie nicht ihrer Willkür überlassen; sie erfindet selbst noch Gräßlicheres, Schlimmeres. Ich kann dem Jascha nicht in die Augen sehen, das Herz blutet mir. Das Kind leidet fürchterlich. Wie mager er geworden ist, der arme Junge, wie bleich! Und dabei fühlt er kaum einen Augenblick sich leichter, so lächelt er und will den Ball haben. Daß doch Alles, was uns theuer ist, so vergänglich sein muß! Es ist schauderhaft. Im Wirbel treibt und dreht sich Alles, Gutes und Böses durcheinander, auch der Mensch geräth hinein, es reißt ihn empor auf den Gipfel der Seligkeit und schleudert ihn dann hinab. Der Mensch bildet sich ein, Alles das selbst zu bestimmen, und ist doch nur wie ein Holzspan im Flusse: dreht sich in kleinem Kreis herum, und folgt der Welle, die ihn fortträgt. Er wird ans Ufer geschlagen, ins Meer hinabgerissen, oder versinkt im Schlamm.... Wie ärgerlich, wie kränkend!

26. Mai.

Er hat das Scharlachfieber. Drei Brüder Dmitri's sind am Scharlach gestorben. Semen Iwanowitsch ist betrübt, verdrießlich, zankt und weicht nicht von Jascha. Mein Gott, mein Gott, was soll mit uns werden! Dmitri

kann sich kaum auf den Füßen halten. Das ist das Glück, das ich Dir gebracht!

27. Mai.

Die Zeit schleicht langsam hin. Noch immer dasselbe. Ob ein Todesurtheil oder Begnadigung... wenn es sich nur rasch entschiede! Welch eiserne Gesundheit habe ich, daß ich alles Dies ertrage! Semen Iwanowitsch sagt mir immer: Geduld, Geduld. Mein Jascha, mein Engel, gute Nacht... gute Nacht liebes Kind!

29. Mai.

Anderthalb Tage sind ruhiger vergangen. Die Krise ist vorüber. Doch jetzt muß ich ihn erst in Acht nehmen. Die ganze Zeit hindurch war ich in fortwährender Spannung, jetzt erst empfinde ich die furchtbare geistige Ermattung. Ich möchte mich über so Vieles recht von Herzen aussprechen. Wie gern spricht man, wenn man so ganz verstanden wird, so tiefes Mitgefühl findet!

1. Juni.

Alles geht besser. Diesmal, scheint es, ist die Wolke vorübergezogen. Jascha hat heute zwei Stunden in seinem Bettchen mit mir gespielt; er ist so schwach, daß er sich kaum aufrecht halten kann. Der gute, gute Semen Iwanowitsch! Welch ein Mensch!

6. Juni.

Nun ist Alles beruhigt. Jascha ist viel wohler; ich aber bin krank, recht krank, ich fühle es. Wenn ich an seinem Bettchen sitze, überkommt mich plötzlich, statt daß ich mich freuen sollte, ohne alle äußere Veranlassung ein tiefer, schwerer Kummer und steigert sich zu einem qualvollen, stummen Schmerz, daß ich vergehen möchte. Ich hatte in diesem Wirrwar keine Zeit, mit mir allein zu sein; meine Krankheit, die Krankheit Jascha's, die vielen Sorgen ließen mir keinen Augenblick, mich in mein Inneres zu versenken. Kaum besserte es sich und wurde ruhiger, so forderte mich eine klagende Stimme auf, einen

Blick in mein Herz zu thun, und ich erkannte mich nicht mehr. Gestern nach Tische fühlte ich mich ein wenig unwohl, setzte mich zu Jascha, legte den Kopf auf sein Kißchen, und schlief ein.... Ich weiß nicht, ob ich lange geschlafen, aber plötzlich wurde mir so schwer um's Herz, ich öffnete die Augen, und vor mir stand Beltow — sonst war Niemand im Zimmer.... Dmitri war ausgegangen, Unterricht zu geben.... Er sah mich an, und seine Augen waren voll Thränen; er sagte nichts, reichte mir seine Hand und drückte die meine schmerzlich fest... dann ging er. Warum sprach er denn nicht?... Ich wollte ihn zurückhalten, aber die Stimme versagte mir.

9. Juni.

Er war den ganzen Abend bei uns und zeigte sich ungeheuer lustig, witzelte, lachte und wurde recht laut: ich sah aber, daß alles Dies gezwungen war. Es kam mir sogar vor, als hätte er viel Wein getrunken, um sich in diesem Zustande zu erhalten. Es ist ihm schwer um's Herz. Er täuscht sich, er ist nichts weniger als vergnügt. Sollte ich statt Linderung neuen Kummer seiner Seele gebracht haben?

15. Juni.

Heute war ein schwüler Tag, ich verschmachtete vor Hitze. Da zog gegen Mittag ein Gewitter herauf und der Regen erfrischte vielleicht mich noch mehr als das Gras und die Bäume. Wir gingen in den Garten; die Luft war wunderschön, die Bäume hauchten einen kräftigenden kühlen Duft aus; ich fühlte mich erleichtert.... Zum ersten Male gedachte ich des damaligen Tages in anderer Weise: er hatte viel Schönes.... Kann denn etwas Sündiges voll Reiz, Süße und Seligkeit sein?... Wir gingen durch dieselbe Allee. Auf der Bank saß Jemand; wir traten näher — er war's! Ich that fast einen Freudenschrei. Er war sehr traurig, alle seine Worte klangen trübe, voller Bitterkeit und Ironie.

Er hat recht: die Menschen ersinnen sich selbst Qualen. Wie, wenn er nun mein Bruder wäre? Dürfte ich ihn denn da nicht lieben, offen lieben, und Dmitri, und aller Welt es sagen?... Das würde Niemanden auffallen.... Und er ist ja mein Bruder, das fühle ich!... Wie schön könnten wir unser Leben einrichten, unsern kleinen Kreis von vier Personen! Ist ja doch gegenseitiges Vertrauen zwischen uns, Liebe, Freundschaft, und wir bescheiden uns, bringen Opfer, sprechen nicht aus!... Als wir nach Hause gingen, war es spät; der Mond stieg auf. Beltow ging neben mir her. Welche merkwürdige magnetische Kraft ist in den Blicken dieses Mannes! Dmitri's Blick ist sanft und ruhig, wie der blaue Himmel, aber der seine erregt, beunruhigt — und doch auch nicht.

Wir sprachen wenig, beim Abschied aber sagte er zu mir: „Ich habe in dieser ganzen Zeit viel an Sie gedacht... und... ich möchte mich gern aussprechen, ich habe gar viel auf dem Herzen.“ — Auch ich habe an Sie gedacht... entgegnete ich. Adieu, Woldemar!... Ich weiß selbst nicht, wie mir diese Worte entfahren; ich hatte ihn nie so genannt, aber mir war's, als könnte ich ihn nicht anders nennen. Er fuhr bei diesem Namen zusammen, er neigte sich zu mir, und sagte mit jener Zärtlichkeit, die in manchen Augenblicken bei ihm hervortritt: „Sie sind die Dritte, die mich so genannt, darüber kann ich mich freuen wie ein Kind, das macht mich auf einige Tage glücklich!“ — Gute Nacht, gute Nacht, Woldemar, wiederholte ich.

Er wollte etwas sagen, besann sich, drückte mir die Hand, sah mir in die Augen, und ging.

20. Juni.

Ich habe mich sehr geändert, habe an Kraft gewonnen seit ich Woldemar kenne. Seine feurige, thätige, immer beschäftigte Natur greift in alle innersten Saiten,

berührt jede Richtung des Daseins. Wie viele neue Fragen sind in meiner Seele aufgetaucht! Wie viel einfache, alltägliche Dinge, die ich sonst gar nicht beachtet, regen mich jetzt zum Nachdenken an! Manches, was ich kaum zu vermuthen wagte, ist mir jetzt klar. Freilich muß ich dabei oft Ideen zum Opfer bringen, an die ich mich gewöhnt, die ich gehegt und gepflegt. Es sind bittere Momente, wenn ich mich davon losreißen muß, dann aber fühle ich mich leichter, freier. Mir würde es recht schwer, wenn er fortginge. Ich habe ihn nicht gesucht, aber es traf sich so: wir begegneten uns — und unsere Lebenswege sind nicht mehr zu trennen. Er hat mir eine neue Welt in meinem Innern entdeckt. Und ist es nicht seltsam, daß dieser Mann, der nirgends Beschäftigung, nirgends Ruhe gefunden, der einsam die ganze Welt durchwandert, plötzlich hier in einem kleinen Städtchen Sympathie bei einem Weibe fand, das wenig gebildet, arm und seinem Kreise so fern steht! Er liebt mich vielleicht zu sehr: aber hängt denn das vom Willen ab? Zudem hat er so viel Kälte und Gefühllosigkeit ertragen müssen, daß er jedes warme Gefühl hundertfach vergelten möchte. Ihn so einsam zu lassen, wie er war, mich ihm zu entfremden, vermöchte ich nicht: das wäre geradezu Sünde!... Ja, es ist wahr, auch seine Liebe hat ihre Rechte.

Die letzte Zeit war Dmitri ganz besonders verstimmt: in einem fort nachdenklich und zerstreuter als sonst. Es liegt wohl in seinem Charakter, aber schrecklich, daß alles Das zunimmt. Mich beunruhigt seine Trauer, und bisweilen erkläre ich sie mir falsch....

22. Juni.

Ich glaube doch, ich habe mich nicht geirrt. Gestern war Dmitri so düster, daß ich's nicht aushielt, und ihn fragte, was er habe. „Mir thut der Kopf weh“, antwortete er: „ich muß ein wenig gehen“, und griff nach seinem Hute. Ich will mitgehen, sagte ich. — „Nein,

meine Liebe, jetzt nicht; ich gehe sehr rasch, Du wirst müde werden." — Und er ging davon, mit Thränen in den Augen. Das ertrug ich nicht und weinte bitterlich, so lange er fort war. Er traf mich am Fenster an derselben Stelle, sah, daß ich geweint, drückte mir traurig die Hand, und setzte sich. Wir schwiegen. Nach einigen Minuten sagte er zu mir: „Weißt Du, Lubinka, was ich denke? Wie schön wär's, wenn ich in dieser warmen Sommernacht, irgendwo iu einem Hain, mein Haupt in deinen Schooß legte, und auf ewig einschliefe!" — Ich bitte Dich, Dmitri, sagte ich zu ihm, was sind das für düstere Gedanken! Lässest du denn Niemand hier zurück, um den dir's leid wäre? — „Ach ja", erwiderte er, es wäre mir um Dich und um Jascha recht leid: aber Semen Iwanowitsch sagt, ich könnte der Erziehung Jascha's nur schaden, und ich gebe selbst zu, daß Du Jascha besser erziehen kannst, als ich. Und dann, meine Geliebte, werde ich ja auch dort wie hier ewig für Euch beten; ein Gebet voll Glauben und Zuversicht findet Erhörung.... Dich wird mein Verlust schmerzen, ich weiß es, Geliebte: Du bist so gut! Aber Du wirst Kraft finden, diesen Schlag zu ertragen, gestehe es nur selbst." Es that mir unsäglich weh, ihn zu hören; ich erkannte, ich sah in diesen Worten ein arges Gefühl, und Thränen rannen mir aus den Augen. Was ist das? Ich fange an zu fürchten, daß ich Elend in unser Leben heraufbeschworen. Und doch ist mein Gewissen rein. Habe ich ihn denn wirklich in solchen Zustand versetzt, und durch Mangel an Liebe oder.... Er hat nicht mehr den frühern Glauben an mich, ich sehe es. Wie, sollte in seinem edeln Herzen ein Gefühl Raum finden, das ich nicht nennen mag? Argwöhnt er wirklich, daß ich ihn zu lieben aufgehört, und einen Andern liebe? Herr Gott! wie soll ich ihm das erklären? Ich liebe keinen Andern, ich liebe ihn und liebe auch Woldemar. Meine Sympathie für Woldemar ist ganz andrer Art. Sonderbar,

ich glaubte, nun sei unser Leben beruhigt, nun würde es recht weit und voll werden ... und auf einmal klafft ein Abgrund zu unsern Füßen.... Wenn wir uns nur am Rande noch erhalten könnten!... Wie schwer wird mir's.... Könnte ich gut, sehr gut Clavier spielen, ich würde der Seele jene Laute entlocken, die ich nicht auszusprechen vermag. Dann würde mich Dmitri verstehen, dann sähe er, daß in mir Alles rein, Alles licht ist. Armer Dmitri, Du leidest für Deine grenzenlose Liebe! O, mein Dmitri, ich liebe Dich! Wäre ich nur gleich offen gegen ihn gewesen, es würde nie dahin gekommen sein. Welche böse Macht hat mich zurückgehalten? Sobald er ruhiger wird, spreche ich mit ihm darüber, und will ihm Alles, Alles erzählen.

23. Juni.

Auch Semen Iwanowitsch, scheint mir, hat sein Benehmen gegen mich geändert. Was habe ich denn gethan?... Ich begreife nichts, weder was ich gethan, noch was geschehen ist. Dmitri war heute ruhiger. Ich sprach Vieles mit ihm, aber nicht Alles. In manchen Augenblicken schien es mir, daß er mich verstehe, aber gleich darauf sah ich deutlich, daß wir eine ganz verschiedene Ansicht vom Leben haben. Ich fange an zu glauben, daß Dmitri auch früher mich nicht ganz verstanden, nicht vollständig mit mir sympathisirt hat — das ist ein schrecklicher Gedanke!

24. Juni, spät Abends.

O Leben! Leben! Mitten im Dunkel und in der Trauer, mitten unter krankhaften Vorahnungen und gegenwärtigen Schmerzen erglänzt auf einmal die Sonne und es wird so hell, so schön! Eben ging Woldemar.... Wir sprachen lange.... Auch er ist traurig und leidet viel, und wie verstehe ich jedes seiner Worte! Warum geben die Menschen und die Umstände unsrer Sympathie einen ganz andern Charakter? warum verdrehen sie sie? Warum thun sie das Alles?

25. Juni.

Gestern, am Johannistag, war Dmitri zum Namensfeste eines Lehrers geladen. Er kam spät und nicht ganz nüchtern nach Hause. Ich habe ihn noch nie in solchen Zustande gesehen. Bleich, mit zerzaustem Haar, mit unsichern Schritten ging er im Schlafzimmer umher. Ist Dir übel, mein Guter? sagte ich: soll ich Dir Wasser zu trinken geben? — „Ja", sprach er mit einer vor Aufregung stockenden Stimme und einem seinem Charakter ganz fremden Ausdruck: „brächtest Du mir nur so viel Wasser, daß ich darin ertrinken könnte, ich dankte es Dir!" Ich sah ihm gerade ins Gesicht, er wurde bestürzt. — „Um Gotteswillen, höre nicht auf Das, was ich da fasele", rief er wahrscheinlich von meinem Blick erschreckt: ich habe — weiß selbst nicht wie, ein Glas zu viel getrunken, das hat mir den Kopf warm gemacht, ich habe Fieber. Gute Nacht, meine Liebe, ich will hier ein wenig ausruhen." Er warf sich ganz angekleidet aufs Sopha, und versank bald in einen schweren Schlaf. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Ein tiefes Leid malte sich auf seinem feinen Gesichte. Bisweilen lächelte er, aber es war ein fremdartiges Lächeln. Nein, Dmitri, mich täuschest Du nicht! Du hast nicht zufällig ein Glas zu viel getrunken, Deine Worte waren nicht im Fieber gesprochen: der Wein gab Dir nur eine Härte, die Deiner Seele durchaus nicht eigen ist. Ach, was kommt über unsere Häupter, barmherziger Gott! Das übersteigt alle menschliche Kraft! Du leidest schwer, mein armer Dmitri! Und ich, ich muß es sehen und mir sagen, daß ich an Allem Schuld bin!

Drei Stunden später.

Ich kann mich noch gar nicht zurecht finden! In meiner Seele wogt Alles so stürmisch. Das Blut pocht mir an die Schläfe, mein Herz schlägt so heftig, daß ich die Brust halten muß. Und Du, Dmitri, Du scheust die Sünde nicht, mich so schlecht zu verstehen! Der

Arme! wie ihn das schmerzt! O, nur Linderung, Linderung für ihn!... Mir brennt der Kopf, mir schwindelt... kehrt mein Fieber zurück?... Ich sprach mit Dmitri, ich verlangte, er solle mir seine Trauer, sein Benehmen, seine Reden erklären. Ja, er hat den Glauben an mich verloren, er wird es nie begreifen, was in mir vorgeht. Das ist schrecklich, da ich nichts ändern kann. Alles ist in Nebel gehüllt, mein Herz ist voller Angst und Weh. Warum mußte ich Woldemar begegnen!

26. Juni.

Wie seltsam und verwirrt sind die menschlichen Begriffe! Wenn man es recht bedenkt, weiß man oft nicht, ob man zürnen oder lachen soll. Mir fiel heute ein, daß die aufopferndste Liebe doch nur der höchste Egoismus, daß die größte Demuth, daß Milde ein furchtbarer Stolz, eine versteckte Härte sei. Ich entsetze mich selbst vor diesen Gedanken, wie ich als kleines Mädchen mich für ein Ungeheuer, für eine Verbrecherin hielt, daß ich Glafira Lwowna und Alexej Abramowitsch nicht lieben konnte. Aber was soll ich thun, wie soll ich meine Gedanken abwehren, und warum auch? Ich bin kein Kind. Dmitri klagt mich nicht an, wirft mir nichts vor, verlangt nichts; er ist noch zärtlicher geworden. Noch zärtlicher! Das zeigt ja eben, wie unnatürlich alles Das ist; darin liegt so viel Stolz, so viel Demüthigung für mich, solcher Mangel an Verständniß! Er leidet sehr. Und was ist von dem Weibe zu sagen, das Liebe mit Gift lohnt? Aber mein Gott, habe ich es denn gewollt? Ich sprach aufrichtiger mit ihm, als eine andere Frau es gethan hätte. Er gibt augenscheinlich nach, aber zu gleicher Zeit setzt sich etwas ganz Anderes in seinem Herzen fest, und das kann er nicht bemeistern.

27. Juni.

Seine Trauer gestaltet sich zu einer fortwährenden Verzweiflung. Früher kamen nach trüben Gesprächen

heitrere Augenblicke, jetzt nicht mehr. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich bin erschöpft. Wie viel gehörte dazu, diesen sanften Menschen zur Verzweiflung zu bringen. Ich habe ihn soweit gebracht, ich wußte diese treue Seele nicht zu wahren. Er traut den Worten meiner Liebe nicht mehr, er geht zu Grunde. O, jetzt möcht' ich sterben ... gleich sterben!

Ich fange an, mich zu verachten; und was das Allerschlimmste, Unbegreiflichste, mein Gewissen ist ruhig Ich habe einem geliebten Menschen, dessen ganzes Leben mir gewidmet ist, einen furchtbaren Stoß gegeben — und fühle mich nur unglücklich! Ich glaube, mir wäre wohler, wenn ich mich schuldig fühlte: o dann stürzte ich mich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie und würde mit meiner Reue Alles gut machen. Reue tilgt alle Herzensflecken. Er ist ja so zärtlich, er könnte nicht widerstehen, er verziehe mir, und wir wären noch glücklicher nach allem Erlittenen. Was ist das aber für ein verwünschter Stolz, der keine Reue in meinem Herzen aufkommen läßt! Ich wollte, ich wäre jetzt allein, fern von hier — hätte nur Jascha mit; ich möchte irgendwo unter fremden Leuten sein, um mich zu ermannen!... Du findest keinen Seelenfrieden, Dmitri. Ach, Geliebter, all mein Herzblut bis zum letzten Tropfen gäb' ich hin, wenn Du mich verstehen wolltest und könntest. Wie wäre Dir wohl! Du fällst als ein Opfer Deiner überspannten Mißkenntniß, und ich folge Dir in diesen Abgrund, ich folge Dir, weil ich Dich liebe, weil die unterirdischen Mächte mich zu Deinem Verderben auserkoren. Oft ist mir, als müßten ein paar Worte mit Woldemar mein Herz erleichtern, und doch wage ich es nicht die Gelegenheit zu suchen. Dahin haben sie es mit ihren Klatschereien gebracht! Es ist ihnen gelungen auch mich ängstlich zu machen und ein reines, edles Gefühl zu vergiften. Möge es ihnen Gott verzeihen! Semen Iwanowitsch hat mir indirect die Moral gelesen. Der gute

Doctor! hat mich recht gedauert: weiß nichts, und spricht mir von der Heiligkeit der Mutterpflichten.... Fällt ihm denn gar nicht ein, daß auch ich vielleicht darüber nachgedacht?... Die Theilnahme der Menschen ist oft kränkender als ihre Kälte. Die Freundschaft hält es für ihr schönstes Recht, den Freund an den Pranger zu stellen, und Beobachtung ihrer Rathschläge zu fordern, so sehr sie auch dem widerstreben mögen, dem sie ertheilt werden.... Wie kleinlich ist das Alles! Ha, es wird einem so schwül, so dumpf, wie in enger Stube, wenn alle Fenster geschlossen sind, und noch dazu die Fliegen herumschwärmen!...

Achtes Capitel.

Folgen der Entdeckung.

Wäre Beltow nicht nach N. gekommen, so hätten Cruciferski und seine Frau in ihrer stillen Häuslichkeit viele glückliche und ruhige Jahre verlebt. Allerdings, aber das gibt wenig Trost. Ich habe auch oft gedacht, wenn ich an einem abgebrannten Hause vorüberkam: wäre der Funke nicht hineingefallen und zur Flamme angefacht worden, so hätte dieses Haus noch viele Jahre gestanden, und man schmauste und belustigte sich darin — jetzt ist es ein Steinhaufen.

Unsere Erzählung ist eigentlich zu Ende. Wir können hier innehalten, und es dem Leser zu entscheiden überlassen, wer Schuld ist. Aber noch dürften sich einige interessanle Einzelheiten finden. Man erlaube mir, sie mitzutheilen.

Wenden wir uns zuerst zum armen Cruciferski. Er hatte bald nach der Krankheit seiner Frau bemerkt, daß eine gewisse Idee sie lebhaft beschäftigte: sie war nachdenklich, unruhig, auf ihrem Gesichte lag etwas von

größerer Erhebung und Kraft als jemals. Ihm fielen mancherlei seltsame, unwahrscheinliche Erklärungsgründe ein, über die er innerlich lachte, die sich ihm aber immer wieder aufdrängten.

Einmal saß sie bei Jascha, da ging im Vorsaal plötzlich die Thür auf, und Jemand fragte: „Zu Hause?" — „Das ist Beltow", sagte Cruciferski emporblickend. Seine Augen begegneten auf Lubinka's Gesicht einer leichten Röthe und einem belebten Blick, der nicht ihm zu gelten schien. Er fuhr zusammen und schwieg. Er wußte recht gut, daß seine Frau mit Beltow innig befreundet war, und das nahm ihn gar nicht Wunder. Aber dieser Blick, diese Röthe, die ihr Gesicht überflog? Wär's möglich? dachte er, und betrachtete von Neuem was geschah. Beltow liebkoste den Jascha, aber welch einen Blick voll Leidenschaft und Zärtlichkeit heftete er auf die Mutter! In diesem Blick hätte nur ein Blinder die Liebe nicht gesehen, die glühende und mehr noch, die glückliche Liebe. Sie stand da mit niedergeschlagenen Augen; ihre Hände zitterten ein wenig, ihr mochte gar wohl zu Muthe sein. Cruciferski trat, nachdem er einige Worte gesprochen, ins andere Zimmer. — Wär's doch wahr? fragte er sich erschrocken: es wurde ihm so wirr im Kopfe, die Ohren sausten ihm, sodaß er sich schnell aufs Bett setzen mußte. Nachdem er fünf Minuten in einem widerwättig drückenden Zustand, ohne irgend einen klaren Gedanken, dagesessen, trat er wieder ein. Sie unterhielten sich so freundschaftlich, so herzlich, er kam sich dabei ganz überflüssig vor. Im Zimmer auf- und abgehend rief er sich mancherlei Kleinigkeiten ins Gedächtniß, die er früher kaum beachtet, die ihm aber jetzt als Beweis, als Bestätigung erschienen. Sie gab Beltow, als er ging, das Geleit, und lächelte ihm zu. Welch ein Lächeln!... „Ja, sie liebt ihn!" Kaum hatte er sich das gestanden, so wies er mit Schrecken diese Idee von sich, die aber hartnäckig wieder auftauchte. Eine finstere, rasende Ver-

zweiflung bemächtigte sich seiner. „O, meine Ahnung!“ rief er: „was soll ich thun! Auch Du, auch Du liebst mich nicht!“... Er raufte die Haare, biß sich in die Lippen, und auf einmal entwickelte sich in seiner weichen, zarten Seele die schreckliche Fähigkeit des Ingrimms, des Hasses, des Neides, das Bedürfniß der Rache, und er gewann vollends die Kraft, alles Das zu bergen.

Die Nacht brach herein. Er hätte nur zu gern weinen mögen, aber er hatte keine Thränen. Einige Minuten schloß ihm der Schlaf die Augen, aber er erwachte gleich, von kaltem Schweiß übergossen. Es hatte ihm geträumt, wie Beltow mit seinem Liebesblick Lubinka an der Hand führte, und sie ging davon, er sah es wol, auf immer; dann schwebte ihm wieder Beltow vor, und sie lächelte ihn an.... Er erschrak und stand auf. Draußen wurde es Tag. Sie schlief, ihr Gesicht war ruhig. Das Gesicht eines Schlafenden hat bisweilen einen eigenen rührenden Reiz. So war in diesem Augenblicke wirklich Lubinka's Gesicht. Auf einmal umschwebte ein Lächeln ihren Mund. „Sie sieht ihn im Traume“, dachte Crucifersky und betrachtete sie mit solchem Neid, so thierisch wild, daß er ohne die friedliebenden Gewohnheiten unsers Jahrhunderts, so gut wie der Mohr von Venedig sie erdrosselt haben würde. Unsere Tragödien schließen nicht so jäh. „Diese grenzenlose Liebe, wie hat sie sie gelohnt!... O, mein Gott! mein Gott! eine solche Liebe!“ wiederholte er, und trat zurück, als wollte er sich selbst — als wollte er schrecklichen Versuchungen entfliehen. Er näherte sich dem Bettchen Jascha's. Das Kind lag ausgestreckt, die Wange auf das Händchen gestützt, und schlief fest. „Du wirst bald verwaist sein“, dachte Crucifersky vor ihm stehend: „armer Jascha! Du hast bald keinen Vater mehr, ich kann, ich will das nicht überleben. Armes Kind, ich vertraue Dich dem Allvater, dem Beschützer aller Waisen.... Wie er ihr ähnlich sieht!...“ Er fing zu weinen an. Seine

Thränen, sein Gebet und die ruhige Miene des schlafenden Jascha erleichterten einigermaßen das Herz des Leidenden. Eine Menge ganz anderer Gedanken stiegen in seiner weich gestimmten Seele auf. „Thue ich auch recht, sie zu beschuldigen? Hat sie ihn denn lieben wollen? Auch ist er ja... bin ich doch beinahe selbst in ihn verliebt...“ Und unser exaltirter Träumer, eben noch der rasend Eifersüchtige, der strafende Ehemann, entschloß sich auf einmal zu resigniren und zu schweigen. „Möge sie glücklich sein, möge sie meine selbstverleugnende Liebe erkennen! Wenn ich sie nur sehe, nur weiß, daß sie lebt. Ich will ihr Bruder, ihr Freund sein.“ Er weinte vor Rührung und fühlte sich erleichtert, als er zu dem Riesenwerk grenzenloser Selbstaufopferung sich entschlossen hatte; ihn erquickte der Gedanke, daß sein Opfer sie rühren würde. Doch das waren Momente geistiger Ueberspannung: bevor zwei Wochen vergingen, war er erschöpft, und erlag der schweren Bürde. Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus. Solche widernatürliche Tugenden, solche vorsätzliche Selbstaufopferungen liegen nicht in der Natur des Menschen, sind meist nur Einbildung, aber keine Wirklichkeit. Einige Tage reichte seine Kraft, dann aber schwächte seinen Heroismus zuerst der kalte engherzige Gedanke: „sie glaubt, ich merke nichts, sie ist schlau, sie heuchelt.“ Von wem dachte er das? von einem Weibe, das er so liebte und achtete, das er kennen mußte, und doch nicht kannte. Darauf machte sich der innere Gram, der ihn ohnehin verzehrte, in Worten Luft, weil Worte den Schmerz lindern. Das führte zu Erklärungen, in denen er so wenig innehalten konnte als Lubinka es mochte. Diese Gespräche ließen ein drückendes Gefühl in ihm nach. Er vermied es, mit ihr unter vier Augen zu sein und doch führten sie ein so abgeschiedenes Leben, daß sie fast immer allein waren. Er versuchte fleißiger zu arbeiten, aber die Wissenschaft wollte ihm nicht in den Kopf: er konnte kein Buch lesen, oder während seine Augen lasen,

rief ihm seine Phantasie lichte Erinnerungen der Vergangenheit zurück, und oft flossen seine Thränen stromweise auf die Blätter irgend einer gelehrten Abhandlung. In seiner Seele entstand eine gewisse Leere, die buchstäblich mit jeder Stunde zunahm. Es wurde ihm unmöglich so zu leben. Da fing er an, Zerstreuung zu suchen. Wir haben aus Lubinka's Tagebuche gesehen, wie er am Johannistage von einer Abendunterhaltung bei seinem gelehrten Freund Medusin nach Hause kam.

Apropos, ruhen wir hier von pathetischen Stellen aus und nehmen an der gelehrten Unterhaltung bei Medusin Theil. Da müssen wir freilich vor allen Dingen mit dem ehrenwerthen Herrn vom Hause bekannt werden. Eine so angenehme Bekanntschaft, daß wir damit ein neues Capitel beginnen.

Neuntes Capitel.

Zechbrüder.

Iwan Afanassiewitsch Medusin, lateinischer Sprachlehrer und Inhaber einer Privatschule, war ein allerliebster Mann und hatte gar nichts Medusenhaftes — äußerlich, weil er kahlköpfig, innerlich, weil er nicht von Muth, sondern von Liqueur erfüllt war. Medusin wurde er im Seminar benannt, erstlich, weil er irgend einen Namen haben mußte, und zweitens, weil die Haare des künftigen Gelehrten alle von einander abstanden und sich durch eine ungewöhnliche Dicke auszeichneten, sodaß man sie für Draht hätte nehmen können.

„Doch die Zerstörungsmacht der Zeit
Hatt' in die Winde sie zerstreut“...

Aus dem Seminar trug Iwan Afanassiewitsch außer dem angenehmen mythologischen Familiennamen jene solide

Bildung davon, welche Seminaristen in der Regel bis an ihr Ende begleitet und ihnen ein so eigenthümliches Gepräge giebt, daß man einen ehemaligen Seminaristen in jedem Aufzug erkennt. Herr Medusin zeichnete sich nicht eben durch aristokratische Manieren aus: er konnte sich nie entschließen, seine Schüler „Sie" zu nennen, und in der Unterhaltung Ausdrücke zu meiden, die in feiner Gesellschaft selten vorkommen. Iwan Afanassiewitsch war ein Funfziger. Erst hatte er in verschiedenen Familien Unterricht ertheilt, dann brachte er's endlich so weit, daß er seine eigene Schule gründete. Einer der Lehrer war sein Freund Kosernaumsky, auch ein Seminarist, der sich dadurch auszeichnete, daß er seit seiner Geburt nicht aus dem Schweiße kam, sodaß er bei 30° Frost sich beständig die Stirn trocknete, während bei 10° Wärme sein Gesicht förmlich tropfte. Der traf einmal Iwan Afanassiewitsch im Schulzimmer und sagte zu ihm absichtlich vor Andern: „Ich glaube, Iwan Afanassiewitsch, irre ich nicht, so ist Ihr Namenstag vor der Thür. Wir werden ihn doch wol in gewohnter Weise feiern?"

„Wollen sehen, Verehrtester, wollen sehen", erwiderte Iwan Afanassiewitsch lächelnd und beschloß aus irgend einem Grunde, seinen Namenstag diesmal prächtiger als je zu feiern.

Herrn Medusin's Hauswesen war nicht „eingerichtet". Seit funfzig Jahren hatte er seinen beständigen Aufenthalt in N., und doch konnte man glauben, er sei erst gestern angekommen, und habe noch nicht Zeit gehabt, sich etwas anzuschaffen. Das geschah nicht sowol aus Geiz als aus völliger Unkenntniß der Gegenstände, die ein in der bürgerlichen Gesellschaft lebender Mensch braucht.

Da er sich nun anschickte, ein Fest zu geben, so besichtigte er sein Inventar. Es zeigte sich, daß er sechs Theetassen besaß, von denen zwei sich in Gläschen verwandelt, weil sie ihre einzigen Henkel verloren hatten. Für alle zusammen waren drei Untertassen da; dann hatte

er noch eine Theemaschine, einige Teller, die auf dem Tische wackelten (die Köchin hatte dieselben als Ausschuß gekauft), zwei Weingläser, welche Medusin bescheiden seine Schnappsgläschen nannte, und drei Pfeifenrohre, mit Schmuz verstopft, wahrscheinlich, damit kein Zugwind durchkam. Das war Alles. Nun hatte er aber sämmtliche Schullehrer eingeladen. Lange sann er, wie er's mache — endlich rief er seine Köchin Pellagea herbei.

Pellagea war die Gattin eines tapfern Kriegers, der eine Woche nach der Hochzeit zur Miliz abgegangen, und seitdem keine Zeit gefunden hatte zurückzukehren, oder von seinem Tode Nachricht zu geben, wodurch er Pellagea in die sehr unangenehme Lage einer Witwe versetzte, welche in dem Verdachte steht, daß ihr Mann noch lebt. Ich habe tausend Gründe zu glauben, daß die dicke, lange Pellagea, mit einem Tuch um den Kopf, mit Wärzchen im Gesichte und sehr dunkeln buschigen Brauen geschmückt, nicht nur die Küche, sondern auch das Herz Medusin's versah: aber ich werde Euch diese Gründe nicht nennen, weil Privatgeheimnisse mir heilig sind.

Sie erschien. Er theilte ihr seine Verlegenheit mit.

„Sie plagt doch der Teufel!" antwortete Pellagea. „So'n gelehrter Mann, wie Sie sind! Verzeih' mir's Gott, wie ein unverständiger Knabe! Rufen da so 'ne Menge zusammen: und ein andermal lassen Sie sich keine zehn Kopeken Waschgeld abdringen! Was fangen wir nun an? S'ist eine Schande vor fremden Leuten: wir sind ja wie abgebrannt."

— „Pellagea!" rief Medusin mit donnernder Stimme: „misbrauche meine Geduld nicht! Ich will einmal meinen Namenstag mit meinen Freunden begehen; ich will's und ich thu's, ich leide keinen Widerspruch!" Hier war der Einfluß Cicero's augenfällig: Pellagea aber hatte die Kunde von dem Feste so aufgeregt, daß sie den Cicero vergaß.

„Meinetwegen, ich schweige auch; 's ist Ihre Sache.

Schmeißen Sie immerhin das Geld zum Fenster hinaus, wenn es Ihnen Plaisir macht. Geben Sie mir funfzig Rubel, so kaufe ich Alles, ohne die Getränke."

Pellagea wußte recht gut, daß ihre Antwort Herrn Medusin nicht gefallen würde. Als sie es daher gesagt hatte, stemmte sie den Elbogen in die eine Hand, neigte das Gesicht auf die andere und erwartete mit tiefem Selbstgefühl ruhig die Wirkung ihrer Worte.

— „Funfzig Rubel für diesen Plunder! Du bist wohl übergeschnappt! Habe ich denn mit Verres Sicilien geplündert, was? Funfzig Rubel, ohne die Getränke! Du närrische Alte! Weißt Du keinen andern Rath? Geh doch zum Popen Joanikius, lade ihn auf den vierundzwanzigsten zu mir ein und borge Dir von ihm Geschirr auf einen Abend."

— „Ei, wie hübsch sich das macht, in fremden Häusern Geschirr zusammenbetteln!"

„Pellagea! ist Dir dieser Mann bekannt"? fragte Medusin, auf einen in der Ecke stehenden Knotenstock hindeutend.

Als Pellagea den Bekannten erblickte, ging sie in die Küche, ihren Mantel und ihr seidnes Tuch umzunehmen, und begab sich dann murrend zum Vater Joanikius. Medusin aber setzte sich an den Schreibtisch und saß eine Stunde lang in tiefem Nachdenken; darauf griff er nach einem Blatt Papier und schrieb — Ihr glaubt wol, einen Commentar zur Aeneide oder zum Horaz? — Weit gefehlt; er schrieb Folgendes:

1) Russische Grammatik und Logik: verbraucht viel.
2) Geschichte und Geographie: verbraucht ziemlich genug.
3) Reine Mathematik: miserabel.
4) Französische Sprache: viel Wein.
5) Deutsche Sprache: sehr viel Bier.
6) Zeichnen und Kalligraphie: bloßen Schnapps.
7) Griechische Sprache: nimmt Alles zu sich.

Nächst diesen anthropologischen Notizen entwarf Iwan Afanassiewitsch das entsprechende Programm:

1	Eimer	Santorin	16	Rubel.	
1/2	„	Branntwein	8	„	
1/2	„	Bier	4	„	
2	Flaschen	Meth	—	„	50 Kop.
3	„	Jamaika	4	„	
10	„	Medoc	10	„	
1	„	Liqueur	2	„	50 —
		Summa Rubel	45		— Kop.

Medusin war mit der Berechnung zufrieden: nicht zu viel Geld und genug zum Trinken. Außerdem bestimmte er noch eine ansehnliche Summe zum Ankauf von Pasteten, Schinken, Caviar, Citronen, Häringen, Tabak und Pfeffermünzplätzchen, letztere mehr aus Luxus als aus Nothwendigkeit.

Es war aber auch wirklich ein ausgezeichnetes Fest! Um sieben Uhr versammelten sich die Gäste; um neun Uhr strömte schon von dem Gesichte Kofernaumski's ein Platzregen; um zehn Uhr wollte der Lehrer der Geographie, als er mit dem Lehrer der französischen Sprache von dessen verstorbener Gattin sich unterhielt, vor Lachen bersten, wiewol er durchaus nicht begreifen konnte, was eigentlich an dem Tode dieser ehrenwerthen Frau lächerlich war. Noch bemerkenswerther aber ist, daß der Franzose, der trostlose Witwer selbst, als er ihn ansah, in Gelächter ausbrach, ungeachtet er „blos Wein" zu sich genommen hatte. Medusin ging den Gästen mit gutem Beispiel voran: er trank unaufhörlich, und zwar Alles was Pellagea nur immer reichte — Punsch und Bier, Wein und Branntwein, sogar ein Glas Meth erhaschte er, von dem es im Ganzen nur zwei Flaschen gab. Durch solches Beispiel ermuntert, blieben die Gäste hinter dem Hausherrn nicht zurück; Cruciferski allein, welchen dieser ehrenhalber eingeladen, weil er dem höhern Lehrer-

stande angehörte, nahm keinen Theil an dem allgemeinen Saus und Braus: er saß in einer Ecke und rauchte. Aber der durchdringende Blick des Hausherrn traf endlich auch ihn.

— „Dmitri Jakowlewitsch, wollen Sie nicht Citronenpunsch? Na wahrlich, Sie müssen nicht so kopfhängerisch dasitzen! Trinken selber nicht und stören die Andern!"

„Sie wissen, Iwan Afanassiewitsch, ich trinke niemals."

— „Ich mag von solcher Thorheit nichts wissen, liebster Freund! Sie mögen trinken oder nicht, unter guten Freunden muß ein Glas geleert werden.... Pellagea, ein Glas Punsch her, und recht stark!" Die letztere Bemerkung gründete der Hausherr wahrscheinlich darauf, daß Cruciferski auch keinen schwachen trinken wollte.

Pellagea brachte ein Glas Kisliar'schen Spiritus, worin ein jedenfalls schwer betrunkenes Citronenstückchen lag und einige Theelöffel heißes Wasser spurlos verschwunden waren. Cruciferski nahm, um den Hausherrn los zu werden, das Glas, in der Hoffnung, daß er Gelegenheit finden würde, drei Viertheile davon zum offenen Fenster hinauszuschütten. Das war indeß nicht so leicht: denn Medusin übergab seine Bostonpartie einem Andern und setzte sich zu Cruciferski hin.

„Sieh mal, Dmitri Jakowlewitsch, ich sage Dir aufrichtig, Du hast mich sehr verbunden, wahrhaft freundschaftlich verbunden. Wie kannst Du nur in Deinen Jahren Dich immer zu Hause abschließen! Hast freilich ein hübsches Weibchen, aber man muß ja doch auch manchmal in eine andere Welt hineinblicken. Na, Dmitri Jakowlewitsch, laß Dich dafür küssen!"

Und ohne die Entscheidung abzuwarten, ohne sich darum zu kümmern, daß ein Geruch wie aus einer offenen Schenke von ihm ausging, prägte er seine dicken Lippen recht scharf auf Cruciferski's Wange ab. Darauf umarmte auch Kosernaumsky, von welchem der Schweiß

in Strömen rann, den armen Dmitri Jakowlewitsch ohne alle Umstände. Cruciferski, der sich das Gesicht trocknen wollte, ohne seinen pädagogischen Collegen offenbar zu beleidigen, trat in eine Ecke und zog das Taschentuch heraus. Vor ihm standen, ihm den Rücken zukehrend, der Lehrer der französischen Sprache, der trostlose Witwer, und Gustav Iwanowitsch, der Lehrer der deutschen Sprache, der in diesem Augenblicke von Bier überfüllt war und sein Pfeifchen schmauchte. Beide bemerkten Cruciferski nicht, und setzten leise ihr Gespräch fort. Cruciferski hatte, wie man sich denken kann, gar nicht hören mögen, wovon sie sprachen: als aber der Name Beltow's zugleich mit dem seinigen ziemlich laut genannt wurde, fuhr er zusammen und hörte unwillkürlich zu.

„Das ist ein altes Stückchen", sagte der Franzose — „und wenn Adam keine Hörner getragen hat, so ist's, weil er im Paradiese der einzige Mann war."

— „Jawol! Dieser Beltow ist ein wahrer Don Juan", antwortete Gustav Iwanowitsch, und nach einer Minute lachte er laut auf. Er hatte nämlich nach deutscher Weise tiefsinnig erwogen, was der Franzose von Adam gesagt. Als er endlich den Sinn gefunden, nahm er lachend die von seinen germanischen Zähnen ganz zerbissene Pfeifenspitze aus dem Munde und setzte mit großer Vergnüglichkeit hinzu: „Ich habe die Pointe!"

Aber den größten Eindruck machte jene Bemerkung nicht auf Gustav Iwanowitsch, sondern auf Einen, der sie nur halb gehört, nämlich auf Cruciferski. Was bedeuteten diese zwei Namen neben einander? Wie, sollte das schreckliche Geheimniß, das er kaum ahnte, das er sich nicht zu gestehen wagte, schon zum Stadtgeklatsch geworden sein? Hatten jene das wirklich gesprochen? Freilich hatten sie's, und da standen sie noch auf derselben Stelle und Gustav Iwanowitsch lachte immerfort. Cruciferski war es, als sei ihm in der Brust etwas gerissen und diese füllte sich mit heißem Blut, das immer höher

und höher steige und zum Munde heraussprudeln wolle. Ihm schwindelte, ihm funkelte es vor den Augen; er fürchtete sich, Jemandes Blicken zu begegnen, er fürchtete umzusinken und lehnte sich an die Wand.... Plötzlich fühlte er sich von einer schweren Hand am Aermel ergriffen. Er bebte ganz zusammen; was gibt's noch? dachte er. „Nein, lieber Dmitri Jakowlewitsch, so verfahren ehrliche Leute nicht", rief Medusin, mit der einen Hand Cruciferski am Aermel haltend, und mit der andern ein Glas Punsch emporhebend: „nein, Freundchen, hast Dich bei Seite gemacht und denkst, nun ist's gut.... Ich hab's einmal so eingeführt: ob Du ein Glas nehmen willst, oder nicht, das steht bei Dir, wenn Du aber eins genommen, so mußt Du trinken."

Cruciferski sah und hörte aufmerksam hin — etwa wie Gustav Iwanowitsch die Bemerkung des Franzosen studirte — endlich begriff er dunkel, worum es sich handelte, nahm das Glas, leerte es auf einen Zug, und fing zu lachen an.

„So hab' ich's gern, brav! Und da sagt er noch, er trinke nicht — o der Schalk! Nun, Dmitri Jakowlewitsch, mein guter Junge, noch ein Gläschen.... Pellagea!" setzte Medusin hinzu, aus dem Glase Cruciferski's mit eigenem Finger das Citronenstückchen herauslangend: „Punsch her, und etwas stärker!... Willst Du trinken?"
— „Jawol."

„Bravo, Bravo!" Hier unterließ Medusin nur darum Cruciferski zu küssen, weil sein Mund mit der Citrone beschäftigt war, die er sammt Schale und Kernen verzehrte, mit der erläuternden Bemerkung: „Saures schmeckt vortrefflich, wenn der rechte Grund gelegt ist."

Der Punsch wurde gebracht; Cruciferski trank denselben wie ein Glas Wasser. Daß er wachsbleich war, und daß seine blauangelaufenen Lippen bebten, bemerkte keiner der Anwesenden, vielleicht weil diesen der ganze Erdball zu beben schien.

Während noch immer gespielt wurde, setzte die unermüdete Pellagea auf einen kleinen Tisch ein Theebret mit einer Flasche und Weingläschen, dann einen Teller mit lauchdurchwürzten Häringen, die zwar durchschnitten, aber der Gräten durchaus nicht beraubt waren, was ihnen eine eigene, recht angenehme Schärfe gab. Das Spiel endete mit geringem Verlust und großer Zänkerei unter den Leuten, die eine ganze Bostonpartie mit einander zugebracht. Medusin hatte gewonnen, und war deshalb in der trefflichsten Stimmung. „Laßt gut sein, laßt gut sein!" rief er. „Nehmen wir lieber — Gott gesegn'es! — etwas Cantafrener zu uns."

Medusin nannte den Liqueur nie anders als Cantafrener; warum, weiß ich nicht, vermuthe jedoch, nach zuverlässigen lateinischen Quellen.

Die Gäste begaben sich an den Tisch.

„Dmitri Jakowlewitsch, ich hoffe doch, Du schlägst auch ein Gläschen Cantafrener nicht aus?"

— „Gebt her!" antwortete Cruciferski und leerte ein großes Glas Branntwein, mit unterschiedlichen Kräutern vermengt, widerwärtig von Geschmack, aber wie leichtsinnige Leute glauben, gut für den Magen.

Das Entzücken der Gäste war unbeschreiblich. Jetzt brachte Pellagea eine Pastete von fabelhafter Größe....

Ich denke jedoch, nun kennen wir zur Genüge den Charakter des Balthasarschen Mahles, mit welchem Medusin sein Namensfest feierte. Ich halte es um so weniger für nothwendig, die Fortsetzung desselben zu beschreiben, da ich meinen Lesern versichern kann, daß das Fest in gleicher Richtung und auf gleicher Grundlage fortgesetzt wurde.

Am andern Tage hatte Cruciferski eine lange Unterredung mit Lubinka. Sie stand in seinen Augen wieder so hoch, so unerreichbar hoch, und er konnte sie begreifen und würdigen.... Aber es hatte sich etwas zwischen sie gedrängt und der schreckliche Gedanke, „man spricht da-

von", vernichtete ihn. Er sagte ihr übrigens davon kein Wort; es fiel ihm schwer, mit ihr zu sprechen, und er eilte ins Gymnasium. Da er hier zu früh ankam, begab er sich in's Wartezimmer, und trat an's Fenster. Wie lange war's, daß er so ruhig zu diesem Fenster hinaussah, wie lange war's, daß er, auf dem Gipfel menschlichen Glückes, so sehr nach Hause eilte! Und plötzlich hatte sich Alles geändert! Jetzt hätte er aus seinem Hause fliehen mögen.... Und doch drückte ihn die Größe und Seelenkraft seines Weibes nieder; er fühlte, daß sie nicht weniger litt als er, daß sie aber aus Liebe zu ihm diese Leiden barg. „Aus Liebe zu mir! Kann sie mich denn lieben? kann Einer den Balken lieben, der ihm den Weg zum Glücke sperrt? O hätte ich doch verhehlen können, daß ich Alles weiß! Wäre ich vorsichtiger gewesen, sie litte nicht so viel. Und wie gern thäte ich Alles, sie glücklich zu sehen! Aber was nun anfangen? fliehen? fliehen — wohin?"

Kofernaumsky hielt ihn an. Der hatte sich offenbar vom gestrigen Gelage noch nicht erholt; seine Augen waren roth und wie mit einem Hof umgeben, gleich dem Mond in frostigen Winternächten, seine Wangen und seine Nase hatten rothe Flecken.

„Wie geht's, lieber Freund?" sagte Kofernaumsky, den Schweiß vom Gesichte trocknend: „Katzenjammer?"

Cruciferski schwieg.

„Bin selber halb todt.

> Hast Du im Meer ein Wrack gesehen,
> Sahst Du's? dem gleicht mein Leben jetzt!

Wie gefällt Ihnen Medusin? Der alte Hund! Hat sich mal gehen lassen! Nun, Dmitri Jakowlewitsch, haben Sie sich denn noch nicht restaurirt? Ich meine, ein Keil auf einen Keil. .."

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Das will ich Ihnen erklären; ich sehe, Sie sind noch ein Neuling. Kommen Sie nur zu mir: ich wohne hier ganz in der Nähe —

„Komm' in mein stilles Heiligthum,
Ich opfre Dir Arak und Rum!“

Cruciferski folgte dem Versucher, ohne selbst zu wissen weshalb. Kofernaumsky setzte statt Rum und Arak ein Gläschen Schnapps und Gurken vor. Cruciferski trank, und ward zu seiner Verwunderung inne, daß ihm in der That leichter ums Herz wurde. Eine solche Entdeckung konnte ihm natürlich nicht gelegener kommen, als zu einer Zeit, wo ein unaufhörliches Weh an ihm nagte.

Zehntes Capitel.

Abschied von N.

Kurz nach zehn Uhr fand sich Semen Iwanowitsch Crupow im großen Saale zu „Stadt Keresberg“ ein, und ging eine Weile mit finsterm, zürnendem Gesicht auf und nieder. Da öffnete sich die Thüre von Beltow's Zimmer, und heraus trat Gregor mit einer Bürste in der Hand und einem Paletot über dem Arm.

„Er schläft wol noch?“

— „Sind eben aufgestanden“, antwortete Gregor.

„Sage dem Herrn, daß ich da bin und mit ihm zu sprechen habe.“

„Semen Iwanowitsch!“ rief Beltow an der Thür erscheinend: „Semen Iwanowitsch, treten Sie nur gefälligst ein!“

„Haben Sie ein halbes Stündchen Zeit für mich?“ fragte der Doctor.

— „Den ganzen Tag, wenn Sie wollen“, erwiderte Beltow.

„Ich habe Sie doch nicht gestört? Sie beschäftigen sich, glaube ich, in den Morgenstunden mit politischer Oekonomie, nicht wahr?“ Der Greis barg nicht im Mindesten den ironischen Ton seiner Frage.

— „Sie sind heute zwar früh aufgestanden, aber, wie es scheint, mit dem linken Fuß“, bemerkte Beltow, der mit äußerster Sanftmuth die Ausfälle des alten Polterers aufnahm.

„Da wär' ich also aufgestanden, wie ich wollte.“

— „Haben Sie die Güte“, sagte Beltow und zeigte auf die Thüre.

Crupow trat schweigend ein.

„Wladimir Petrowitsch!“ hub er an, während er sich umsonst alle Mühe gab, kalt und ruhig zu scheinen. „Ich komme ein Wort mit Ihnen zu reden, nicht in erster Hitze, sondern nach reiflichster Ueberlegung. Es schmerzt mich Ihnen bittere Wahrheiten zu sagen, aber es war mir auch nicht wohl zu Muthe, als ich sie erfuhr. Ich bin auf meine alten Tage angeführt worden. Ich habe mich in einem Menschen so getäuscht, daß ein sechzehnjähriger Junge darüber erröthen müßte.“

Beltow sah den Greis erstaunt an. Dieser fuhr fort:

„Da ich einmal mit der Sprache heraus muß, so werde ich, wie der macedonische Krieger, die Dinge bei ihrem Namen nennen — es komme, was da wolle. Ich bin alt, aber eine Memme wird mich Niemand schelten: und wär' ich selbst feig, so würde ich doch nie eine unedle Handlung edel nennen!“

— „Hören Sie, Semen Iwanowitsch! Ich halte Sie gewiß für keine Memme, und Sie sind sicherlich überzeugt, daß auch ich keine bin. Es wäre mir aber sehr unangenehm, Ihnen das beweisen zu müssen, Ihnen, den ich aufrichtig hochachte. Ich sehe, Sie sind gereizt, und darum lassen Sie's uns unter allen Umständen zur

Bedingung machen, keine groben Ausdrücke zu gebrauchen. Die wirken seltsam auf mich: sie lassen mich alles Gute in Demjenigen vergessen, der sich zum Schimpfen erniedrigt. Schimpfen erklärt nichts: darum zur Sache, und verzeihen Sie mir dies Aviso."

„Schon gut, mein Herr, ich will höflich sein, äußerst höflich. Erlauben Sie, Wladimir Petrowitsch, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu fragen: wissen Sie wol, oder wissen Sie's nicht, daß Sie das Glück einer Familie zerstört, die vier Jahre hindurch meine Freude war, die mir den Mangel an eigener Familie ersetzte. Sie haben ihr Leben vergiftet und vier Menschen auf einmal unglücklich gemacht. Ich habe Sie, weil Ihre Einsamkeit mich dauerte, in diese Familie eingeführt, Sie wurden wie ein Verwandter mit aller Liebe aufgenommen, und was war Ihr Dank? Lassen Sie es sich gesagt sein: der Mann wird über kurz oder lang sich hängen oder ertränken, ich weiß nicht, ob in Wasser oder in Wein; sie bekommt die Schwindsucht, dafür steh' ich Ihnen; das Kind bleibt verwaist in fremden Händen — und schließlich posaunt die ganze Stadt Ihren Sieg aus. Erlauben Sie denn auch mir, Ihnen zu gratuliren!..."

Der edle Greis bebte vor Zorn, indem er die letzteren Worte sprach.

„Aber", setzte er nach einer Pause hinzu, Sie, von Ihrem höhern Gesichtspunkte, machen sich vielleicht nichts daraus!"

Beltow erhob sich vom Sopha und ging rasch im Zimmer auf und ab, dann blieb er auf einmal vor dem Greise stehen.

— „Erlauben Sie nun mir, Sie zu fragen, wer gab Ihnen das Recht, so dreist und roh das heiligste Geheimniß meines Herzens zu berühren? Wie wissen Sie denn, daß ich nicht doppelt so unglücklich bin als die Andern? Aber ich will Ihren Ton vergessen; gut, ich will Ihnen antworten. Was wünschen Sie von mir

zu hören? Ob ich dieses Weib liebe? Ja! ja! ich liebe sie! Tausend Mal wiederhole ich es Ihnen: ich liebe sie mit aller Kraft meines Herzens! Ich liebe sie! Hören Sie's?"

„Warum richten Sie sie also zu Grunde? Wären Sie ein Mann von Herz, Sie würden auf der ersten Stufe innegehalten und Ihre Liebe nicht verrathen haben! Warum mieden Sie ihr Haus nicht? warum?"

— „Fragen Sie einfacher: warum lebe ich überhaupt? Das weiß ich wirklich nicht! Vielleicht um diese Familie unglücklich zu machen, um das beste Weib, das ich kennen gelernt, zu verderben. Daß es Ihnen doch so leicht wird, zu fragen und zu verurtheilen! Ihr Herz muß von Jugend auf sehr ruhig geschlagen haben, sonst würde Ihnen doch etwas in der Erinnerung geblieben sein. Wolan, ich will Ihre Fragen beantworten. Ja, ich fühle jetzt das Bedürfniß, nicht mich zu rechtfertigen — denn ich erkenne keinen Richter über mich, außer mir selbst — sondern mich auszusprechen. Sie haben mir ohnehin nichts weiter zu sagen: ich verstehe Sie. Sie können es nur versuchen, dieselbe Sache in eine mehr und mehr beleidigende Form zu kleiden; zuletzt werden wir Beide gereizt, und ich möchte wahrlich nicht, daß Sie mir an der Barriere gegenüberstünden — schon darum nicht, weil Sie diesem Weibe unentbehrlich sind!"

„Reden Sie, reden Sie, ich will hören."

— „Ich kam in einer der schwersten Epochen meines Lebens hierher. Ich hatte mich von meinen Freunden im Auslande getrennt, in der Heimat stand mir kein Mensch nahe; ich traf mehrere Bekannte in Moskau, aber wir hatten nichts mit einander gemein. Das bestärkte mich noch mehr in dem Vorsatz nach N. zu reisen. Sie wissen, wie ich mich hier befand, und welches Leben ich führte. Auf einmal begegne ich diesem Weibe.... Sie lieben und achten sie, allein Sie kennen sie so wenig, wie Sie mich kennen. Sie haben ihr häusliches Glück, ihre Liebe zu Mann und Kind hoch zu würdigen gewußt,

weiter nichts. Nehmen Sie's nicht übel, es gibt Augenblicke, in denen man nicht blos süße Wahrheiten sagen kann.... Glauben Sie nicht, daß äußere Vertraulichkeit oder eine Reihe von Jahren Einem die Seele des Andern öffnet — keineswegs! Sehr oft bleiben Menschen, die zwanzig Jahre miteinander gelebt, bis an den Tod sich fremd, oft lieben sie sich auch, ohne es zu wissen. Das Mitgefühl der verwandten Seele aber entdeckt in einem Augenblicke zehnmal mehr. Zudem haben Sie bei Ihrer Gewohnheit zu moralisiren sie von Ihrer doctorlichen Höhe betrachtet: doch ich, über ihre ungewöhnliche Kraft erstaunt, ich beugte mich vor ihr. Wunderbares Geschöpf! Dieselben Resultate, um die ich mein halbes Leben hingeopfert, zu denen ich mit Mühen und Qualen gelangte, und die mir so neu erschienen, daß ich sie für eine kostbare Errungenschaft hielt — ihr waren es einfache Wahrheiten, die sich von selbst verstanden und ihr ganz gewöhnlich vorkamen! Ich begreife es nicht! Ich habe viele Menschen gekannt: mit Jedem kommt man früher oder später an seinen Horizont, an einen Abgrund, über den er nicht hinaus kann; bei ihr sehe ich diesen Horizont nicht. Welche Momente wahrhafter Glückseligkeit genoß ich an jenen Abenden, wo wir uns lange unterhielten! Ich erholte mich von aller Kälte, die mich in meinem Leben getroffen. Nun fragen Sie Einen, der zum ersten Mal erkannt, was Liebe, was Glück sei, warum er nicht inne gehalten? Das ist ja nachgerade lächerlich! So viel Verständigkeit besitze ich nicht. Auch half's ja nichts! Als ich mir Rechenschaft geben konnte, mir klar darüber wurde, war es zu spät."

„Aber so sagen Sie mir nun, welchen Zweck haben Sie, wo soll das hinaus?"

— „Darüber habe ich nicht nachgedacht, und kann Ihnen nichts sagen."

„Vor Ihren Augen liegen nun auch die Früchte davon, daß Sie es nicht bedacht!"

— „Glauben Sie, ich sehe diese Früchte gleichmüthig oder ich brauchte mir das von Ihnen erst sagen zu lassen? Ich habe es längst gefühlt, daß mein Glück dahin, daß eine Epoche voller Poesie und Seligkeit für mich vorüber, daß man dieses Weib zu Tode quälen wird, weil sie wunderbar hoch steht! Dmitri Jakowlewitsch ist ein guter Mensch, er liebt sie unaussprechlich, aber bei ihm ist die Liebe zum Wahnsinn geworden, er richtet sich mit dieser Liebe zu Grunde. Was ist da zu thun? Das Schlimmste ist, daß er auch sein Weib zu Grunde richtet...."

„Wie meinen Sie nun — er hätte es wol kaltblütig sehen müssen, daß seine Frau einen Andern liebt?"

— „Ich sage das nicht. Wahrscheinlich mußte er das thun was er gethan; denn jede Natur bleibt sich treu, besonders in kritischen Momenten. Aber wissen Sie, was er nicht hätte thun sollen: sein Leben mit einem Weibe von solcher Kraft verbinden!"

„Ach, das habe ich ihm noch vor der Hochzeit gesagt! Allein Sie müssen zugeben, daß es nun zu spät ist, davon zu reden, und daß sie vor Ihrer Ankunft doch glücklich war."

— „Guter Semen Iwanowitsch, das wäre nicht immer so geblieben. Misverständnisse der Art kommen früher oder später zu Tage. Wie können Sie nur so inconsequent sein!"

„Wahrlich, es ist eine schwierige Sache. O, hab' ich's doch nicht umsonst immer gesagt, das Familienleben sei ein gefährliches Ding! Aber ich predigte wie Johannes in der Wüste. Sie sollten nun geradezu aus Mitleid...."

— „Ich weiß wahrlich nicht, was Sie von mir wollen. Nach ihrer Krankheit bemerkte ich ihre Trauer und seine stumme, bodenlose Verzweiflung. Ich kam fast nicht mehr zu ihnen, und was mir das gekostet, weiß ich allein; zwanzig Mal nahm ich mir vor, ihr zu schreiben, und unterließ es, aus Furcht, ihren Zustand zu verschlimmern. Wenn ich sie besuchte, schwieg ich. Was werfen

Sie mir also vor, was verlangen Sie von mir? Ich hoffe doch, daß Sie nicht der bloße Wunsch zu mir geführt hat, mir einige beleidigende Aeußerungen ins Gesicht zu schleudern!"

„Wladimir Petrowitsch! zeigen Sie jetzt, daß Sie ein Mann von Kraft sind! Ich glaube wohl, daß es Ihnen schwer fallen muß... aber bringen Sie ein Opfer, ein großes Opfer... und vielleicht retten wir noch diese Frau! Wladimir Petrowitsch, reisen Sie von hier fort!"... Die gezwungene Härte im Tone des Alten wich einer gewissen Zartheit; seine Stimme bebte. Er hatte Beltow lieb.

Beltow öffnete seine Mappe, suchte in den Papieren herum, und reichte ihm einen angefangenen Brief. „Lesen Sie!" sagte er. Es war ein Brief an seine Mutter, worin er sie von seinem festen Vorsatz benachrichtigte, recht bald wieder ins Ausland zu reisen.

— „Sie sehen, ich will fort. Und glauben Sie wirklich sie dadurch zu retten, lieber, bester Doctor?" fragte er traurig den Kopf schüttelnd.

„Aber was nun anfangen?" rief Crupow mit einer gewissen Verzweiflung.

— „Ich weiß nicht", erwiederte Beltow. „Semen Iwanowitsch, ich will einen Brief an sie schreiben, den bringe ich Ihnen. Ihr Ehrenwort, daß Sie ihr denselben zustellen!"

„Das will ich", versetzte Crupow.

Beltow gab dem betrübten und erschütterten Doctor das Geleit bis an die Thüre.

Darauf kehrte er an seinen Tisch zurück und warf sich in völliger Erschlaffung aufs Sopha. Die Unterredung mit Crupow hatte ihm augenscheinlich einen furchtbaren Stoß gegeben; er konnte das Besprochene noch nicht fassen, noch nicht bewältigen. Zwei Stunden lag er da, die erloschene Cigarre im Munde, darauf nahm er einen Bogen Briefpapier und fing zu schreiben an.

Nachdem er den Brief geschrieben und zusammengefaltet, kleidete er sich an, steckte den Brief zu sich und ging zu Crupow.

„Hier ist der Brief", sagte Beltow. „Können Sie mir, lieber Doctor, Gelegenheit verschaffen, sie zu sehen — in Ihrer Gegenwart, auf ein paar Minuten — können Sie's?"

— „Wozu das?"

„Fragen Sie nicht: verschlimmern kann das nichts. Wenn Sie jemals die geringste Neigung zu mir hatten, so thun Sie's."

— „Wann reisen Sie?"

„Morgen früh."

— „Finden Sie sich um acht Uhr im Garten ein."

Beltow drückte ihm die Hand.

— „Ihn habe ich heute in dem kläglichsten Zustande gesehen."

„Halten Sie ein! Kein Wort mehr davon, Semen Iwanowitsch, ich beschwöre Sie."

Bleich und mit verweinten Augen ging die unglückliche Lubinka am Arme des Doctors. Sie war in fieberhaftem Zustand, ihre Augen hatten einen schreckilchen Ausdruck. Sie wußte wohin sie ging, und wußte, wozu. Sie kamen an jene Bank und setzten sich. Lubinka hielt einen Brief in Händen; sie weinte still. Auch Crupow, der nicht einmal lehrreiche Bemerkungen zu machen im Stande war, trocknete Thräne auf Thräne.

Jetzt näherte sich Beltow. Alles Heitere in seinem Gesichte war verschwunden; in jedem Zuge zeigte sich ein gewaltiges Leiden. Todtenblaß ergriff er ihre Hand.

„Leben Sie wohl", sagte er zu ihr mit kaum vernehmlicher Stimme. „Ich muß wieder wandern, aber unsre Begegnung, aber Ihr Bild bleibt in mir... es wird mich trösten im letzten Augenblicke meines Lebens."

— „Sehen wir uns nie wieder?“ fragte sie.

Er schwieg.

— „Mein Gott!“ rief sie, und verstummte. „Leben Sie wohl, Woldemar!“ setzte sie flüsternd hinzu, und plötzlich, als hätte ihre Kraft sich verzehnfacht, stand sie auf, drückte ihm die Hand und sagte laut und deutlich: „Woldemar, denken Sie daran, daß Sie grenzenlos geliebt sind... geliebt ohne Grenzen, Woldemar!“

Sie ging, er hielt sie nicht zurück. Sie hatte noch Muth genug, mit festerm Schritte zu gehen, als sie gekommen war.

Er blickte ihnen nach; seine Augen begleiteten so weit sie konnten, das Schimmern des weißen Bournous zwischen den Birken. Sie hatte die Kraft nicht, sich umzuwenden. Woldemar blieb zurück. Muß ich sie denn wirklich verlassen, dachte er, auf ewig verlassen! Er lehnte den Kopf auf die Hand, schloß die Augen und saß eine halbe Stunde vernichtet, erdrückt von seinem Weh, als er sich plötzlich beim Namen rufen hörte. Er hob den Kopf in die Höhe und erkannte mit Mühe das allgemeine Rathsgesicht des uns wohlbekannten Rathes. Beltow grüßte ihn trocken.

„Wladimir Petrowitsch, Sie kommen wie es scheint hierher, Ihren Gedanken und Betrachtungen nachzuhängen?“

— „Jawol, und darum bin ich gern allein.“

„Da haben Sie ganz recht; ich meine auch, es kann für einen gebildeten Mann nichts Angenehmeres geben als Einsamkeit“, bemerkte der Rath, sich auf die Bank niederlassend: — „indessen gibt es bisweilen auch Gesellschaft, die nicht übel ist. Eben begegnete mir Dr. Crupow, der hat 'mal ein Dämchen erwischt....“ Beltow, der im selben Augenblick aufgestanden, als der Rath sich gesetzt, war im Begriff zu gehen: aber die letzteren Worte hielten ihn zurück. Die spöttische Miene des Rathes zeigte nur zu deutlich, in welcher Absicht er das

gesagt. Höchst wahrscheinlich hatte er sich auch nur zufolge eines geheimen Auftrags irgend einer Maria Stepanowna im Garten eingefunden.

— „Ich kenne die Dame, welche Dr. Crupow begleitete", sagte Beltow athemlos vor Wuth.

„Ei, wie sollten Sie nicht?" bemerkte der gesprächige Rath. „Ha, ha, ha! Ihr jungen Herren kennt alle hübschen Frauenzimmer."

— „Sie sind entweder verrückt oder ein Narr! In beiden Fällen Adieu!" sagte Beltow, und ging die Allee hinab.

„Wie erfrechen Sie sich, mich so zu nennen!" rief der Rath von der Bank aufspringend und wurde krebsroth.

Beltow blieb stehen. — „Was wollen Sie von mir?" fragte er den Rath: „daß ich mich mit Ihnen schieße? Gut, das will ich, so widerwärtig es ist. Wo nicht — entschuldigen Sie, ich habe die häßliche Gewohnheit, diejenigen, die mich im Spazierengehen stören, mit dem Stocke fortzujageu."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Rath: „wer sind Sie, daß Sie mit dem Stocke zu drohen wagen?"

Zu jeder andern Zeit würde Beltow über den lieben Herrn Rath herzlich gelacht haben: in diesem Augenblicke aber, da er ohnehin so heftig gereizt war und sich kaum recht besann, was er that, zeigte er dem Rathe, wie er's meinte. Der Herr Rath stutzte; Beltow ging.

Am andern Morgen hatte Gregor mit dem Einpacken alle Hände voll zu thun. Beltow schritt im Zimmer auf und ab: ihn überkam ein Gefühl von Geistes- und Herzensleere, als fehlte ihm die Hälfte seines Daseins — eine schreckliche Beklommenheit, ein gewisses Beben, und plötzlich drangen ihm Thränen in die Augen. Zehnmal wandte sich Gregor an ihn mit einer Frage, und er antwortete: „gleichviel". In der That war es ihm in diesem Augenblick nicht allein gleichviel, welchen Paletot

er auf der Reise anziehe, sondern auch, wohin er reise, nach Paris oder nach Tobolsk.

Doctor Crupow trat ein, ganz anders als gestern: in seinen Augen waren Spuren von Thränen sichtbar, er kam langsam gegangen, strich den Hut mit dem Aermel, stand eine Weile am Fenster, dann bemerkte er dem Gregor, daß Etwas am Wagen nicht genug befestigt sei. Ueberhaupt war er ganz ungewöhnlich gestimmt.

„Sind Sie mit mir zufrieden, guter Doctor?" sagte Beltow halb lachend, halb weinend.

— „Ich habe Sie gestern beleidigt, verzeihen Sie mir.... Wenn Sie abreisen sollten...."

Die Stimme des Greises stockte.

„Lassen Sie das gut sein, Semen Iwanowitsch, wie können Sie nur..."

Beltow streckte ihm beide Hände entgegen.

— „Sie sollen noch ein Andenken von mir haben: ich habe Sie wahrhaft lieb, und will Ihnen..." hier reichte er ihm Etwas in einem ziemlich großem Saffianfutteral... „will Ihnen einen mir kostbaren, sehr kostbaren Gegenstand geben."

Beltow öffnete das Futteral, warf einen Blick auf den Greis und fiel ihm um den Hals. Der Greis schluchzte und sprach: „Muß mich doch über mich selbst schämen! Bin wahrlich ganz närrisch... werde auf meine alten Tage ein Greiner!"

Beltow warf sich auf einen Stuhl und hielt das Futteral vor sich: es umfaßte ein Aquarellportrait von Lubinka.

Crupow stand vor ihm, und um schließlich Beltow zu versichern, daß er gar nichts empfinde, machte er folgenden Commentar, heimlich seine Thränen trocknend:

„Vor zwei Jahren kam ein guter Maler hier durch, ein Engländer: er malte große Portraits in Oel. So ist z. B. das Portrait der Frau des Gouverneurs, das in dessen Kabinet hängt, von ihm. Ich beredete Lubinka, nur ein paar mal zu sitzen... hätte sie wol gedacht?..."

Beltow hörte ihn nicht, und so war es denn nicht sonderlich schade, daß Crupow's Rede durch den Gastwirth unterbrochen ward, welcher athemlos das Erscheinen des Herrn Polizeimeisters meldete.

„Was will er?“ fragte Beltow.

— „Hat mit Ew. Gnaden zu sprechen“, entwortete der Gastwirth.

„Sagen Sie, daß ich zu Hause bin.“

Der Polizeimeister trat ein, laut mit dem Säbel klirrend; von weitem zeigte sich durch die geöffnete Thüre ein hagerer Polizeicommissair, und der Kellner, der in Angst den Mantel des Polizeimeisters auf dem Arm hielt.

Beltow erhob sich, und seine ganze Gestalt drückte eine Frage aus, sodaß es keiner Worte bedurfte. Die Frage war natürlich die: „Was wollen Sie hier?“

— „Es thut mir recht leid, Wladimir Petrowitsch, Sie einige Minuten aufhalten zu müssen. Sie scheinen im Begriffe zu sein, unsre Stadt zu verlassen?“

„Ja wol.“

— „Se. Excellenz bittet Sie, sich zu ihm zu bemühen. Der Herr Rath Jelkanewitsch hat in einem Schreiben an Se. Excellenz eine Klage wegen Ehrverletzung gegen Sie erhoben. Es thut mir recht leid, aber ich muß meine Dienstpflicht erfüllen. Sie werden selbst zugeben, ich kann nichts als streng Folge leisten.“

„Das kommt mir sehr zur Unzeit! Erlauben Sie mir die Frage: kann mich das lange aufhalten?“

— „Das wird von Ihnen abhängen. Herr Jelkanewitsch ist ein nobler Mann: er wird die Sache gewiß nicht in die Länge ziehen, wenn Sie eine Erklärung geben....“

„Welche Erklärung denn?“

„Ach Wladimir Petrowitsch, was ist mit Ihnen anzufangen? Sie verstehen doch gar nichts“, bemerkte Crupow: — „na, wollen Sie, so werde ich mit dem Herrn Polizeimeister die Sache vermitteln und in einer Viertelstunde abmachen.“

„Sie würden mich ungemein verbinden."

— „Bitte sehr", bemerkte der Polizeimeister, „das ist ja unsre heilige Pflicht, und nichts ist uns angenehmer, als wenn wir so etwas friedlich und zu allgemeiner Zufriedenheit schlichten."

Das geschah denn auch.

Schluss.

Zwei Wochen später kam über den Mühlendamm, auf jenem Wege, der von Bälo-Pole nach der Landstraße führte, eine Reiseequipage heran. Gregor saß auf dem Bock, seine Pfeife rauchend, der Postillon redete den Pferden zu, besser Schritt zu halten und um sich ihnen verständlicher zu machen, sprach er lauter Vokale: o ... o ... o ... u ... u ... u ... a ... a ... a ... u. s. w. Diesseit des Flusses stand eine bejahrte Frau in weißem Kleid und weißer Haube, auf den Arm ihres Dienstmädchens gestützt, und winkte mit thränenschwerem Tuche einem Manne zu, der sich aus dem Wagen herausbog und auch mit dem Tuche winkte. Der Weg ging ein wenig rechts ab; als der Wagen hier umlenkte, sah man ihn nur noch zum Theil; bald verdeckte ihn eine Staubwolke, der Staub zerstreute sich, und auf der Straße war nichts mehr zu sehen. Die Alte aber stand noch immer da, und spähte in die Ferne.

Traurig und öde wurde es der guten Alten in Bälo-Pole. Sonst pflegte doch Woldemar ein paar Mal in der Woche zu kommen; sie war so gewohnt, schon von weitem auf dem Berge das Schellengeläut zu hören, und auf den Balkon hinauszutreten, auf welchem sie ihn einst als sonnverbrannten Jungen mit offner Stirn erwartete. Nun zog es sie nach N. hin. Dort lebte das Weib das

ihr Sohn liebte und die das unglückliche Opfer ihrer Liebe zu ihm ward. Wirklich übersiedelte die Alte auf den Winter nach N. Sie fand Lubinka im Erlöschen, hoffnungslos daniederliegend. Doctor Krupow, der noch einmal so finster geworden, schüttelte den Kopf, wenn man ihn nach ihr fragte, Krucifersky verging vor Harm und — trank. Frau von Beltow erbat sich die Erlaubniß, die Kranke zu pflegen, und ganze Tage brachte sie an ihrem Bette zu. Etwas Hochpoetisches lag in dieser Gruppe: die sterbende Schönheit und das schöne Alter — dies hinwelkende Weib mit den eingefallenen Wangen, mit den großen glänzenden Augen und dem nachlässig auf die Schultern fallenden Haar, wie sie, das Haupt auf die abgemagerte Hand gestützt mit halbgeöffneten Munde und einer Thräne im Auge den endlosen Erzählungen der Mutter von ihrem Sohne zuhörte, von ihrem Woldemar, der jetzt so fern von ihnen weilte!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



